Die Expedition in die Seen

von

China, Japan und Ochotsk.

Erster Band.



Simoda von Vandalia Bluff gesehen.

Die Expedition in die Seen

von

China, Japan und Ochotsk

unter Commando von

Commodore Calw. Ringgold und Commodore John Rodgers,

im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten

unternommen in den Jahren 1853 bis 1856,

unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen.

Deutsche Original-Ausgabe

von

Wilhelm Heine.

Mit 16 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geographisch-artistischen Anstalt, nebst 4 Karten.

Erster Band.

Zugleich

Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan.

Leipzig.
Otto Purfürst.

Seiner Königlichen Hoheit,

dem

Prinzen Adalbert von Preußen,

Admiral der Preussischen Seeküsten,

Oberbefehlshaber der Königlichen Marine,

gewidmet

vom

Verfasser.

Königliche Hoheit!

Als Wanderer auf dem weiten Weltmeere ist mir noch nicht die Freude geworden, einem deutschen Kriegsschiffe zu begegnen, denn bis vor nicht vielen Jahren ist diesem wichtigen Zweige der Nationalbewaffnung verhältnißmäßig nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, und mit Bedauern mußte ich wahrnehmen, daß deutsche Handelshäuser in fernen Ländern oft durch den Mangel an einer bewaffneten Macht der Willkür von zuweilen ganz unbedeutenden Despoten ausgesetzt waren.

Mit inniger Freude nehme ich daher wahr, daß Preußen die Wichtigkeit einer Flotte für den Schutz seines Handels erkannt hat, und daß der Anfang zu diesem großen Werke in so Hoffnung erregender Weise gemacht worden ist.

Bei der Veröffentlichung eines Buches, dessen Inhalt die Wichtigkeit von See-Expeditionen in ferne Gegenden, sowie den Nutzen, der daraus für die sie entsendenden Länder entspringt, behandelt, hege ich den Wunsch, Ew. Königl. Hoheit einen schwachen Beweis meiner Verehrung, sowie meine besten Wünsche für das

Wachsthum und Gedeihen der von Ew. Königl. Hoheit befehligten jungen Seemacht auszudrücken, und wage es daher um Erlaubniß nachzusuchen, Ew. Königl. Hoheit mein Buch: „Die Expedition der Vereinigten Staaten von Amerika unter den Commodores Ringgold und Rodgers nach den Seen von China, Japan, Ochotsk, Behring, u. s. w." darbringen zu dürfen, obschon dieser bescheidene literarische Versuch wohl kaum auf die hohe Ehre einer solchen Widmung Anspruch machen kann.

Mit tiefster Ehrerbietung verharre ich

Ew. Königl. Hoheit

New-York, ehrfurchtsvoll ergebener

den 1. Juli 1858.

Wilhelm Heine.

Vorrede.

Die freundliche Aufnahme, die meine „Reise um die Erde" beim deutschen Publikum gefunden, ermuthigte mich bald zu einem neuen literarischen Versuche, und meines Herrn Verlegers Liberalität und Unternehmungsgeist machen es mir möglich, denselben jetzt dem Publikum vorzulegen.

Der Gegenstand der vorliegenden Schilderungen ist die Expedition eines Geschwaders der Vereinigten Staaten, welche zu gleicher Zeit mit Commodore Perry's Expedition nach Japan unternommen wurde. Die Hauptaufgabe derselben bestand darin, die am meisten von amerikanischen Handelsschiffen besuchten Seewege sorgfältig zu vermessen, sodann in Japan mit Commodore Perry's Escadre zusammenzutreffen, die von diesem letzteren vielleicht bis dahin errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, die Küsten Japans, so weit es anging, zu vermessen, endlich aber die See von Ochotsk, jenen wichtigen Schauplatz der amerikanischen Walfischfänger, sowie die Behringsstraßen und die arktischen Gewässer zu besuchen und zu vermessen.

Da diese Expedition und die Arbeiten derselben sich in engster Verbindung an die Japan-Expedition anschließen, so hielt ich es für passend, die vorliegende Arbeit, in drei Bände zusammengefaßt,

als eine Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan folgen zu lassen; und um ein vollkommenes Bild der Vorgänge in und um Japan in den ereignißreichen Jahren 1853—1856 zu geben, habe ich auch die Bewegungen der russischen und alliirten Flotten in jenen Gewässern zu schildern versucht, so weit dieselben sich auf die Gesammtvorgänge jener Jahre bezogen.

Meine eigene Arbeit beschränkte sich darauf, die Erlebnisse und Erfahrungen Anderer in geeigneter Auswahl und Gruppirung wiederzugeben, und zu diesem Zweck sind mir die Tagebücher und andere Papiere von dem Befehlshaber der Escadre sowohl, als von verschiedenen Officieren auf's freundlichste zu Gebote gestellt worden. Ich habe gesucht die individuelle Darstellungsweise jedes Einzelnen so viel als möglich beizubehalten, indem es mir einerseits schien, daß ich so am besten der ersten Pflicht des Reisebeschreibers, der Treue und Anschaulichkeit, Genüge leistete, andererseits aber schon die Forderung der Pietät mir diese Rücksicht auferlegte.

Demnächst entledige ich mich der angenehmen Pflicht, den Herren Commodore Colin Ringgold, Commodore John Rodgers, Lieutenants Brooke, Habersham und Gibson, sowie meinem geschätzten Freunde Herrn William Stimpson, dem talentvollen Naturforscher der Expedition, meinen herzlichsten Dank für die Bereitwilligkeit zu sagen, mit der sie mir die nöthigen Papiere zur Verfügung gestellt haben.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, mein herzliches Bedauern darüber auszusprechen, daß es mir nicht vergönnt war, diese Reisen unter der Flagge Deutschlands zu machen.

Es erscheint mir unerklärlich und unglaublich, daß vierzig Millionen der intelligentesten Bevölkerung der Erde, mit einer

blühenden Industrie und einem regen Handel, als Mitglieder des Welthandels sich mit einer so untergeordneten Stellung begnügen können.

In beinahe allen Häfen, die ich auf meiner Reise um die Erde besucht, fand ich eine achtbare deutsche Bevölkerung, deutsche Handelshäuser, und auf den Märkten deutsche Waaren, nur keine deutsche Flagge, kein deutsches Kriegsschiff. Die mir bekannt gewordenen preußischen, österreichischen und anderen Consuln in jenen Gegenden nahmen nur eine untergeordnete Stellung ein, da es ihnen an jeder Macht fehlte, um ihren Ansprüchen Gewicht und Geltung zu verschaffen. Diplomatische Depeschen reichen bei uncivilisirten oder halbcivilisirten Völkern, wie in China und im spanischen Amerika, nicht aus, so daß manche achtbare deutsche Handlungshäuser den nicht sehr rühmlichen Ausweg ergreifen mußten, englische Compagnons zu halten und sich so unter den Schutz des britischen Löwen und seiner Kanonen zu stellen.

Als ich von dem Vorhaben Oesterreichs hörte, eine Expedition zu einer Reise um die Erde auszurüsten, wurden große Erwartungen in mir rege, die jedoch nur zu bald wieder verschwanden. Der eigenthümliche Umstand, daß eine einzige Fregatte, selbst ohne begleitendes kleineres Schiff, die ganze Expedition bildete, sowie der Unfall, daß schon auf der kurzen Reise von Madeira nach Rio Janeiro, wo frische Lebensmittel in genügender Menge zu haben waren, der Scorbut an Bord ausbrach, flößten mir von vorn herein die lebhafteste Besorgniß für jene Zeit ein, wenn die Expedition sich viele Monate lang ohne frische Vorräthe in den endlosen Strecken und zwischen den noch unvollkommen bekannten Inseln des stillen Oceans befinden würde, wo unbekannte Riffe einem so großen

Schiffe stete Gefahr drohen, sollte es anders jemals in diese Gewässer gelangen.

Warum entsendet nicht Preußen eine Expedition dieser Art? Schiffe hat es mehr als genug. Die Seeleute des nördlichen Deutschlands gehören zu den tüchtigsten, die es giebt, und in dem Eifer für wissenschaftliche Forschungen werden die Deutschen von keinem Volke der Erde übertroffen.

Ich weiß sehr wohl, daß eine Fregatte und Corvette weder Japan noch das himmlische Reich erobern können, und selbst gegen kleinere Reiche dürfte nur nach langen fruchtlosen Versuchen und Unterhandlungen, um sich endlich Recht zu verschaffen, feindliches Einschreiten anzurathen sein; allein dies ist nur äußerst selten nöthig. In den meisten Fällen genügt schon die bloße Gegenwart eines Kriegsschiffes, um lange obschwebende Verhandlungen zu einem günstigen Ende zu bringen. Im fernen Osten ist jetzt eine rege Zeit. Japan hat bereits, unfähig, dem Drange der Civilisation zu widerstehen, die so lange gegen alle Fremden ausgeübte, entwürdigende Politik aufgegeben, und das so lange hermetisch verschlossene Reich ist eröffnet, eröffnet ohne einen einzigen Kanonenschuß, durch nichts als den Anblick der Macht, vereinigt mit den zwar mäßigen, aber unerschütterlich festgehaltenen Forderungen des Völkerrechtes.

Vier große Seemächte klopfen an die lange verschlossenen Pforten des himmlischen Reiches, und steht auch nicht zu erwarten, daß sie bei den dickköpfigen, barbarischen Bürgern des „Reiches der Mitte" ebenso schnell und auf so zufriedenstellende Weise zum Ziele gelangen werden, als bei den intelligenten Japanesen, so wird und muß doch jedenfalls dieser Zustand der Ausschließlichkeit ein Ende nehmen. Und sollen nun bei dem großen Weltvertrage, der im

Lauf der nächsten Jahre in China zu Stande kommen wird, die vierzig Millionen Deutsche nicht vertreten sein? Die Gegenwart einer einzigen Fregatte, vielleicht begleitet von einer Brigg oder einem Dampfer, und mit einem bevollmächtigten Gesandten an Bord, würde einen genügenden Einfluß ausüben.

Das ist jedoch noch nicht Alles. Die Verhandlungen werden wahrscheinlich in irgend einem Hafen des nördlichen China geführt werden und sehr langwierig sein. Zusammenkünfte über Zusammenkünfte, und Notenwechsel über Notenwechsel werden stattfinden, ganz in der hergebrachten Weise asiatischer Völkerschaften; es werden also auf Perioden angestrengter diplomatischer Thätigkeit manche lange Zwischenräume des peinlichsten Wartens folgen, welche nicht nützlicher ausgefüllt werden könnten, als indem man die Inseln des japanischen Reiches, deren lange Kette sich bis nach Lew-Chew hinabzieht, und Formosa wissenschaftlich erforschte und untersuchte. Denn in jenen Gegenden ist, wie dieses Buch zeigen wird, noch manches schöne Stückchen Terra incognita, und besonders für den Naturforscher eines der ergiebigsten Felder, das überdies den Vortheil hat, leicht von der Küste zugänglich zu sein, wo das Schiff mit seinen Vorräthen in der Nähe, und nicht, wie z. B. in Central-Afrika, viele tausend Meilen entfernt ist.

Die wissenschaftlichen Notizen, die ich diesen Bänden beifüge, so lückenhaft sie auch sind, zeigen deutlich, was für ein Feld in jenen Gegenden offen liegt, und durch wen könnten solche Lücken besser ausgefüllt werden, als durch deutschen Eifer und deutsche Gelehrsamkeit?

Die letzten Nachrichten aus Japan zeigen uns an, daß ein Prinz des kaiserlichen Hauses im Begriff steht, einen Besuch in

Europa und Amerika zu machen. Diese Nachricht hat für den, der mit der Politik jenes seltsamen Volkes bekannt ist, durchaus nichts Ueberraschendes. Die Japanesen sind genügend vom Laufe der Weltbegebenheiten unterrichtet, um einzusehen, daß die starre Consequenz ihrer früheren Abgeschlossenheit ihr natürliches Ende erreicht hat, und daß sie bald genöthigt sein werden, fremde Gesandte am Hofe des Kaisers in Yedo zu empfangen.

Dieser Besuch des Thronerben in fremden Ländern wird, so sollte mich dünken, von den Japanesen als „ne boen" betrachtet werden, das heißt, als ein Gegenstand, von dem zwar Jedermann unterrichtet ist, über den man aber nicht öffentlich spricht, wie z. B. der Tod des Kaisers auch „ne boen" ist, so daß ein Kaiser in Japan niemals officiell stirbt. Kommen nun in Zukunft fremde Gesandte nach Yedo, so wird das officiell nur als mit der Ordnung der Dinge im gehörigen Einklang stehend gefunden, der Schein ist gerettet, und die Japanesen zufriedengestellt.

Sollte nun, nachdem der japanische Fürst in Europa wohl aufgenommen worden, ein Prinz eines königlichen Hauses als bevollmächtigter Gesandter in Yedo erscheinen, so bin ich fest überzeugt, daß derselbe eine gebührende Aufnahme finden würde. Und welcher Staat hätte unter seinen Prinzen intelligentere, wissenschaftlich gebildetere und von größerem Unternehmungsgeist beseelte Männer aufzuweisen, als die preußische Monarchie?

Der Tag, an welchem eine solche Expedition aus einem deutschen Hafen segeln würde, könnte von der gesammten civilisirten Welt nur mit der unendlichsten Freude begrüßt werden.

Selbst der Kostenpunkt würde nicht sehr erheblich sein. Preußen hat eine genügende Anzahl Kriegsschiffe, und eine Fregatte kostet

an einem Ende der Erde nicht viel mehr zu unterhalten, als an einem andern. Zudem ist, wie gesagt, keine größere Flotte erforderlich. Eine Fregatte, oder selbst eine große Corvette genügt zum Flaggenschiff, aus dem am besten die Hälfte der Kanonen temporär zu demontiren wäre, um Raum für einen Gesandten mit seinem Gefolge und für das wissenschaftliche Corps zu erlangen. Eine kleine Brigg würde zur Begleitung hinreichen, und ein nicht zu großer Dampfer, der nicht über zehn bis zwölf Fuß Wasser brauchen muß und nur mit wenigen schweren Geschützen zu versehen sein würde, könnte dazu dienen, sich unbekannten Küsten zu nähern und nöthigen Falles mit den Booten im Schlepptau den Fluß Peiho hinauf bis innerhalb weniger Meilen von Peking, oder bis dicht unter die Mauern von Yedo zu segeln. Ein einziges Transportschiff würde genügen, um dem Geschwader stets die nöthigen Vorräthe zuzuführen. In der That, der geringe Mehraufwand einer solchen Expedition in jenen Meeren würde tausendfältig durch die Ehre und den Vortheil, den die Wissenschaft und die Handelswelt daraus ziehen würde, aufgewogen werden.

Washington, im Mai 1858.

Wilhelm Heine.

[illegible]

[illegible] aufgenommen werden.

[illegible], im [illegible]

Wilhelm Weihe.

Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen, Karten und Beilagen.

Einleitung.

Einleitung.

Gleichzeitig mit der Expedition nach Japan, unter Commodore M. C. Perry, organisirte die Regierung der Vereinigten Staaten eine zweite Escadre unter den Befehlen des Comm. Cadwallader Ringgold. Die Schiffe, aus denen das Geschwader bestand, waren folgende:

Die Sloop of war (Corvette) Vincennes (Flaggenschiff) mit 800 Tonnen, 10 Kanonen und 200 Mann.

Das Schraubendampfschiff John Hancock, welches 530 Tonnen, 3 Kanonen und 70 Mann hatte.

Die Brigg Porpoise von 400 Ton., 5 Kanonen und 70 Mann.

Der Schooner Fennimore Cooper von 88 Tonnen, 1 Kanone und 20 Mann.

Das Transportschiff John P. Kennedy mit 520 Tonnen, 3 Kanonen und 40 Mann.

Der Zweck dieser Expedition war, die bestehenden Karten des großen Oceans nachzuvermessen und zu berichtigen, zu Perry's Escadre zu stoßen, nöthigenfalls vereint mit diesem in Japan zu operiren

und, sollten die Verhandlungen einen günstigen Erfolg gewähren, die neueröffneten Häfen zu vermessen.

Durch mancherlei Verzögerungen kam die Escadre zu spät in Japan an, um einen activen Antheil an den Verhandlungen, sowie an den Vermessungen der Häfen von Jeddo-Bai, Simoda und Hakotade zu nehmen, die von Perry's Escadre vollendet wurden; allein eine sehr wichtige Arbeit, die unter Perry begonnen, ward von jener Escadre, zu der Zeit unter dem Befehl vom Comm. J. Rodgers, anstatt des krank heimgesegelten C. Ringgold, vollendet. Es war dies eine genaue Untersuchung der von Formosa bis Kiusiu und Nipon sich erstreckenden Inselkette, die nach allen Richtungen durchsegelt und vermessen wurde. Dieser Expedition verdanken wir die erste richtige Kenntniß von Ousima, einigen Häfen von Kiusiu, so wie von mehreren kleineren zwischenliegenden Inseln, die Herr W. Stimpson, der Naturforscher der Expedition, geographisch beschrieben.

Eine andere und merkwürdige Zwischenhandlung war Lieut. Brooke's Reise im großen Boote der Vincennes, das zu diesem Zweck theilweise überdeckt und Vincennes junior getauft worden war, um von Simoda nach Hakotade zu segeln; ein gefährliches Unternehmen in einem unbekannten Meere bei der stürmischen Jahreszeit, dem wir eine nähere Bekanntschaft mit der langen Küstenlinie zwischen dem Golf von Jeddo und den Straßen von Sangar zu verdanken haben.

Zur selben Zeit segelte der Schooner Fennimore Cooper unter Lieut. Gibson zwischen Kiusiu und Nipon hindurch, der Westküste von Japan entlang, und setzte uns von jener Seite des Landes in Kenntniß.

Von Hakotade segelte die Vincennes unter Comm. Rodgers nach Petropawlowsky, nahm daselbst Dolmetscher für den Verkehr mit den Tschuktschen-Stämmen an Bord, ging von da nach dem Eingang der Behringsstraße, errichtete daselbst eine astronomische

Station unter Lieut. Brooke, in Gesellschaft mit dem Maler Hrn. Kern und den Naturforschern Herrn Stimpson und Herrn Wright, verweilte dreißig Tage in der arktischen See und kehrte im Spätherbst nach St. Francisco zurück.

Der Dampfer Hancock, Capit. Stevens, segelte nach Kamtschatka, bis zum Golf von Penschinsk, kehrte von da nach der Küste von Sibirien zurück, besuchte die Bai von Taousk, Armen und Agan, segelte nach einem kurzen Halt in den Tschuntus Inseln nach der Mündung des Amur, und kehrte nach einem vergeblichen Versuch, in den Golf der Tartarei zu gelangen, durch die See von Ochotsk nach St. Francisco zurück.

Der Schooner Fennimore Cooper, unter Lieut. Gibson, segelte von Hakotade durch die Kurilen-Gruppe und die Aleutischen Inseln, gleichfalls zum Rendez-vous in St. Francisco, wo der Schooner sowohl als der Dampfer abgetakelt waren, und die Mannschaft kehrte an Bord der Vincennes nach New-York zurück, wo dieses letztere Schiff, das einzige von der ganzen Escadre, (denn die Brigg Porpoise war in dem chinesischen Meere verloren gegangen, und das Transportschiff John P. Kennedy als untauglich in China zurückgelassen worden) im Juli 1856 eintraf.

Stationen hatte Herr Brooks in Gesellschaft mit dem Maler Herrn Kern und den Naturforschern Herren Stimpson und Herrn Wright verweilte [illegible] Tage in der arktischen See und kehrte im September nach St. Francisco zurück.

Der Dampfer Nevada, Kapt. Simmons, segelte nach Kamtschatka, bis zum Golf von [illegible], kehrte von da nach der Küste von Sibirien zurück, besuchte die Bai von [illegible], [illegible] und [illegible], segelte nach einem kurzen Halt in den [illegible] nach der Mündung des Anadyr, und kehrte nach einem vergeblichen Versuche, in den Golf der Castries zu gelangen, durch die See von Ochotsk nach St. Francisco zurück.

Der [illegible], unter [illegible], brachte den [illegible] durch die [illegible] und die [illegible] zurück, gleichfalls [illegible] St. Francisco, wo der Dampfer [illegible] als der Dampfer [illegible] und die Mannschaft fuhr an Bord der [illegible] nach New York [illegible] Schiff, das einzige von der ganzen Flotte, denn die Brigg Golden Gate war in dem Ochotskischen Meere verloren gegangen, und das Transportschiff John [illegible] [illegible] werden, im Juli 1866 [illegible].

Simons-Bai. Sidney, Australien.

I.

Simons-Bai. — Sidney, Australien.

Abfahrt von Norfolk, Virginien. — Simons-Bai, Cap der guten Hoffnung, Reise der Vincennes und Cooper nach Australien. — Sondiren mit dem tiefen Senkblei. — Messung der größten Wellen. — Annäherung der Küste von Australien, heiße Landluft. — Lieblicher Anblick der Bai von Port Jackson und günstiger Eindruck von Sidney auf den Fremden. — Die Märkte. — Besuch amerikanischer Kauffahrteischiffe „Pride of the seas" und „Queen of the seas". — Der botanische Garten, Weihnachtsfeier. — „Auld lang syne" auf dem Pibroch. — Desertion von Matrosen. — Besuch eines alten Freundes in verarmten Umständen. — Abreise von Sidney. — Erfolgreicher Versuch mit dem tiefen Senkblei. — Die Straßen von Vanicoro. — Tribut dem Manne La Perouse. — Zusammentreffen mit den Fischerbooten der Eingeborenen. — Tauschhandel. — Sonderbarer Kopfschmuck. — Der rachsüchtige Gehülfe des Doctors.

Die Expedition zur Vermessung und Erforschung des nördl. großen Oceans, so wie der Meere von China und Japan, segelte am 21. Juni 1853 aus dem Hafen von Norfolk in Virginien und traf am 20. September desselben Jahres in Simons-Bay am Cap der guten Hoffnung ein. Wie gewöhnlich wurden während

der Reise allerhand Mängel, die vor der Abfahrt von Norfolk übersehen worden waren, bemerkbar, und so machten die nöthigen Reparaturen einen Aufenthalt bis zum 8. November nöthig.

Am 9. November segelte die Escadre von Simons-Bay; drei Schiffe: der Dampfer Hancock, der Schooner Fennimore Cooper und das Transportschiff J. P. Kennedy gingen zuerst nach Batavia und dann nach den Straßen von Gaspar, durch welche neun Zehntheile des Welthandels nach China passiren, um dieselben zu vermessen. Die Vincennes, begleitet von der Porpoise, ging südlich nach Australien. Die mir von verschiedenen Officieren gütigst zu Gebote gestellten Tagebücher enthalten wenig, was für Nicht-Seeleute von Interesse ist, deshalb gebe ich nur kurze Notizen von besonders beachtenswerthen Beobachtungen wieder, zumal da dieser Theil der Reise in Beziehung zu dem eigentlichen Schauplatz, der nördl. See, nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Lieut. Brooke schreibt uns vom 15. November unter 38° 6′ süd. Br. 24° 50′ öst. L.: Viele Johannisgänse und Cap-Tauben, sowie einige Sturmvögel folgen dem Schiff und flattern oft geraume Zeit über dem Hinterdeck. Ich habe mich bis jetzt einer ausführlicheren Beschreibung meiner Versuche, in tiefem Wasser zu sondiren, enthalten, denn die bisherigen derartigen Experimente sind so oft vereitelt worden, daß es mir wehe thut, darüber zu schreiben. Während drei und einer halben Stunde hatte ich Faden um Faden in den tiefen Ocean hinabgleiten lassen, als ich endlich fühlte, daß die 46 Pfund wiegende Bleikugel den Grund erreicht hatte. Voll gespannter Erwartung begann ich, sobald ich sicher war, daß ich Grund hatte, den dünnen Faden wieder einzuziehen, und fand zu meiner unendlichen Freude, daß derselbe meiner Hand nachgab, bis ich gegen 500 Faden an Bord genommen hatte. Der Wind war leicht und das Boot lief schnell genug durch das Wasser, oder vielmehr dieses letztere strömte genügend schnell an dem Boote vorüber, um mit Bequemlichkeit steuern zu können. In diesem Augenblick empfing ich eine Botschaft

vom Commodore, daß, wenn ich den Faden nicht wieder erlangen könnte, ich denselben gehen lassen sollte. Zu gleicher Zeit nahm eine frische Mannschaft, der das Resultat meines Experiments vollkommen gleichgültig war, die Stelle derjenigen ein, welche die Arbeit mit mir begonnen hatte. In dieser befand sich ein Portugiese. Fürchtend, daß in Folge der Botschaft der Commodore mich zurücksignalisiren würde, trieb ich die Leute zur Eile an. Dem Portugiesen, der heftig am Faden riß, rief ich zu, vorsichtig zu sein, doch es war zu spät und inmitten meiner freudigsten Erwartungen sah ich meinen Versuch plötzlich vereitelt.*)

*) Einer der Zwecke, welchen diese Expedition zu erfüllen suchen sollte, war, im gr. Ocean eine Anzahl von Experimenten mit dem tiefen Senkblei anzustellen, unter denen sich auch die von Lieut. Berryman in der Brigg Delphin und später im Dampfer Arctic auf dem sogenannten großen Plateau des atlantischen Oceans zwischen Nova Scotia und Island vorgenommenen befanden, deren Resultat die Auffindung einer günstigen Stelle für den Ocean-Telegraphen war. Zu diesen Versuchen ward ein zuerst von Lieut. F. Maury erfundenes, sodann von verschiedenen anderen Officieren verbessertes tiefes Seesenkblei angewendet. Die Hauptschwierigkeit, die zu überwinden war, bestand im Heraufwinden des Gewichtes, denn in einer gewissen Tiefe wird der Druck der auf dem Gewicht ruhenden Wassersäule so mächtig, daß die Schnur bei einem Versuch, das Gewicht heraufzuwinden, reißen würde. Um dies nun zu vermeiden und zugleich eine gewisse Quantität des den Grund bildenden Materials mit heraufzuwinden, wurde folgendes Instrument in Anwendung gezogen: Als Gewicht diente eine von 25 bis 68 Pfund wiegende eiserne oder bleierne Kugel, in deren Mitte ein Loch gebohrt war, durch das eine dünne metallene Röhre locker eingelassen werden konnte und etwa zwei Fuß über den untern Rand der Kugel vorragte. Zwei an dieser Röhre mit Charnieren befestigte Arme hakten die Kugel fest, und in einem am obern Ende der Röhre angebrachten Ringe ward eine sehr dünne Schnur, die den ganzen Apparat zusammenhielt, befestigt. Der ganze Apparat, über Bord geworfen, sank bis zum Meeresboden, in welchen der über den untern Rand der Kugel vorspringende Theil der Röhre eingedrückt und so mit der den Boden bildenden Substanz gefüllt ward, die dann mit heraufgezogen wurde. Durch das Aufstoßen auf den Boden jedoch hakte sich die Kugel von der Röhre los und blieb auf dem Meeresgrunde liegen, so daß nunmehr nur die dünne Röhre heraufgezogen zu werden braucht, was wegen der geringen Fläche, die sie darbietet, mit großer Leichtigkeit geschehen kann. Die tiefsten von der Expedition gemachten Sondirungen waren 3500 Faden, aus welcher

Am 29. November. Das Tagebuch giebt uns folgende Beobachtung über die Größe der Wogen. Ich beobachtete die regelmäßigen Zeiträume, in welchen Welle auf Welle das Schiff erreichte und die von 10—17 Secunden wechselten. Das Schiff segelte zur Zeit 8,5 Knoten vor dem Wind; die Welle brauchte etwa 5—7 Secunden, um vom Stern bis zum Bugspriet zu rollen; daraus ergab sich, daß die respective Länge einer Welle 2—3 Mal die Länge des Schiffes (133 Fuß) war, also zwischen 266 u. 399 Fuß betrug. Ebenso suchte ich auch ihre absolute Höhe von der Basis bis zur höchsten Spitze zu berechnen. Die gewöhnlichen Wellen reichten 6—8 Fuß über den Rand des Hinterdecks, das 15 Fuß über dem Wasserrand befindlich ist, was eine Höhe von 21—23 Fuß geben würde. Ich stand gerade neben dem Steuerrad, als ich eine ungeheure Welle auf unsern Stern zukommen sah. Ich machte Zahlmeister Boggs, der nicht weit von mir stand, darauf aufmerksam, und wir Beide beobachteten die gewaltige Woge, als sie 18—20 Fuß höher als der Rand des Verdeckes daherrollte, das Schiff gerade und allmählich aufhob, das für eine kurze Zeit inmitten einer See weißen Schaumes auf ihrem Kamm schwebte, und dann eben so nach und nach in die darauf folgende Tiefe hinabsank, die von einer zweiten Welle von ähnlicher Größe gebildet ward, welche das Schiff wieder hoch in die Höhe hob. Als des Schiffes Stern von der zweiten Welle gehoben ward, thürmte sich die erste vor demselben so hoch auf, daß ihr Kamm oberhalb der Vor-Raa gesehen werden konnte, so unglaublich dies auch erscheinen mag. Das Schiff ward zu der Zeit vollkommen rechtwinklig auf

---

Tiefe in der Röhre Sand und äußerst zarte nur unter dem Mikroskop wahrzunehmende Muscheln heraufgebracht wurden. Bei dem gegenwärtigen mißglückten Versuche Lieut. Brooke's hatte man 5000 Faden auslaufen lassen. Hierbei hat aber jedenfalls die sehr heftige Strömung einen Einfluß ausgeübt und die Schnur in eine Curve geführt. Lieut. Brooke beschäftigte sich viel mit diesem Gegenstande und hat mehrere wesentliche Verbesserungen am Apparate angebracht. W. H.

der Horizontallinie und segelte, wie schon bemerkt, gerade vor dem Wind. Ich trug diese Beobachtung ins Logbuch ein.*)

Am 24. December fanden wir, daß Temperatur und Wind die Nähe des Landes verkündeten, obschon noch keine Landvögel sichtbar waren und der das Schiff umgebende Nebel nicht verstattete, dasselbe zu sehen. Der Wind war den ganzen Tag widrig (nördlich), allein um 6 Uhr 30 Minuten Abends legte er sich gänzlich. Ein leichter Puff vom Lande erreichte uns bald darauf, der eine ganz verschiedene Temperatur von der auf dem Wasser mit sich brachte. Um 3 Uhr des Nachmittags war kein Unterschied zwischen dem trocknen und dem nassen Thermometer bemerkbar, um 6½ Uhr zeigte der nasse Thermometer 69,8°, der trockene 79,8°. Um 10 Uhr verzog sich der Nebel, und an unserer Windseite wurden zwei Gebirgszüge bemerklich. Zahlreiche Schmetterlinge begannen an Bord zu erscheinen, gefolgt von Fliegen und Käfern mit grünlichgolden schimmernden Flügeldecken, die von zwitschernden Schwalben gejagt wurden. Die Leute auf der Maststpitze fanden die Luft um so viel wärmer als unten auf dem Verdeck, daß sie sagten, es sei, als ob beim Herabkommen warmes Wasser über sie gegossen würde.

Am 26. langte das Schiff in Sidney, Australien, an. Wir finden darüber das Folgende: Vergangene Nacht hatte ich die Mitwache und wir lavirten nach dem Leuchtthurm hinauf. Commodore Ringgold war den größten Theil der Wacht auf dem Verdeck. Als ich heute Morgen erwachte, hörte ich den willkommenen monotonen Ruf des Mannes mit dem Senkblei, wie er mir die Tiefe angab. Das kleine Fenster meines Zimmers öffnend, sah ich in geringer Entfernung die felsige, mit Gebüschen bewachsene Küste, ein angenehmer Anblick, als wir schnell daran vorüber segelten.

*) Dies würde die Höhe der Welle auf 33—35 Fuß gebracht haben, oder um 13 Fuß höher als die höchsten Wellen, die Capt. Wilkes am Cap Horn beobachtete. Zur Zeit als die Mississippi das Cap der guten Hoffnung passirte, war das Meer verhältnißmäßig ruhig, und dennoch erregte die ungewöhnliche Größe der Wellen die allgemeine Aufmerksamkeit. W. H.

Die Schönheit der Rhede überraschte mich, und ich war noch mehr verwundert, in Sidney eine so schöne Stadt zu finden. In Folge der Entdeckung von Gold, und der schnellen Herbeiströmung von Emigranten, fühlte man sich versucht, auf einen raschen und vielleicht nur temporären Wohlstand zu schließen; allein nichts weniger als dies. Wenige Städte, die ich gesehen, machen einen solchen Eindruck von solidem Comfort, und wenn man den Blick auf den Hügeln umherschweifen läßt, welche die gebogenen Ufer der Bai einschließen, so ist man überrascht von der großen Zahl schöner, reizender Landhäuser, die sich auf jedem Punkt und in jedem möglichen Styl erheben, obschon durchgängig durch einen Anschein von Bequemlichkeit und Nettigkeit charakterisirt, mit Säulenhallen, welche mit weiß und dunkelfarbig gestreiften Vorhängen umgeben sind, und davor geschmackvolle Gartenanlagen mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen an passenden Stellen angebrachte Ruheplätze prächtige Ansichten aller dieser Schönheiten bieten.

Alles hatte ein sehr festliches Aussehen, denn die Engländer beobachten die Weihnachtsfeiertage streng, und zahlreiche Lustpartien segeln in leichten Booten mit dem kühlenden Winde, der die Luft fächelt, oder ruhen im Schatten der Bäume, die das Ufer einschließen und die gelegentlich vorkommenden kleinen Thäler füllen. Ich bemerkte mehrere den Trauerweiden ähnliche Bäume und einige Stellen, die mit Schilf dicht bewachsen waren.

Wir ankerten in einiger Entfernung von der Stadt, und diese Entfernung begünstigte vielleicht den angenehmen Eindruck, den dieselbe auf mich machte.

Es war Abend. Hunderte von Booten fuhren auf ihrem Heimwege vor uns vorbei, und da die Leute auf denselben das Schiff zu sehen wünschten, kamen sie uns ziemlich nahe, so daß ich viele hübsche Frauen unter der Gesellschaft bemerken konnte. Der Commodore beabsichtigte morgen mit mir nach Fort Mc. Acquarie zu gehen, um eine Reihe astronomischer Beobachtungen vorzunehmen,

allein in Folge eines Besuches vom Consul änderte er seine Absicht. Der Zahlmeister ist nach der Stadt gegangen und hat uns einige Zeitungen gesandt, die uns melden, daß Commodore Perry in Japan gelandet ist, wohl empfangen wurde, sich seiner Botschaft an den Kaiser entledigt hat, jedoch erst in einigen Monaten, wenn er mit seinen Schiffen wieder zurückkehren wird, die Antwort darauf erhalten kann.

Am 27. war der Himmel bewölkt, deshalb schlenderte ich, statt Beobachtungen anzustellen, mit Dr. Grier und Herrn Stewart durch die Stadt und machte einige Visiten bei Freunden des letzteren Herrn, die er bei seinem ersten Besuch während Wilk's Expedition kennen gelernt. Wir weideten unsere Augen an den eleganten Frauen, die auf den Straßen gingen, und an den Haufen von Gold, die in den Verkaufsläden ausgestellt waren. Herr S. fand seine alten Freunde, die, obschon in ihren Umständen sehr zurückgekommen, sich dennoch freuten ihn zu sehen. Beim Consul fanden wir den Commodore, der den Zahlmeister ersuchte, Früchte für die Schiffsmannschaft einzukaufen, und in Folge dessen begaben wir uns in einem Wagen alle zusammen nach dem Markte, wo wir eine größere Mannichfaltigkeit von Producten vorfanden, als ich erwartet hatte zu sehen, Orangen, Feigen, Johannisbeeren, Erdbeeren und Himbeeren, kleine Ananas, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Aepfel und Bananen, und von Gemüsen Rüben, Möhren, Kohl, Bohnen, Rhabarber, im Ganzen jedoch nicht so gut, als bei uns zu Lande.

Vom Markte gingen wir an Bord eines Schooners, Namens „the Pride of the sea", eines Fahrzeugs von merkwürdiger Segelbeschaffenheit. Es ist dies ein wahres kleines Juwel, und das Logbuch zeigt Tage, an welchen resp. 330, 360 und 340 Meilen in etwa dem 40. Breitengrade gesegelt worden sind. An einem Tage machte das Schiff 7° 20′ in 24 Stunden.

Später besuchten wir noch das Clipperschiff „Queen of the

seas", ein schönes Exemplar amerikanischer Schiffsbaukunst, das uns stolz auf unser Vaterland macht. Von da gingen wir nach dem botanischen Garten, wo gerade eine Gartenbau-Ausstellung stattfand.

Ich kann mich kaum erinnern, je irgendwo anders eine so geschmackvolle Art und Weise, eine Stadt zu verschönern, kennen gelernt zu haben. Die mit schönen Bäumen bepflanzten Anlagen sind auf und um die theils ebene, theils sanft abfallende Spitze eines Hügels eingebogen und bieten dem Auge eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen dar. Als wir ankamen, spielte gerade ein Musikchor muntere Musikstücke, und eine zahlreiche Gesellschaft, unter der sich viele Damen befanden, erging sich im Lustwandeln, was Alles mit den sammetartigen Rasenplätzen und den üppigen Bäumen einen belebten und überaus angenehmen Anblick gewährte. Die Farben der Pflanzen waren von allen denkbaren Abstufungen, von der dunkeln, düstern Kiefer bis zu den brillanten breiten Blättern der üppigen Banane; wir fanden Musacal-Gras, woraus die Seeleute Strohhüte flechten und die Chinesen Fächer machen, Bambusrohr, Weiden, Kampherbäume, die einen aromatischen Geruch verbreiten, Georginen mit ihren herrlichen Blüthen, die Norfolk-Kiefer (Amazonia excelsa) und viele andere, die ich kaum alle nennen kann. Ich wäre gern noch viel länger hier geblieben, allein die Andern hatten Eile, und so kehrten wir zum Wagen zurück.

Unser Kutscher fuhr uns über eine vortreffliche macadamisirte Straße, die von Mr. M. Acquarie angelegt worden war. Er ist ein Mann von hoher Bedeutung in der Colonisationsgeschichte Australiens, der mit den wichtigsten Verbesserungen in der Colonie in Verbindung steht, und wir gelangten so nach einem der Vorsprünge, welche die beiden schönen Bai's von bedeutender Ausdehnung von einander scheiden.

Einen Augenblick anhaltend, um die Aussicht zu genießen,

hörten wir in nicht zu großer Entfernung die Töne von „Auld lang syne“ auf einem schottischen Dudelsack, und über einen großen tafelförmigen Felsen kletternd, auf dem zwei zerlumpte Burschen lagen und mit langausgestreckten Hälsen gleichfalls nach dem Gegenstande unserer Neugierde lugten, sahen wir den Pfeifer, sein Instrument unter dem Arm, von dem lange bunte Bänder über seine Schulter flatterten, auf dem grünen Rasen rüstig auf- und abmarschiren, während eine Gruppe seiner Landsleute im Schatten der Bäume gelagert ihm zuhörten. In das tiefe dunkle Wasser der mit zahlreichen Inseln besäeten Bai hinabblickend, gehörte in der That keine sehr lebhafte Einbildungskraft dazu, sich an die Ufer eines der schottischen Seen zurückzuversetzen, an die sich Erinnerungen der von Walter Scott beschriebenen Scenen von Heimath und einem fröhlichen Christfest inmitten lieber Freunde knüpften, während wir hier im Goldlande, weit entfernt von Allem, was uns lieb und theuer war, wandelten und bald nach noch entfernteren Gegenden segeln sollten.

Mit Sonnenuntergang kehrten wir an Bord zurück.

Am 30. December früh um 9 Uhr stahlen fünf unserer Leute ein dem Capitain der „Pride of the sea“ gehöriges Boot, als uns derselbe besucht hatte, um seine Karten mit den unsrigen zu vergleichen, und das Boot, mit einem seiner eigenen Leute darin, unter Aufsicht unserer Schildwache gelassen hatte. Die Deserteure glitten leise unter dem Stern des Schiffes weg und ruderten von da eben so geräuschlos davon; die Schildwachen erhielten Befehl zu feuern, und drei Schüsse fielen, mit welchem Erfolg, konnten wir nicht herausbekommen, denn das Boot, das wir bemannten und zur Verfolgung aussandten, kehrte zurück, ohne irgend eine Spur der Flüchtlinge gefunden zu haben. Das gestohlene Boot selbst ward am folgenden Tage am Ufer gefunden. Ein Boot von Ihro Majestät Dampfer „Tuch“ schlug am selben Tage bei einem heftigen Windstoß um, und sämmtliche zu dem Schiff gehörige Officiere

darin ertranken. Das Schiff bietet einen traurigen Anblick dar, das Hinterdeck steht ganz verlassen aus.

Am 1. Januar 1854 besuchte ich mit Hrn. Stewart dessen alten jüdischen Freund, Herrn Phillips, den Patriarchen von zwanzig Kindern, von denen vierzehn am Leben sind. Als Herr Stewart mit Capit. Wilkes auf seiner Expedition hier war, war Ph. ein wohlhabender Mann von geachteter Stellung in der Gesellschaft der Colonie. Durch den Bankerott der Bank von Australien verlor er sein Vermögen und befindet sich jetzt in ziemlich traurigen Umständen, allein immer noch wird er von seinen Freunden hoch geschätzt. Die Officiere der ersten Expedition besuchten sein Haus häufig und wurden stets sehr gastfreundlich aufgenommen. Bei unserem heutigen Besuch wurden wir durch ein Zimmer geführt, das ganz mit Möbeln gefüllt war, denn unser Wirth ist ein Möbelhändler, und in das obere Stockwerk gelangend, wurden wir von seiner Frau und mehreren Kindern empfangen, deren Namen Lea, Eva, Adam mit ihren jüdischen Gesichtszügen biblische Reminiscenzen in mir rege machten. Herr Ph. kam von seiner Arbeit herauf und hieß uns auf die herzlichste Weise willkommen. Ich fühlte mich heimischer als irgendwo anders, seit ich die Vereinigten Staaten verlassen hatte. Eine ganz liebliche Erscheinung war Herrn Ph.'s Tochter Nancy, achtzehn Jahre alt und von klassischer regelmäßiger Schönheit. Herr Ph. zeigte uns seine reiche Sammlung australischer Muscheln. Wir verbrachten eine angenehme Stunde und schieden mit dem Versprechen, daß uns Herr Ph. mit seiner Familie an Bord besuchen wollte. Unglücklicherweise frischte der Wind am Nachmittag so sehr, daß wir auf diesen angenehmen Besuch verzichten mußten.

Am 8. Januar segelte die Vincennes wieder und, wie es schien, zu großer Zufriedenheit der Officiere, die ungeduldig zu werden begannen, an dem eigentlichen Bestimmungsorte ihrer Expedition anzukommen. Ueber sechs Monate waren vergangen, seit die Escadre von den Vereinigten Staaten gesegelt, und noch war, mit Ausnahme einiger astronomischen Beobachtungen, Nichts gethan worden. Die Officiere, meist junge, feurige Leute, fühlten sich unbehaglich an Bord, der einförmige Dienst war drückend, der Commodore kränklich und reizbar, und eine unangenehme Stimmung herrschte in der ganzen Gesellschaft.

Die Tagebücher jener Periode athmen alle einen monotonen, melancholischen Geist, so daß außer ganz ungewöhnlichen Vorfällen, wie z. B. das Ueberbordfallen eines Mannes bei Nacht, der jedoch gerettet ward, sich kaum erwähnenswerthe Umstände finden.

Am 31. Januar hatte Lieut. Brooke die Freude, einen gelungenen Versuch im Sondiren zu machen. Diesen Tag fand eine erfolgreiche Operation mit meinem Apparat statt, um Proben vom Boden aus einer bedeutenden Wassertiefe zu erhalten. In 2150 Faden erreichte der Apparat den Grund, das Gewicht hakte sich los, und die Röhre kam mit einer genügenden Quantität Schlamm herauf. Als ich den Faden heraufzog, machte ich mir allerhand Vorstellungen über das Resultat; erst dachte ich, daß mir ein klein wenig Schlamm daran hängen geblieben sein würde, dann hoffte ich, daß vielleicht eine kleine Muschel oder Fragmente einer Koralle darin festgeklemmt sein könnten, und als endlich die Röhre in meinen Händen war, konnte ich kaum meinen Augen trauen. Sie war nicht nur mit einem sehr zähen, kalkichten Schlamm gefüllt, sondern auch äußerlich ganz damit bedeckt, und selbst der Eindruck, den das Gewicht beim Abschlüpfen gemacht, war noch darin sichtbar. Das Eisenoxyd hatte den äußern Schlamm röthlich gefärbt, während der nicht damit bedeckte Theil der Röhre glänzend geblieben war, und unser Chemiker glaubte, daß dieses Oxyd mit vom Grunde

der See heraufgebracht worden war. Auf meinen Rath machte er eine Mischung von Thon und Kalk, brachte dieselbe auf polirten Stahl, und setzte das Ganze dem Einflusse des Seewassers aus, worauf nach einer kurzen Zeit die Mischung ein tiefes Orangegelb annahm. Die Schnur, deren ich mich zu diesem Experiment bediente, war 15 Zwirn, und hatte sich während der ganzen Reise auf der Rolle befunden. Die Kugel wog etwa 40 Pfund. Der Apparat ward aus einem Boot um 10 Uhr 11 Minuten in's Wasser geworfen, erreichte den Boden um 11 Uhr 7 M., die Schnelligkeit des Sinkens nahm sehr regelmäßig ab. Ich begann das Aufwinden selbst, bis die Rolle gehörig im Gange war, die ich dann einem Matrosen überließ, während ich und ein Quartiermeister die Schnur unausgesetzt in der Hand behielten, um darauf zu achten, daß kein zu heftiger Ruck dieselbe zerreißen möge. Die Schnur hing vollkommen senkrecht, die See war ganz ruhig und die vertical auffallende Sonne verbrannte uns gehörig. Beim Einziehen der Schnur fand eine kaum bemerkliche Bewegung des Bootes statt, zuerst nach N.-O., später nach N.-N.-W., woraus ich auf eine leichte Strömung in der Oberfläche nach Süden und eine andere tiefere nach Norden fließende schloß. Um 1 Uhr 45 Minuten war die Operation vollendet und ich kehrte sehr froh an Bord zurück. Herr Stimpson, der Naturforscher, fand in dem Schlamm einige kleine Muscheln, die noch nie aus solcher Tiefe heraufgebracht worden waren, und die er nach mir zu nennen beabsichtigte.

Dieses Experiment fand 12° 59′ s. B. und 162° 58′ ö. L. statt.

Am 3. Februar passirte die Vincennes die Straßen von Vanicoro, in denen, wie bekannt, der unermüdliche La Perouse, glorreichen Andenkens, zu Grunde ging. Als man sich der Stelle näherte, wo später die Ueberbleibsel der unglücklichen Reisenden gefunden wurden, ward die Mannschaft gemustert, und Commodore Ringgold las ihnen einen Auszug aus Dillons Reise von La Perouse vor, befahl die Royals zu senken, die französische Flagge auf halben

Mast an der Vorderraffel, ebenso die Wimpel am großen Mast, und am Besanmast die amerikanische Flagge zu senken, und feuerte einen Salut von 15 Kanonenschüssen, als Zeichen der tiefen Ehrfurcht, die dem Andenken La Perouse's gezollt ward. Es war ein tief ergreifender Augenblick. Die Insel, in ihren grünen Mantel gehüllt, mit ihren sanft anschwellenden Hügeln, auf denen selbst nicht eine Rauchsäule wahrzunehmen war, lag in stiller Ruhe in der See. Dieser Ort ist so selten besucht worden, daß man die Stelle nicht ohne lebhafte Theilnahme betrachten kann, wo der unglückliche Schiffbruch stattfand, der das Interesse der ganzen civilisirten Welt so lange fesselte.

6. Februar 11° 22′ s. B. 16° 55′ 4″ ö. L.

„Wir bekamen heute einen Vulkan in Sicht, der kegelförmig war, und anscheinend isolirt lag; allein wir kamen demselben nicht nahe genug, um mehr davon zu sehen. Das Schiff ward stets zu weit vom Lande gehalten, hier und da wurden einige Winkel gemessen, und die ganze Arbeit ist so langweilig und uninteressant als möglich."

7. Februar 11° 1′ s. B. 16° 54′ 1″ ö. L.

„Ungefähr um halb neun des Morgens kamen drei Canoes, jedes derselben von 2 Männern gerudert, auf das Schiff zu, die unsere Erwartungen in hohem Grade rege machten, denn diese Leute sind beinahe für die ganze übrige Welt Fremde. Das erste derselben legte unter unserm Stern bei, und die Leute darin schienen unschlüssig, was zu thun, allein der Commodore warf ein Stück bunten Kattun hinab und zeigte ihnen eine Menge glitzernder Kleinigkeiten, die ihren erstaunten Augen jedenfalls als unermeßliche Reichthümer erschienen. Ich werde nicht so bald den schrillen Ausruf vergessen, den der Aelteste von ihnen ausstieß, als seine Augen auf einen blitzenden neuen Meißel fielen. Der Commodore ließ verschiedene neue Werkzeuge von Stahl zu ihnen hinab, sie suchten ängstlich im Canoe umher, nach Etwas, womit sie dafür bezahlen

könnten, und hielten endlich die übriggebliebene Hälfte einer Brodfrucht (ihre sämmtlichen Provisionen) empor.

Der Commodore befahl einem alten Matrosen, Namens Rossini, der in dem Missionairschiff Camden in diesen Seen gesegelt war, mit den Leuten um die an ihren Personen befindlichen Zierrathen zu handeln, die aus Ohr-, Nasen-, Finger- und Arm-Ringen, Brustschildern aus geschliffenen Muscheln mit einem perlemutterartigen Scheine glänzend, und etwa drei Zoll im Durchmesser, bestanden, so wie Perlenschnüre und Armbänder aus Muschelschalen, Schildpatt auf Fibern des Palmbaums gereiht. Einige hatten sechs Fuß lange Bogen und entsprechend lange spitzige Pfeile, aus Schilfrohr angefertigt. Ihr Fischergeräth bestand aus kleinen Schwimmern von sehr leichtem Holz, woran ein kleiner Stein befestigt war, und an demselben hing eine dünne Schnur, mit dem Substitut für einen Angelhaken aus Schildpatt oder ähnlichem Material. Außerdem war an jedem Schwimmer eine kleine weiße Muschel, ein Büschel Gras und ein Zweig, den ich den Blättern und dem glänzenden Holze nach für Adiantum oder Capillani hielt, befestigt. Von allen diesen Dingen erhandelten wir einen großen Vorrath. Die Zahl der Canoes vermehrte sich bis zu zehn oder zwölf, und wahrscheinlich würden noch mehrere gekommen sein, hätten wir nicht so weit vom Lande gelegen, daß einige 8, 9, ja selbst 12 Meilen zu rudern hatten.

Einige Canoes brachten etliche, zwar kleine, doch wohlschmekkende Yamswurzeln, Kokosnüsse, Brodfrüchte und fliegende Fische. Kleine Muscheln wurden von den Leuten als Zierrathen um das Handgelenk und den Hals getragen. Sie hatten ferner ein wenig Tappa und einige Matten mit sich. Ich dachte einen sehr vortheilhaften Handel geschlossen zu haben, als ich einen Bogen und vier Pfeile für ein altes Taschenmesser erlangt, allein Andere erhielten noch mehr für eine leere Flasche. Die Leute hatten auch eine sonderbare, aus Stücken zerbrochener Kokosnußschale, die an

einen Stab gereiht waren, verfertigte Klapper mit sich, die sie wahrscheinlich zum Fischfang benutzten. Wenn dieses Instrument im Wasser geschüttelt ward, so war es in beträchtlicher Ferne hörbar. Die Canoes waren mit Ausliegern versehen und so eng, daß man kaum seine beiden Füße neben einander halten konnte.*) Während die Canoes in unserer Nähe verweilten, schwamm ein etwa 8 Fuß langer Haifisch dicht an einem derselben vorbei. Einer der Eingeborenen lehnte sich ruhig über Bord und faßte ihn bei der Rückenflosse. Aus der Art und Weise, wie er dies that, schloß ich, daß die Leute keine Furcht vor demselben haben.

Bald darauf fingen wir einen andern Haifisch mit einem Haken. —

Als wir die Leute fragten, ob sie nicht ein Ruder verkaufen wollten, deuteten sie auf das Land, lachten, waren aber nicht gewillt, ein solches zu verkaufen. Herrn Stimpson's Brille schien ihnen viel Stoff zu Späßen zu geben. Einige der Leute waren vollkommen nackt, andere trugen einen kleinen Schurz um die Lenden. Keiner von ihnen ließ sich bewegen an Bord zu kommen. Die Zähne waren wahrscheinlich durch den Gebrauch von Beizmitteln schwarz gefärbt; Tättowirung konnte ich jedoch an keinem wahrnehmen. Ihre Hautfarbe war schwarz, in der That waren sie nur durch die gerade Nase von den afrikanischen Negern unterschieden, und hätte man sie an der Küste von Afrika gesehen, so würde ihre Erscheinung wahrscheinlich durchaus nichts Ueberraschendes gehabt haben. Ihr Haar hatten sie mit einer weißen kalkartigen Substanz bedeckt, vielleicht um dadurch ihren Kopf vor der Wirkung der glühenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Die gepuderten Köpfe der Leute erinnerten Herrn Steward an eine Anekdote der Reise unter Wilkes, während welcher des

---

*) Dies sind dieselben Boote wie die der Cingalesen in Ceylon, die man häufig in anderen Theilen des indischen Archipels antrifft. —

W. H.

Doctors Gehülfe, als er eines Tages unter diesen Cannibalen an's Land geschickt ward, sich über und über mit Arsenik einrieb, damit, für den Fall nämlich, daß sie ihn auffräßen, sein Tod mindestens gerächt werden möchte.

Am 24. Februar befand sich die Vincennes auf der Höhe der Insel Ascension. Liebliche Hügel, mit üppiger Vegetation bekleidet und von einem Rand weißer schäumender Brandung umgürtet, boten einen schönen Anblick.

Capitain Rolando und Herr Stewart gingen in einem Boot an's Land und kehrten am Nachmittag zurück, begleitet von zwei anderen Booten, jedes einem weißen Ansiedler gehörig, die einige Kürbisse, drei bis vierhundert Pfund Yamswurzeln, etwas Zuckerrohr und Banana an Bord brachten, und dafür Halaleisen, Pfeifen und Tabak eintauschten. Capitain Rolando beschrieb die eingeborenen Frauen als von ziemlich einnehmendem Aeußern.

Am 2. März befand sich das Schiff auf der Höhe von Guam, einem Hafen in einer der Ladronen- oder Marianen-Inseln, in dem ein amerikanisches Schiff ankerte. Diese Inselgruppe erstreckt sich von 13° bis 24° n. B. und 145° bis 146° ö. L. Die größte Insel trägt den Namen Guam und liegt 13° 30′ N. Die nächste an Größe ist Rota, Tinian, und weiter nördlich Saypan. Die übrigen sind von nur unbedeutender Größe. Die ganze Gruppe ist vulkanischen Ursprungs, und die höchsten Theile der Insel erheben sich bis zu 2000 Fuß. Obschon kürzlich keine Eruption stattgefunden, so steigt dennoch beständig Rauch aus dem Krater einiger Vulkane. Nur die fünf südlichsten Inseln sind bewohnt, und zwar meistens von spanischen Colonisten aus den Philippinen. Die Inseln wurden 1512 von Maghellan besucht, und erhielten ihren Namen nach den diebischen Eigenschaften ihrer Bewohner, der später von den Spaniern zu Ehren ihrer Königin in Marianen umgeändert ward. Die Eingeborenen fanden sich bald in Kriege mit den Spaniern verwickelt, und wurden in Folge derselben fast gänzlich ausgerottet.

Die meisten der Inseln sind jetzt mit wildem Rindvieh, Schweinen und Ziegen angefüllt. Spanien beansprucht den Besitz der Gruppe, und sie gehört mit unter die Regierung der Philippinen.

Am 16. März kam der chinesische Lootse an Bord, und am nächsten Abend langte das Schiff in Macao an. Da man hier hörte, daß die Vorrathshäuser für die amerikanische Escadre nach Hong-kong verlegt worden waren, so segelte man am 19. nach jenem Hafen, wo die ganze Escadre sich allmählich wieder vereinigte.

Die

Hancock, F. Cooper u. J. P. Kennedy

in Batavia.

II.

Die Hancock, F. Cooper und J. P. Kennedy in Batavia.

Abfahrt von Simons Bai. — Ein Mann über Bord. — Ein Traum und dessen unerwartete Erfüllung. — Anger. — Tropische Vegetation. — Malayische Boote. — Mangosteens. — Kein Lootse zu erlangen. — Batavia. — Besuch eines holländischen Officiers. — Sanitätsregeln. — Drückende Hitze. — An's Land. — Malayische Bootsmannschaft. — Der Kanal. — Krokodille und Haifische. — Schlechtes Wasser. — Sonderbares Fuhrwerk. — Geräuschvolle Polizeimaßregeln. — Die zum Götzenbild erhobene Kanone. — Das Kauen der Betelnuß. — Ein Landsmann in fremdem Lande. — Der Muck (Amoak). — Tiger auf der Insel. — Der Sooletan. — Tänzerinnen. — Malayische Piraten und üble Aussichten für die Vermessung der Straßen von Gaspar.

Während die Vincennes und Porpoise südwärts nach Australien segelten, gingen der Dampfer Hancock, der Schooner F. Cooper und das Transportschiff J. P. Kennedy nach den Straßen von Gaspar ab, um dieselben zu vermessen. An Bord des letztgenannten Schiffes befand sich Lieut. A. W. Habersham, dessen Tagebuch wir den Bericht über diesen Theil der Reise verdanken.

„Am 9. November ging die ganze Escadre in See. Am ersten Tage, während wir Alle vor einer frischen Briese segelten, verlor die Vincennes einen Mann über Bord, und die verschiedenen Bestrebungen, ihn zu retten, verursachten eine sehr belebte Scene. Helme wurden eiligst niedergedrückt, Segel flatterten und flaggten auf die schönste Weise, Boote wurden in's Wasser gelassen, Schiffe fielen in den Wind, und endlich ward der arme Schelm aus seinem wässerigen Grabe errettet. Bald umgab uns die Nacht, und wir schieden von einander, die Vincennes, um mit der Porpoise die Korallenbänke der südlichen Breiten zu untersuchen, wir, um so bald wie möglich Batavia zu erreichen.

Am nächsten Morgen, während wir unser erstes Seefrühstück verzehrten, ereignete sich einer jener Vorfälle, die von Seeleuten oft, als Wunder betrachtet werden, und der uns Allen für einige Tage Stoff zum Gespräch lieferte. Mit Ausnahme des Deckwacht haltenden Officiers waren Alle an den Tischen versammelt, und das Schiff lavirte träge gegen eine leichte östliche Briese. Plötzlich bemerkte Herr Samuel Potts, unser hydrographischer Assistent, daß er vergangene Nacht geträumt, eine Kiste mit Kleidern, die zu spät eingetroffen war, um an Bord geschickt zu werden, und die seine Freunde versprachen ihm nach China nachzuschicken, erhalten zu haben. „Ich träumte," sagte er, „daß wir in der Nähe eines Kauffahrteischiffes von Windstille befallen wurden, an dasselbe ein Boot absendeten, das mit meiner Kiste zurückkehrte." — Während mehrerer Stunden ward nichts mehr über diesen Gegenstand verhandelt, bis sonderbarer Weise wir uns plötzlich vom Winde verlassen, etwa eine oder zwei Meilen von einer tief beladenen Barke, welche die amerikanische Flagge zeigte, befanden."

„Der Bursche sieht aus, als ob er von New-York käme und eine Ladung Kohlen und ein Paar alte Zeitungen an Bord haben könnte," bemerkte der dritte Lieutenant Russell, „ich werde um ein Boot bitten, um hinüberzufahren." Er suchte um ein Boot nach,

fuhr hin und kam wirklich mit Herrn Pott's Kiste zurück. — Es war die Barke „Roebuck“ von Baltimore, 84 Tage unterwegs und mit Kohlen für Perry's Escadre beladen.

Mit Ausnahme einiger wenigen Bemerkungen bietet die Reise nach Batavia nur wenig Erwähnenswerthes dar.

Am 24. December kam die Insel Java in Sicht, und am nächsten Morgen ankerte das Schiff vor der am westlichen Ende derselben gelegenen Stadt Anger. Man hatte sich hierher gewandt, um wo möglich einen Lootsen nach Batavia zu finden, allein es konnte keiner erlangt werden; deshalb kaufte man die neueste Küstenkarte und segelte am nächsten Tage mit Hülfe derselben nach Batavia, wo die Hancock und F. Cooper schon eingetroffen waren, und das erstere Schiff ging bereits am folgenden Tage nach den, nur wenige Stunden entfernten, zu vermessenden Straßen von Gaspar ab, wohin die beiden anderen sobald als möglich zu folgen beordert wurden.

Das Tagebuch wieder aufnehmend, finden wir das Folgende über Anger:

„Wir hatten während der Nacht geankert, und bei Tagesanbruch breitete sich ein entzückender Anblick vor uns aus. Statt des seit den letzten sechszig Tagen unausgesetzt vor uns liegenden einförmigen Seehorizontes sahen wir sanft anschwellende Niederungen, von den blauen Bergen des Binnenlandes begrenzt und nach der See zu mit ausgedehnten Dickichten von Kokospalmen, Mangosteen- und Bananabäumen umgeben, die überdies einen unerschöpflichen Vorrath der herrlichsten Früchte versprachen.

Während ich mich dieses Bildes erfreute, langten ein Dutzend oder noch mehr malayische Boote an, die mit Früchten, Gemüsen und Thieren verschiedener Art, sowohl für den Tisch, als in Käfigen, um die Neugierde des Naturforschers zu erregen, beladen, und mit schreienden, lärmenden Bootsleuten bemannt waren.

Habt Ihr jemals einen Mangosteen gegessen? Es ist die herrlichste Frucht der Welt, läßt die Cheremoya von Peru weit im Hintergrunde, und übertrifft selbst Erdbeeren mit Rahm. Es ist einer Reise nach Ostindien werth, blos um Mangosteen zu essen. Während ich eine derselben öffnete und einen Theil um den anderen schnell in den Mund schob, ward ich von einem jungen Javaner mit mongolischer Physiognomie und einem Munde voll entsetzlich schwarzer Zähne, die er, um liebenswürdig zu scheinen, auf die liberalste Weise zeigte, begrüßt. Er introducirte sich als der zweite Hafencapitain, sagte, daß er gekommen, uns einen Besuch abzustatten, und fragte, ob wir etwas wünschten. Später hörte ich, daß er ein Geflügelhändler war, und als er fand, daß wir schon früher versehen worden waren, folglich nichts wünschten, entfernte er sich in sehr übler Laune.

Wir fanden die Preise der Lebensmittel billig, Hühner das Dutzend einen Dollar, Eier einen Dollar das Hundert, und Früchte beinahe ganz umsonst.

Die Boote waren gut gebaut, und wurden mit Segeln und Rudern fortbewegt. Letztere waren kurz und sehr breit, die ersteren aus Grasmatten geflochten, die leichter und geschmeidiger als Segeltuch sind.

Gleich andern halbcivilisirten Wilden drückten sich die Mannschaften dieser Boote in schneller, lauter und energischer Redeweise aus, die mit heftigen und häufigen Gesticulationen begleitet ward. Aus der Ferne gesehen glich eine Gruppe derselben, die in gewöhnlichem Gespräch begriffen waren, Leuten, die sich im nächsten Augenblicke bei der Kehle zu packen im Begriff standen.

Während wir uns Batavia näherten, brannte die Sonne so glühend hernieder, daß das Verdeck zu heiß ward, um mit dünnbesohlten Schuhen darauf umherzugehen.

Um 7 Uhr 45 Minuten segelten wir durch die enge Passage, die die kleine Insel Amsterdam von Java trennt, und entkamen

nur durch die gute Beschaffenheit der Segel unsers Schiffes der Gefahr, auf's Ufer zu laufen. Eine große Menge winziger Inselchen umgab uns, von denen manche kaum Erdknollen zu nennen waren, die nur wenig aus dem Wasser hervorragten, mit dichtem Holz bewachsen waren und vielleicht nicht mehr als 500 Fuß im Umfange hatten. Ich hörte später in Batavia, daß diese Inseln an den Meistbietenden versteigert worden, um das darauf gefällte Holz für den Markt von Batavia zu benutzen.

Diese Inseln schienen dicht bevölkert zu sein, und die niedrigen, aus Bambusrohr gebauten, mit Gras bedeckten Häuser, die in pittoresken Gruppen unter Bäumen versteckt lagen, sahen von unserm heißen Verdeck so kühl und luftig aus, daß man beinahe seine verbrannten Füße vergaß, mit denen man auf- und niedertrippelte, um einen schattigen Platz für dieselben zu finden.

Wir ankerten endlich zwischen unsern beiden Gefährten, und wurden bald darauf vom Boote eines holländischen Kriegsschiffes besucht, dessen Officier vorzüglich gut Englisch sprach, und so gütig war, uns einige gute Rathschläge in Bezug auf diesen sprüchwörtlich ungesunden Hafen zu geben. Er sagte uns, daß ihre eigene, aus fünf Dampfern und einer Fregatte bestehende Escadre gegenwärtig mehrere hundert Officiere und Matrosen am Java-Fieber krank im Hospital habe, und aus Sanitätsrücksichten allen hier ankernden Schiffen die Beachtung der folgenden Regeln angerathen würde:

1) Die Boote des Schiffes von Eingeborenen rudern zu lassen, und die Mannschaft der Sonne so wenig als möglich auszusetzen.

2) Zwischen 10 Uhr des Morgens und 4 Uhr des Nachmittags keine Arbeiten vorzunehmen, welche die Mannschaft unter den Sonnenzelten hervorzugehen nöthigen.

3) Die letztern aufzuspannen, sobald die Sonne den Morgennebel zu zertheilen beginnt, und sie so lange in diesem Zustande zu erhalten, bis der Himmel sich wieder zu überziehen anfängt, dann aber sie aufzurollen, damit vor Einbruch der Nacht das Verdeck

sich etwas kühlen könne. Auf diese Weise, sagte er uns, sei es möglich, Kühlung genug zu bewahren, um noch vor Mitternacht zu Bett zu gehen; vernachlässige man aber diese Vorsichtsmaßregeln, so würden die unteren Verdecke so heiß wie Oefen. Wir dankten ihm für seinen guten Rath, und er empfahl sich.

Obgleich wir nach den angegebenen Regeln handelten, waren die Seiten und das Verdeck des Schiffes so heiß, daß man beinahe im Bette zerschmolz, und auf dem Verdeck dem Thau ausgesetzt zu schlafen, wäre großer Uebermuth gewesen, da man sicher von einer schweren Krankheit befallen worden wäre.

Am nächsten Morgen beschlossen ich und Herr Bliß, der dritte Lieutenant der Hancock, an's Land zu gehen. Wir hatten ein zu jenem Schiff gehöriges Boot zu unserer Verfügung, das von Malayen gerudert ward, die Capitain Rodgers von der Regierung für die geringe Summe von einer Rupie (etwa ein halber Thaler) für den ganzen Tag gemiethet hatte, und von dieser Summe hatten die Leute ziemlich zwei Fünftel für die Erlaubniß, von uns gemiethet zu werden, abzugeben. So bleiben dem Mann nur etwa acht Groschen dafür, daß er den ganzen Tag unter einer brennenden Sonne rudert, und dennoch wird dies für gute Bezahlung gehalten, denn zehn Doits (etwa ein Groschen) genügen, um Nahrung für den Tag zu kaufen, und der Rest dazu bestimmt, um damit zu spielen, denn diese Leute sind, mit Ausnahme der Chinesen, vielleicht die leidenschaftlichsten Spieler.

Nachdem wir eine Meile oder darüber vom Schiff gerudert, langten wir an der Mündung eines Kanals an, den wir hierauf nach dem Landungsplatze zu passirten. Man sagte uns, daß diese Mündung bei starkem Winde ziemlich gefährlich zu passiren sei, da dann immer eine heftige Brandung sich daselbst breche und Haifische und Krokodille stets bereit seien, die Mannschaft eines umgeschlagenen Bootes aufzuschnappen. Diese Thiere scheinen sich in großer Menge in der Nähe der Kanalmündung aufzuhalten, die Haifische außer-

halb und die Krokodille innerhalb derselben, wo sie sich von dem durch eine langsame Strömung herbeigeführten Abfall der Stadt nähren und manchmal einen unglücklichen Bootsmann zum Nachtisch verschlucken. Gleichwohl kommen die Haifische nie in den Kanal, und Krokodille gehen nie weiter als bis an die ersten Häuser, so daß die Eingeborenen sich in dem durch die Stadt laufenden Theil in vollkommener Sicherheit baden. Das Wasser dieses Stromes ist von schmutziger grauweißer Farbe, voll von dem Gassenkehricht der Stadt und riecht abscheulich. Man sollte kaum glauben, daß es der Gesundheit dienlich sein könne, in demselben zu baden, und dennoch ist dies das einzige den Schiffen gelieferte Wasser. Durch Steine filtrirt, wird es gleichfalls von allen Bewohnern Batavia's benutzt, ein Umstand, der Ursache ist, daß Neuangekommene während der ersten Tage sich selten über Durst beschweren.

Aus verschiedenen Gründen bin ich geneigt zu glauben, daß die Holländer die Eingeborenen in vollkommener Unterwürfigkeit halten; denn selbst diejenigen derselben, die sich im Dienste der Regierung befinden, werden von den Andern geehrt und gefürchtet, und es wird ihnen ein Gehorsam gezollt, als wären es höhere Wesen. Ein Beispiel hiervon bot sich in dem Benehmen unserer zeitweiligen Bootsmannschaft, denn wenn wir in dem stets gedrängten Kanal gegen andere Boote stießen, machten sie sich mit Drohungen, Flüchen und oft mit Prügeln Bahn, die von den Andern kaum mit Worten erwidert wurden. Dies befremdete mich, da ich mir bisher die Malayen als einen wilden, kriegerischen, verrätherischen und unbezähmbaren Schlag Menschen vorgestellt hatte.

Wir landeten in der untern Stadt und mietheten einen Wagen, der uns weiterbringen sollte. Derselbe war bequem und stark gebaut, stand auf vier sehr kleinen und soliden Rädern und wurde von zwei kleinen, stämmigen Pferden gezogen, die nicht viel größer als shetländische Ponies waren. Der Kutscher war ein Malaye und für das Klima sehr warm gekleidet. Er trug einen großen

ovalköpfigen Strohhut und ein schlafrockartiges Gewand aus buntem Calico, und ward durch das weit vorspringende Dach des Wagens gegen die Strahlen der Sonne geschützt. Er führte eine lange Peitsche, denn das Gesetz verlangt, daß er bei jeder Brücke, vor jeder Wendung des Weges und bei der Annäherung eines Wagens knalle, so wie daß bei Nacht ein hinten auf dem Wagen stehender Mann eine brennende Fackel trage: Alles, um unangenehmes Zusammenrennen zu verhüten. Leider wurden wir über alles dies erst aufgeklärt, als wir unseren Jehu mit einer Extra-Rupie dafür belohnt hatten, daß er sich vermeintlich unserthalben in Schweiß gesetzt hatte, um uns schnell an den Ort unserer Bestimmung zu bringen, während es in der That das Gesetz war, welchem Folge zu leisten er seine Peitsche auf solch unbarmherzige Weise handhabte. Wir konnten im Anfang nicht begreifen, warum alle Welt anscheinend in so großer Eile war, indem jeder uns passirende Kutscher seine lange Peische über den Köpfen seiner „knallfesten" Ponies sausen ließ.

Nach etwa einer halben Meile passirten wir eine Umzäunung, in der die Vorrathshäuser der Regierung befindlich sind. Während wir durch die sie umgebenden Anlagen fuhren, zeigte mir Hr. Bliß eine große Kanone, anscheinend ein Zweiunddreißigpfünder, welche, so hatte ihm ein holländischer Officier erzählt, von den eingeborenen Frauen sehr verehrt wurde. Es scheint, als ob diese Leute, gleich den alten Athenern, in dem Irrthume befangen sind, daß Wirkungen auch ohne Ursache stattfinden können, oder vielmehr, daß wenn auf ein gewisses alltägliches Ereigniß vergeblich gewartet worden ist, es durch Gebete, der Gottheit dargebrachte Opfer, oder die Beobachtung irgend einer abergläubischen Ceremonie herbeigeführt werden könne. Die malayischen Damen haben nun diese Kanone mit einer geheimnißvollen Wunderkraft bekleidet und glauben, daß sie sich nur einige Augenblicke darüber zu beugen, die Hülfe ihrer gewaltigen Macht anzurufen und ihre Opfergaben dahinter in die

Erde zu stecken haben, um dann mit der vollkommenen Gewißheit nach Hause zu gehen, daß ihre Gebete erhört worden sind. Die Holländer sagten, daß die Kanone sich an derselben Stelle befinde, seit die Engländer die Kolonie aufgegeben, und es läßt sich nicht sagen, wie lange sie noch den Platz behaupten wird, wenigstens waren zahlreiche um dieselbe herumliegende Blumen, Früchte und Stücke vergoldeten Papiers Zeugen, wie oft man ihre Hülfe in Anspruch genommen.

Ich versuchte auch die Betelnuß zu kauen, deren Genuß hier überall sehr verbreitet ist. Die Eingeborenen beider Geschlechter kauen dieselbe ebenso, wie andere Völker Tabak, nur mit dem Unterschiede, daß sie einen großen Theil des Speichels verschlucken. Sie ist ein Reizmittel, und soll, wenn man sich von Hunger schwach fühlt, Stärkung gewähren, ohne eine unangenehme Nachwirkung herbeizuführen. Sie wächst auf einem hohen dünnstämmigen Baume, der oft eine Höhe von 100 bis 150 Fuß erreicht (?), vollkommen frei von Zweigen, Knoten oder selbst bedeutenden Unregelmäßigkeiten der Rinde ist, und in einem einzigen Stamme bis zur Spitze wächst, wo einige Zweige hervorsprossen und die Nuß hervorbringen, so daß er aus der Ferne einer sehr hohen, geraden Kokospalme gleicht.

Zum Kauen versetzen die Malayen gleiche Theile der Nuß und des Blattes mit etwas Kalk. Zuerst bringt dies einen bittern, brennenden Geschmack hervor, der von dem Blatte herrührt und durchaus nicht unangenehm ist.

Häufiger Genuß dieses Mittels giebt den Leuten ein widriges Ansehen. Sie schieben den Knäuel zwischen die unteren Vorderzähne und die Lippen, und da derselbe oft so groß als eines Mannes halber Daumen ist, die Lippen aber und der innere Mund davon hellroth gefärbt werden, so sehen sie aus, als ob sie eben einen Faustschlag auf den Mund bekommen hätten. Die Zähne werden durch langen Gebrauch so schwarz wie Ebenholz. Ich fragte

einen unserer Bootsleute, warum er so viel kaue, und er antwortete mir, daß er damit seine Zähne schwarz zu färben wünsche; Hunde hätten weiße Zähne, und er wünsche von denselben verschieden zu sein. Als einen andern Grund gab er an, daß es ihm durch den Koran geboten sei.

Wir machten die Bekanntschaft des Herrn L. M. Squires, eines Amerikaners, der sich elf Jahre hier aufgehalten und später die Hancock als Naturforscher begleitete. Während wir eines Abends in der Veranda des Hotel Amsterdam unsere Cigarren rauchten, stellte uns Herr Squires verschiedene seiner Bekannten vor. Die gewöhnlichen Gefühlsergießungen über den Zustand des Wetters waren mit vorzüglichem Erfolg discutirt worden, und Jeder wartete anscheinend auf seinen Nachbar, etwas Anderes vorzubringen, als plötzlich einer der eben gekommenen Herren, ein Engländer, mir die unvorbereitete Frage vorlegte: ob ich je einen Eingeborenen unter dem Einfluß des „Muck" gesehen. „Unter welchem Einfluß?" fragte ich. „Des Muck! Des Mucklaufens." Ich verneinte, denn ich hatte nie vorher den Ausdruck gehört. Er drückte hierüber seine Verwunderung aus und fuhr fort, daß das „Mucklaufen" oft manches Menschenleben koste. Ich dachte: dies ist eine seltene Neuigkeit, begnügte mich indessen einfach zu bemerken: „Ei, was Sie sagen." Der Engländer räusperte sich, blies sich auf, bestellte ein Glas „Halb und Halb" und hob an: —

„Viele der Eingeborenen verbrauchen große Massen von Opium in verschiedenen Formen, und in Folge davon werden im Laufe der Zeit ihre Gesichtszüge scharf, die Haut ist über die Knochen wie Pergament gespannt, und zu Zeiten, in Anfällen von Wahnsinn, werden sie blutdürstiger und grausamer als Tiger. Mit dem langen „Cris" bewaffnet (ein scharfes Dolchmesser, dessen Schneide wellenförmig ist) stürzen sie wüthend aus ihren Häusern und laufen, so schnell ihre Füße sie tragen können, manchmal nackt, manchmal bekleidet, doch stets wahnsinnig und wüthend durch

die gedrängten Straßen, mit dem einzigen Gedanken, Alles, was ihnen in den Weg kommt, zu ermorden. Stechend und beißend, fluchend und stoßend rennen sie dahin und verschonen Keinen. Sobald nun ein Mann in diesem Zustande gesehen wird, schreit Alles: „Amoak! Amoak!“ gerade wie wenn sich in unseren Städten der Ruf „Feuer! Feuer!“ mit Blitzesschnelle verbreitet. Jedermann sucht die erste beste Waffe, die ihm in die Hände kommt, zu ergreifen, und folgt dem gemeinsamen Feinde. Gewöhnlich zieht man lange Speere dem kürzeren Cris vor, und mit diesen wird der Wahnsinnige endlich in eine Ecke getrieben und mit einer Jagdlust, als wäre er ein Tiger, getödtet. Bei einer Gelegenheit wurden von einem dieser Unglücklichen gegen vierzig Personen umgebracht, ehe er selbst fiel, und dennoch giebt es kein Gesetz gegen den Gebrauch des Opiums.

„Das Wort „Muck“ ist eine Verstümmelung des javanischen „Amoak“ (tödte) und dieser Ausruf wird eben nur dann gehört, wenn ein armer Wahnsinniger mit verzerrten Muskeln und hervorstarrenden Augen die Straßen der geängstigten Stadt durchläuft, und Tod jedem seiner Schritte folgt.“

Als sich das Gespräch von diesem Gegenstande auf Tiger lenkte, bemerkte ein Anderer aus der Gesellschaft, daß auf der Insel in einem Jahre bis zu 1800 getödtet worden seien; allein später erfuhr ich, daß die größte Zahl der in einem Jahre getödteten sich nur auf 1100 belaufe. Die Regierung zahlt einen gewissen Preis für jeden Tigerbalg, und die Zahl derselben wird registrirt. Diese Thiere sind ebensowohl dem Rindvieh sehr gefährlich, als alljährlich viele Menschen durch sie um's Leben kommen.

Im Innern Java's lebt noch ein eingeborener Fürst, der von den Holländern eine Pension bezieht und den Titel Sooletan führt. Dieser veranstaltet manchmal große Tigerjagden, bei denen er oft seine ganze, etwa 2000 Mann starke Armee zu Felde ziehen läßt. Die Erhaltung dieses zahlreichen Gefolges, sein Harem, seine

Tänzerinnen zehren beinahe sein ganzes Einkommen auf. Die Tänzerinnen werden im zartesten Alter einer Klasse von Männern übergeben, deren Geschäft es ist, sie so einzuüben, daß ihr Körper fähig wird, jede beliebige Stellung anzunehmen. Diese Mädchen werden trotz der grausamen Erziehung als gutmüthige und lustige Geschöpfe beschrieben.

Zuletzt wandte sich das Gespräch auf malayische Piraten, die früher in den Straßen von Gaspar sehr zahlreich waren. „Seit Kriegsdampfer diese Gewässer besuchen," bemerkte einer der Gesellschaft, „hören wir höchstens ein= oder zweimal des Jahres von ihnen; trotzdem sind sie immer noch zahlreich genug, und Sie werden sich in Ihrem kleinen Schooner (die F. Cooper) wohl vorsehen müssen, sonst machen sie kurze Umstände mit Ihnen." Ich dachte an die hohen Borde der Kennedy und fühlte mich sehr behaglich; konnte ich doch nicht ahnen, daß ich bald darauf beordert werden würde, mit einem Boote und sechs Mann zu der F. Cooper zu stoßen.

Die Straßen von Gaspar, Singapore.

III.

Die Straßen von Gaspar, Singapore.

Beginn der Vermessung. — Mangelhaftigkeit der vorhandenen Karten. — Betrügereien von Kauffahrteicapitainen gegen Assecuranzcompagnien. — Versetzung von Lieutenant Habersham zum Schooner. — Die Insel Selio. — Versuch zu campiren. — Mosquitoschwärme. — Die Gefahr, halb im Schlafe aus dem Boote zu steigen. — Hirsche, Wildschweine und Schlangen. — Riesenbäume. — Wilde Tauben. — Ein Boot in kritischer Lage. — Singapore. — Mahomed, des Consuls Mann. — London-Hotel. — Residenz des Gouverneurs. — Panorama der Stadt. — Chinesischer Tempel. — Verachtung der Chinesen gegen ihre Religion. — Hospital. — Muscatnußpflanzung. — Die F. Cooper ein nautisches Wunder. — Seewürmer. — Rückkehr nach Selio. — Haifische. — Lieut. Russell in der Einsamkeit. — Die Deserteure eingefangen.

Am 10. Januar 1854 ward mit der Vermessung der Straßen von Gaspar der Anfang gemacht.

Diese Straßen liegen 3° 19′ südl. Br. und 106° 40′ östl. L. Neun Zehntel des Welthandels mit China gehen durch dieselben, allein bis zu jener Zeit hatte noch nie eine vollständige Vermessung

derselben stattgefunden. Die in diesen Straßen liegenden gefährlichen Riffe und Felsen waren mangelhaft angegeben, und gewaltige, nicht genügend bekannte Strömungen vermehrten die Gefahren.

„Wir gingen“, meldet uns Lieut. Habersham, „an unser schwieriges Werk, arbeiteten uns durch Regen, Wind, Haifische, Tiger, Schlangen hindurch, und am 15. Mai war unsere Aufgabe gelöst. Wir vollbrachten die Arbeit, ohne einen Mann zu verlieren, und die Resultate waren im höchsten Grade befriedigend. Manche Theile einiger vorhandenen Karten waren correct, allein im Ganzen waren dieselben entsetzlich mangelhaft. Wir fanden Dutzende von Felsen und Untiefen, wo die Karten tiefes Wasser angaben, wir fanden blaues Wasser, wo alle Karten Felsen und Untiefen zeigten. Ueberdies fanden wir Beweise von Betrug und Schurkerei der Schiffscapitaine gegen die Assecuranzcompagnien. Capitain Rodgers fand das Wrack des „Memnon“ an der nordwestlichen Spitze von Pulo Leat (Leat-Insel). Bei ruhigem, hellem Wetter konnte man aus dem Boot hinabsehen und Alles deutlich erkennen. Ein schöner, schwerer Anker ward von Lieut. Bridge gefunden und mit dem großen Boot herausgeholt. Der Capitain jenes Schiffes berichtete, daß das Schiff auf einem mehrere Meilen vom Lande gelegenen Felsen gescheitert sei, der auf keiner Karte angegeben, deshalb zahlten die Assecuranzcompagnien die Versicherung aus. Hätten sie gewußt, daß ein unwissender oder unachtsamer Mann das Schiff in Pistolenschußweite von einer großen Insel bei hellem Tage auf einen Felsen hatte rennen lassen, sie würden ihr Geld behalten haben.

Dies war nicht die einzige derartige Entdeckung, die wir während der Vermessung machten; wir radirten alle ähnlichen eingebildeten Gefahren auf den Karten aus, trugen andere, wirklich existirende und vorher unbekannte auf dieselben ein und leisteten in der That außerordentlich viel in den dieser Arbeit gewidmeten vier Monaten. Es kann dem Capitain John Rodgers, der die Arbeiten mit der größten Umsicht leitete, und denen, die ihn in der

Ausführung derselben unterstützten, nicht genugsames Lob gezollt werden."

Wir lassen jetzt die ausführliche Schilderung der Vorfälle aus dem Tagebuche des Lieutenants folgen.

Den 14. Januar 1854.

Der Schooner kam gestern unter unseren Stern und theilte uns mit, daß Capitain Rodgers einen Officier und ein Boot von der Kennedy zu detachiren befohlen, um den Schooner bei seinem Antheil der Vermessung zu unterstützen. Anfangs zögerte man zu bestimmen, welcher Officier gehen solle, allein da ich mich früher unglücklicherweise günstig über kleine Schiffe ausgesprochen, so ward ich zuletzt geschickt. Ich hatte ein Boot und sechs Mann mit mir und Befehl, mich bei Capitain Stevens, dem Commandeur der F. Cooper, zu melden. Der Schooner war zu klein, um meine Mannschaft sowohl als mein Boot bequem zu beherbergen; das letztere ward deshalb bei Nacht am Stern nachgezogen, während die erstere sich auf dem Verdeck Lagerstellen suchte, so gut oder so schlecht sie eben konnte. Dies war Alles ganz schön, so lange das Wetter gut blieb, allein wenn Leute vierzehn Stunden tüchtig gearbeitet haben, so schlafen sie nicht gern die übrigen zehn im Regen. Stevens, ich selbst und Barber, der Master, waren die einzigen Bewohner der Kajüte. Zwanzig Mann waren im Zwischendeck und sechs auf dem Verdeck.

Am 17. Februar, nach mehreren Wochen harter Arbeit, ward es nöthig, Vorräthe an Holz und Wasser einzunehmen. Um 7 Uhr Morgens segelten alle drei Schiffe nach einem Ankergrund bei der Insel Selio, gegenüber einem Strome süßen Wassers, und in der Nähe eines wahren Waldes von trockenem Brennholze, welches Stevens entdeckt hatte. Die Insel ist etwa vier Meilen lang, vier breit, und unterscheidet sich von allen anderen, die wir bis jetzt gefunden, dadurch, daß sie im Innern Seen und mehrere in's Meer sich ergießende Flüsse hat. In Folge des frischen Wassers halten

sich eine große Menge von wilden Thieren in dem Dickicht auf, worunter Hirsche und wilde Schweine am zahlreichsten sind. Viele Schlangen finden sich gleichfalls vor, und mehr Insekten, als angenehm ist. Unter letzteren zeichnet sich besonders eine ungeheure Spinne aus, die sowohl durch ihre Größe als durch ihre außerordentliche Häßlichkeit bemerkenswerth ist. Sie breitet ihr dichtes Netz in dem fast undurchdringlichen Gebüsch über alle offenen Plätze aus und kauert sich in der Mitte desselben zusammen, um gelegentlich auf ihre Beute loszustürzen, oder ihr Haus von einem Vorübergehenden eingerissen zu sehen, wie es die Umstände eben fügen. Einem verwundeten Wildschwein nachjagend, hatte ich das Unglück, einen solchen Burschen halb in den Mund zu bekommen, und bevor ich ihn wieder ganz loswerden konnte, war ich genöthigt, meinen Rock auszuziehen und abzubürsten, denn mit seinen langen Beinen war das Thier auf meinen Rücken gekrochen, ehe ich seiner habhaft werden konnte.

Kurz bevor die Schiffe nach dieser Insel gebracht wurden, fand eine große Jagd auf derselben statt. Barber und ich wünschten einmal das „Campiren" zu versuchen, deshalb nahmen wir nach Vollendung unseres Tagewerkes ein Boot, um die Nacht auf der Insel zuzubringen. Die Mannschaft war gleichfalls voller Erwartung und Freude über den Gedanken, die Hirsche zu schießen, ehe sie aufgewacht wären, und Alles versprach ein lustiges Abenteuer. Wir hatten einen Feldkessel, gesalzenes Schweinefleisch, Brod, Kaffee rc. mit uns genommen, und am Ufer anlangend, schlugen wir unser Zelt auf und zündeten ein großes Feuer an, als eben die Nacht einbrach. Das Zelt war aus dem Bootssegel gemacht, und über den Sand breiteten wir doppeltes Segeltuch als Lager.

Wir hielten zunächst ein gutes Abendessen, rauchten darauf unsere Pfeifen, und uns mit den Füßen gegen das Feuer niederlegend, bildeten wir uns ein, daß wir schlafen würden. Eine Stunde später waren wir jedoch Alle wieder im Boote, das Feuer

brannte nieder, und die Mosquito's und Sandfliegen triumphirten singend und tanzend über ihren blutigen Sieg; wir waren thatsächlich vertrieben worden. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch landeten wir wieder.

Als wir in's Boot zurückkehrten, war niedrige Ebbe gewesen, als wir landeten, war die Hochfluth eingetreten; dasselbe Wasser, das erst knietief gewesen, reichte jetzt über eines Mannes Kopf. Einer der Mannschaft wollte noch halb im Schlafe in's Wasser steigen, um den Anker aufzuheben und das Boot an's Ufer zu ziehen, und das Resultat läßt sich vorstellen: ein lauter Platsch in's Wasser, gleich darauf viel Sprudeln und Plätschern, und zuletzt lautes Gelächter.

Der Tag war kaum angebrochen, als wir in das Dickicht eindrangen und lustig darauf losjagten bis gegen Mittag; wir feuerten nach verschiedenen schwerfälligen kurzbeinigen Hirschen, schlugen eine Heerde von Schweinen jedes Alters und Geschlechtes in die Flucht, tödteten mehrere häßliche große Schlangen und kehrten endlich müde und verdrießlich an Bord zurück.

Selio ist unbewohnt, allein es wird zu gewissen Zeiten von malayischen Fischern besucht, welche die in den Seen in großer Menge befindlichen Fische fangen und trocknen. Der Baumwuchs ist hier bewundernswerth, viele Bäume sind hundert und fünfzig Fuß hoch. Wir schossen viele wilde Tauben, die später auf anderen Inseln in solcher Menge gefunden wurden, daß zwei Mann mit Schiffsmusketen an einem Abend mehrere Hundert davon tödteten.

In zwei Tagen hatten wir unser Holz und Wasser eingenommen und befanden uns am dritten wieder bei der Arbeit. Lieut. Russell's Boot befand sich bald darauf eines Tages in großer Gefahr. Dasselbe hatte wie gewöhnlich das Schiff ziemlich früh am Morgen verlassen, allein bald darauf ward das Wetter stürmisch, und als vierundzwanzig Stunden vergingen, ohne daß es zurückkehrte, begannen wir zu fürchten, daß demselben ein Unglück be-

gegnet sei. Mit seiner gewohnten Energie segelte Capitain Rodgers in der Hancock leewärts, um nach dem vermißten Boote zu suchen, und kehrte am nächsten Tage mit demselben im Schlepptau und seiner Mannschaft an Bord zurück. Diese letztere hatte große Angst ausgestanden; nur durch unausgesetzte Anstrengungen war es ihnen gelungen, sich vor dem Sinken zu retten, und sie waren nahe daran zu unterliegen, als die Hancock zu ihrer Hülfe herankam.

Gegen Anfang März ward der Schooner nach Singapore (etwa dreihundert Meilen entfernt) beordert, um mit dem Consul zu verhandeln und sobald als möglich zurückzukehren. Ich blieb während dieser Reise in ihm, und am 7. März befanden wir uns vor jener Stadt vor Anker.

Als Stevens und ich eben in einem Sampan an's Ufer gehen wollten, ruderte ein leichtes Boot zu uns heran, in dessen Mitte ein tiefschwarzer Hindu mit schneeweißem Turban auf dem Kopfe stand, der uns die Worte entgegenrief: „Me Mahomed, me Consuls man! — Viele, oh viele Briefe in Consul Haus, für amerikanische Kriegsschiffe!" In Folge dessen gingen wir nach „Consul-Haus", fanden viele Briefe, von denen leider nur einer, sechs Monate alt, für mich war, und verfügten uns später nach dem London-Hotel, wo wir des Wirthes sauren Bordeaux kosteten, demselben alsbald eine Flasche Ale nachschickten und ein Zimmer für zwei Dollars den Tag mietheten. Wir erfreuten uns hier einer sehr gastfreundlichen Aufnahme, denn vom Gouverneur bis hinab zu den Schiffsmaklern schien sich Alles verabredet zu haben, daß wir nie im Hotel speisen sollten.

Bald nach unserer Ankunft machten wir in Gesellschaft des Consuls unseren Besuch beim Gouverneur. Ein Wagen, wie man ihn hier für einen Dollar den Tag miethen kann, brachte uns nach fünf Minuten an den Fuß eines in der Mitte der Stadt gelegenen Hügels, auf dessen Gipfel der Palast stand. Die zu demselben

führende Straße wand sich spiralförmig durch höchst geschmackvoll gehaltene Anlagen, und wir gelangten durch Gehölze von wohlriechenden Muskatnußbäumen und herrlichen Mangosteens, deren saftige Früchte unter den Rädern zermalmt wurden, während ein mit Wohlgerüchen geschwängertes Lüftchen unsre Schläfe fächelte, nach der in der Mitte des Gartens gelegenen Residenz. Meine Vorstellungen von einer Scene des Orients wurden hier auf's vollkommenste verwirklicht; solche Augenblicke bringen eine flüchtige Röthe auf die Wangen des Invaliden, und versetzen den Gesunden in wollüstige Träumerei. Als wir wieder und wieder um den Hügel fuhren, entfalteten sich stets wechselnde Scenen vor unseren Augen. Wir sahen Singapore zuerst stückweise, und zuletzt den Gipfel erreichend, breitete sich das ganze Panorama vor uns aus, die Stadt, die Bai, die gegenüberliegende Küste, die weiter hinten liegenden Wälder und Dickichte, und im Vordergrund die Anlagen zu unsern Füßen, ein unendlich schöner, großartiger Anblick.

Ein phantastisch gekleideter eingeborener Diener führte uns in das Empfangzimmer, in welchem bald darauf die Damen erschienen. Mrs. und Miß Butterworth waren sehr liebenswürdig, und wir brachten eine angenehme Viertelstunde in ihrer Gesellschaft zu. Man zeigte uns einen auf einem Berge der Insel Bangka, um die wir kürzlich vermessen hatten, gefundenen Stein, der einen großen Einfluß auf die Magnetnadel ausübte, und den Jedermann für einen Magnetstein hielt. Als Stevens jedoch bei näherer Untersuchung fand, daß eine Nähnadel durchaus keine Einwirkung von demselben erfuhr, bezeichnete er ihn als einfaches Eisenerz, als was er sich denn auch erwies.

Wir benutzten den Rest des Tages und unsere Dollarskutsche, um die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, und machten mit einem chinesischen Tempel den Anfang. Durch das massive steinerne Portal tretend, fanden wir uns bald von einem

Dutzend oder mehr chinesischer Vagabunden umgeben, die ihr Kartenspiel (in den Tempelhallen) einstellten, um uns zu folgen. Anfangs benahmen wir uns aus Rücksicht auf den Ort, wo wir uns befanden, sehr zurückhaltend, und um keinen Anstoß zu geben, warfen wir unsere Cigarren weg und nahmen unsere Hüte ab. Diese Strolche jedoch luden uns durch Zeichen ein, unsere Cigarren wieder anzuzünden und uns zu bedecken, ja sie gingen so weit, uns selbst Feuer zu bringen. Dann spuckten sie ohne Weiteres auf den Fußboden von getäfeltem Marmor, wahrscheinlich um uns anzudeuten, daß es uns frei stände, ein Gleiches zu thun. Zuletzt bestieg Einer eine Art von Kanzel und begann eine Menge heftiger Gesticulationen und Verbeugungen, um uns eine Probe ihres Gottesdienstes zu geben. Die Anderen stellten sich dazu vor den in der Art der römisch-katholischen Kirchen geschmückten Altar, zu dessen rechter Seite das Bildniß eines gütig aussehenden alten Mannes stand, während links ein ähnliches Standbild, mit einem teuflisch-boshaften Ausdruck im Gesicht, befindlich war. Der auf der Rechten befindliche, das gute Princip vorstellende Gott streckte seine linke Hand segnend aus, der zur Linken, das Böse bedeutend, blickte hämisch nach dem ersten hinüber und hielt in der emporgehobenen Hand ein blutendes Herz. Alle Andachtsübungen schienen hauptsächlich an das letztere Bild gerichtet zu sein, das andere ward wenig beachtet. Wir belohnten sie für gehabte Mühe mit einer halben Krone und setzten unsre Spazierfahrt weiter fort.

Wir wünschten in dem Hospital des Dr. Little mehrere unserer Leute zu besuchen, die in Folge der schweren Arbeiten und Entbehrungen am Fieber krank darniederlagen. Das Hospital des Doctors war außerhalb der Stadt gelegen und mit einer ausgedehnten Muskatnußpflanzung umgeben, in der wir den Eigenthümer eben auf dem Wege nach der Stadt begriffen antrafen; er kehrte mit uns nach dem Hospital zurück, wo wir zwei der Leute im Delirium, die andern aber auf dem Wege der Besserung fanden. Während

wir durch die Pflanzung wandelten, theilte uns der Doctor Folgendes über die Behandlung der Muskatnuß mit:

Eine solche Anlage gehörig in Stand zu setzen, ist eine Aufgabe von beiläufig zwanzig Jahren, und es wird folgendermaßen dabei verfahren. Nachdem der Boden gehörig vorbereitet, werden die Nüsse, aus denen man die Bäume zu ziehen wünscht, in Entfernungen von zwölf bis zwanzig Fuß von einander eingelegt. Nach Verlauf von acht Jahren beginnen die Bäume die ersten Früchte zu tragen, und man kann nun erst den weiblichen Baum von dem männlichen unterscheiden. Die letzteren, mit Ausnahme von je einem männlichen zu zwölf weiblichen Bäumen, werden ausgerottet, und an ihre Stelle andere Nüsse gepflanzt; nach abermaligen acht Jahren wird derselbe Proceß wiederholt, und so vergehen oft zwanzig Jahre, ehe die Pflanzung in vollkommener Ordnung ist. Wäre es möglich, an jungen Pflanzen den Unterschied des Geschlechtes zu erkennen, so könnte man denselben Erfolg in acht Jahren erreichen.

Die ausgewachsenen Bäume tragen das ganze Jahr hindurch, und gewöhnlich gehen am frühen Morgen Leute durch die Pflanzung, um die Früchte zu sammeln, wie sie eben reif werden. Auf diese Weise werden von jedem Baume täglich mehrere Nüsse eingeerntet, deren Anzahl im Laufe des Jahres manchmal bis gegen zwölfhundert beträgt.

Unser winziger Schooner war für die eingeborene und fremde Bevölkerung Singapore's ein kleines Weltwunder. Die Ersteren ruderten in ihren leichten Sampans um das kleine Fahrzeug, bewunderten seine Nettigkeit und zollten uns Complimente über unsere wagehalsige Tollkühnheit, unser Leben während einer Reise um die Welt einem so gebrechlichen Fahrzeuge anzuvertrauen; die Letzteren dagegen verglichen es mit einer malayischen Prahu, von

der, so sagten sie, wir das Modell dazu genommen hätten.*) Alle lachten über die Idee, daß wir daran dachten, einem Typhon gewachsen zu sein; sie wußten nicht, was dazu gehört, ein New-Yorker Lootsenboot unter doppeltgerefften Segeln umzuwerfen.

Im Wasser des Hafens kam eine sonderbare Art von Würmern häufig vor, die bei ruhigem Wetter in großen Massen auf der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Sie sind drei bis vier Zoll lang, haben anscheinend hundert Gelenke und ebenso viele Füße an beiden Seiten, sind mit kurzen feinen Haaren bedeckt und schwimmen schnell mit zickzackförmigen Bewegungen. Ihre Augen sind roth und ihre ganze Erscheinung ist sehr widerlich. Die Eingeborenen fürchten ihren Biß sehr und bringen sie um, so oft sich Gelegenheit dazu bietet. Einer der Bootsleute fing mir mehrere derselben, die ich in Spiritus aufbewahrte, in welchem sie sehr schwer starben, indem sie eine bläuliche Flüssigkeit von sich gaben, die von den Eingeborenen als Gift bezeichnet ward.

Am 23. März segelten wir wieder und hatten eine gute Fahrt nach Selio, wo wir die Hancock und Kennedy zu finden erwarteten, sahen jedoch nichts von ihnen, sondern fanden sie erst nach vierundzwanzig Stunden leewärts von der Insel, wo wir so viele Tauben geschossen hatten.

Eines Tages war Dr. Alexander von der Hancock von Haifischen angegriffen worden, als er auf einem Riff nach Muscheln suchte, und hätte bald sein Leben oder wenigstens ein Bein eingebüßt. Glücklicherweise behielt er seine Geistesgegenwart und stand fest in dem etwa knietiefen Wasser, während er sich mit einem langen Bowiemesser die Haifische vom Leibe hielt, bis ein Boot zu seiner Rettung herbeikam. Sobald er sich in Sicherheit befand,

---

*) Dies war nicht so weit gefehlt. Die Singapore-Boote sind sehr scharf gebaut und vorzüglich schnelle Segler. Mehrere unserer Officiere kauften Modelle, um sie ihren Freunden nach der Heimath zu senden, die sich Yachten nach denselben bauen ließen. W. H.

untersuchte er den erlittenen Schaden genauer und fand zu seiner großen Freude, daß derselbe blos in dem Verluste des rechten Stiefelschaftes, des halben rechten Hosenbeins und eines Stückchens Haut vom Schienbeine bestand. Der Haifisch hatte jedenfalls Appetit nach des Doctors Waden gehabt.

Bald nach diesem Ereigniß hatte die Hancock ihre Kohlen aufgebraucht und segelte um einen neuen Vorrath nach Batavia, die Kennedy in Selio zurücklassend, um Beobachtungen über Ebbe und Fluth zu machen. Zu diesem Zwecke ward auf „White Rock", einem mehrere Meilen vom Schiffe und gänzlich vom Lande entfernten Felsen, eine Station errichtet, auf der Lieut. Russell mit einem kleinen Boot, drei Mann, einem Zelt und den nöthigen Waffen, Provisionen und Geräthschaften zurückgelassen wurde. Einige Tage ging Alles sehr gut, allein eines Morgens aufwachend, sah sich Herr Russell vergebens nach dem Boote um, rief erfolglos nach zweien seiner Leute, suchte ebenso vergeblich die nöthigen Provisionen, um mit seinen übriggebliebenen Gefährten zu frühstücken, und begann endlich einzusehen, daß ihm ein übler Streich gespielt worden war. Die beiden Deserteure hatten alles Eß- und Trinkbare mit sich genommen und waren nach unbekannten Gegenden abgefahren. Befürchtend, daß sie bald aus Mangel umkommen würden, versuchten die Zurückgebliebenen auf alle mögliche Weise die Aufmerksamkeit des Schiffes auf sich zu lenken, und wurden durch einen Zufall am nächsten Tage erlöst. Das Schiff segelte augenblicklich nach Batavia, von wo eine Belohnung für die Einbringung des Bootes und der Deserteure bekannt gemacht wurde, die endlich die Wiederauffindung derselben zur Folge hatte. Sie waren sehr hungrig und erschöpft auf einer Insel gelandet, wo sie sich für Schiffbrüchige ausgaben; allein die Polizei, schon im Voraus auf ihre Spur geleitet, faßte sie, und sie wurden uns später nach Hong-kong nachgesandt.

Die Straßen von Gaspar.

IV.

Die Straßen von Gaspar.

Die Insel Bangka. — Tanjong Brekat. — Erholung. — Sonntagsspaziergang. — Tigerspuren. — Urwald. — Teich im Walde. — Blutegel. — Rückkehr. — Zwei Matrosen vermißt. — Suchen nach den Verlorenen. — Fruchtloser Versuch. — Erneute Nachforschungen. — Wildniß. — Ein Schlangenbiß. — Niedergeschlagenheit. — Malayen. — Ein Häuptling. — Nachricht von den Vermißten. — Geänderte Stimmung der Mannschaft. — Besuch im malayischen Dorfe Rangoa. — Nächtliche Fahrt. — Vierbeinige Nachtwächter. — Gemischte Bevölkerung des Dorfes. — Der Vater des Häuptlings. — Conferenz. — Wiedersehen der Verlorenen. — Rückkehr an Bord. — Ankunft in Hong-kong. — Wechsel und Veränderungen. — Capitain J. Rodgers übernimmt das Commando.

Kurze Zeit darauf segelten die Hancock und Kennedy über Singapore nach Hong-kong, um dort sowohl Vorrath einzunehmen, als auch ihre durch Krankheit sehr geschwächte dienstfähige Mannschaft sich erholen zu lassen. Die F. Cooper, mit dem einen Boot der Kennedy, blieb zurück, um noch einige Sondirungen vorzunehmen und dann direct nach Hong-kong zu folgen.

Am Abend eines dunklen stürmischen Sonnabends — fährt Lieut. Habersham fort, — ankerten wir nicht weit von der Insel Bangka, spannten unser dünnes Segeldach aus, um uns vor dem

herniederströmenden Regen zu schützen, und dankten Gott, daß ein Ruhetag zwischen uns und der weitern Arbeit lag. Am nächsten Morgen war der Sturm vorüber, die helle freundliche Sonne strahlte hernieder und erleuchtete die düsteren Tiefen des tropischen Dickichts, bei dem wir ankerten. Hohe Bäume ragten aus dem dichten Gestrüpp hervor, an einigen Stellen waren offene Rasenplätze am Ufer, und das Ganze bot einen sehr einladenden Anblick. Deshalb nahm der Capitain und Herr Barber, nachdem unser einfaches Frühstück verzehrt und die gewöhnliche Sonntagsmusterung gehalten war, unsere beiden Boote, um zu einem Spaziergang an's Land zu fahren; es war so angenehm, sich dort dem Gefühl des Nichtsthuns zu überlassen und auf dem glänzenden Ufer Muscheln aufzulesen.

Die Boote entfernten sich in verschiedenen Richtungen, aber sie kehrten ungefähr um dieselbe Zeit wieder, geleitet von einem gemeinsamen Motiv, nämlich einer Sonntagsmahlzeit. Der letzte Bewohner unseres Hühnerstalles, ein alter abgelebter Hahn, der seit Wochen allein auf dem Verdeck umhergekräht hatte, mußte an diesem Tage verbluten.

Die zurückkehrende Gesellschaft machte eine so verlockende Beschreibung von dem herrlichen Rasen und den hohen Bäumen, durch die der Wind säuselte, daß es mich gleichfalls verlangte, mich auf dem grünen Teppich zu strecken, Muscheln aus dem Sande aufzulesen und den Wind im Laube spielen zu hören. Wir unternahmen deshalb einen gleichen Streifzug; der Capitain, ich selbst und einige der Mannschaft sprangen, sobald der arme Hahn verzehrt war, in das Boot und ruderten an's Ufer. Zur Vorsicht hatten wir uns bewaffnet, denn Barber und seine Bootsmannschaft waren an einer Regenpfütze durch ein großes Thier in Schrecken gesetzt worden, einer von des Capitains Mannschaft hatte den Schwanz und die Hinterbeine eines Tigers gesehen, der Capitain selbst verschiedene

Spuren von Hirschen, Schweinen, Affen oder Panthern im Sande bemerkt, und Tanjong Brekat — so heißt der Vorsprung, bei dem wir ankerten — war weit und breit als ein Aufenthaltsort verschiedener wilder Thiere bekannt.

Nachdem wir gelandet, zogen wir das Boot hoch auf's Ufer; Stevens gab Befehl, daß Alle bei Sonnenuntergang wieder zurücksein sollten, und ermahnte die Mannschaft, aus Vorsicht so nahe als möglich bei einander zu bleiben, da' in dem Gestrüpp der größeren Inseln sich stets Tiger aufhielten; zugleich zeigte er uns die am Morgen gefundenen Spuren derselben. Der Anblick dieser Abdrücke gewaltiger Tatzen, die augenscheinlich nach der letzten Ebbe gemacht worden waren, bewog Manche nach dem Schooner zurückzublicken, indem sie dem schmalen Pfad folgten, der sie nach dem gegenüberliegenden Ufer führte, und hatte überdies den erwünschten Erfolg, daß Alle so nahe bei einander blieben, als die Breite des Weges erlaubte.

Wir nahmen unsere Richtung nach einem etwa zwei Meilen entfernten Punkte der Insel, indem wir uns stets auf dem harten Sandufer hielten, und hatten außer bei einigen Felsvorsprüngen, die uns nöthigten durch das Wasser zu waten, einen angenehmen, schattigen Spaziergang. Nach einer Meile gelangten wir an ein Flüßchen von kühlem, frischem Wasser, und nachdem wir die vorerwähnte Spitze passirt, stießen wir auf ein zweites. Dieses letztere sickerte zu unserer Rechten durch den Sand, und um zu sehen, woher das Wasser komme, erstiegen wir die niedrige Anhöhe und fanden oben einen schönen kleinen Teich, in welchem sich das Wasser aus den weiter zurückliegenden Hügeln sammelte und dann aus seinem untern Ende abfließend sich langsam durch den Sandboden in die See ergoß.

Das Ufer des Teiches bestand aus dunkelblauem Sande und war von sanftem, sammetartigem Rasen eingefaßt. Die hohen

Bäume streckten ihre dichtbelaubten Zweige über dieselben hin, und reichten beinahe bis in die Mitte, denn der Durchmesser des Teiches betrug nicht mehr als fünfzig bis sechszig Fuß. Dies schöne kleine natürliche Bassin sah so kühl und einladend aus, daß wir unsere schweren Stiefeln auszogen und bis über die Kniee hineinwateten; allein sonderbarer Weise fanden wir das Wasser ganz warm und überdies voller Blutegel, und nach dem heftigen Angriffe, den sie auf unsere Beine machten, zu schließen, waren es sehr hungrige und blutdürstige Gesellen, denn sie gelangten auf den ersten Biß durch die Haut. Natürlich beeilten wir uns, wieder an das Ufer zu kommen, und entfernten die lästigen Gäste.

Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang hatten wir unser Boot erreicht, und da wir nur einen Mann vorfanden, ruhten wir auf dem Grase aus, bis die Anderen eintreffen würden. Allmählich kamen sie zu Vieren oder Dreien, allein Zwei fehlten noch, als es schon dunkel ward, und wir fingen an für ihre Sicherheit zu fürchten. Die drei zuletzt Angekommenen sagten jetzt, daß sie die Anderen vor etwa drei Stunden am jenseitigen Ufer, und immer noch in entgegengesetzter Richtung gehend, verlassen hätten. Sie selbst hätten einen näheren Weg zurück wählen wollen, sich aber in den Gebüschen verirrt und zuletzt einen hohen Felsen erklettert, um womöglich die Küste zu erspähen. Dort hätten sie eine Flinte abgefeuert, in der Hoffnung, daß ihnen Jemand antworten würde; allein nicht sobald habe sich das Gewehr entladen, als ein schreckliches Gebrüll nicht weit von ihnen ertönt sei, worauf sie schleunigst Reißaus genommen, zuerst, wie sie dachten, nach dem Ufer, das sie eben verlassen, allein in der That glücklicherweise in der Richtung des Bootes.

Wir feuerten nunmehr verschiedene Salven ab, erhielten aber keine andere Antwort, als ein entferntes Geheul, und kehrten an Bord zurück, um mehr Munition zu holen und uns zu einer nächt-

lichen Expedition zu rüsten. Wir vermutheten, daß die Leute sich verirrt hätten und in die Zweige eines Baumes geklettert wären, um die Nacht dort zuzubringen. Deshalb beschlossen wir mehrere Meilen am Ufer entlang zu gehen und von Zeit zu Zeit zu feuern und zu rufen, damit sie uns hören und finden könnten; denn bei Nacht in das Dickicht selbst einzudringen, wäre tollkühn gewesen.

Nach einer halben Stunde waren wir wieder am Ufer, sieben Mann an der Zahl, alle wohl bewaffnet und mit der muthigen Zuversicht, selbst einem Zusammentreffen mit einem Tiger gewachsen zu sein. Wir passirten das Dickicht auf dem engen Pfade nach dem entgegengesetzten Ufer, fanden die Spur der Leute und folgten derselben ziemlich eine Stunde, uns stets dem Wasser nahe haltend, um zwischen uns und dem Dickicht so viel Platz als möglich zu lassen, und alle zehn Minuten anhaltend, um zu feuern oder zu rufen.

Nach Verlauf einer Stunde verloren wir plötzlich die Spur, und zurückkehrend, um darnach zu suchen, fanden wir, daß sie gerades Weges in das Dickicht führte. Der blasse Mond ging etwa um dieselbe Zeit auf und zeigte uns eine dritte, etwas kleinere, runde Spur, die Spur eines Thieres, das Klauen hatte; zu unserem Schrecken sahen wir, daß diese Spur der anderen in das Dickicht folgte.

Jetzt sagte einer der Leute, er rieche eine Ziege, und ein anderer sprang plötzlich von dem Dickicht zurück; zugleich hörten wir im Gebüsch, als ob ein großes Thier schnell durch die Büsche bräche, und der Mann, der zurückgesprungen war, rief, er habe einen Tiger gesehen. Nun erinnerte ich mich einmal von Herrn Squires gehört zu haben, daß ein Tiger wie eine Ziege rieche, und gab die Hoffnung auf, unsere verlorenen Leute gerettet zu sehen. Der Capitain warf einen besorgten Blick in den dunklen Wald vor uns, und langsam nach dem Wasser zurückgehend, sagte er: „Kommt,

laßt uns umkehren! Es hilft nichts weiter zu gehen; wir wollen morgen thun, was wir können." So kehrten wir an Bord zurück, und nach fünf Stunden Schlaf befanden wir uns wieder auf dem Marsch.

Die Gesellschaft bestand wiederum aus sieben Personen, und diesmal gingen wir gerade in das Dickicht hinein, denn die Morgensonne leuchtete uns auf unserm Pfade. Wir gingen Einer hinter dem Andern, der Capitain voran, ich zuletzt; ein sehr unangenehmer Posten, denn ich hatte gehört, daß der Tiger stets auf den letzten Mann wartet. Nichtsdestoweniger zeigte ich mich so muthig als möglich und bemerkte in leicht hingeworfener Weise: „daß die Officiere immer in der Gefahr voran gehen sollten." Der Capitain lachte, er mochte wohl meine Gedanken errathen haben.

Wir wanderten so den ganzen Tag, feuerten oft und schrien uns heiser, erhielten jedoch, mit Ausnahme eines Geheules, welches dem am vorigen Abend gehörten ähnlich war, keine Antwort. Wir tödteten mehrere häßliche flachköpfige Schlangen, eine sehr große giftig aussehende Eidechse und einen kleinen Hirsch, welchen letzteren wir zum Mittagsmahl verspeisten. Der Wald ward immer undurchdringlicher und war hie und da von sumpfigen Stellen unterbrochen; sehr häufig trafen wir eine bleifarbige Schlange, die sich um die Zweige der Büsche, etwa in der Kopfhöhe eines Mannes, geschlungen hielt; ein Umstand, der es noch unangenehmer machte, der letzte Mann des Zuges zu sein. Erst nach dem Dunkelwerden gelangten wir zum Schooner zurück und beschlossen, am nächsten Morgen außer den Kranken nur einen gesunden Mann an Bord zurückzulassen, indem alle übrigen uns suchen helfen sollten. Wir hofften wenigstens irgend eine Spur von dem Schicksal unserer Gefährten zu finden und wollten sie nicht verloren geben, ohne noch einen letzten Versuch gemacht zu haben.

Das Boot, welches uns am nächsten Morgen an's Land brachte, ward einige Meilen am Ufer hinaufgesendet, und die darin be-

findlichen drei Männer erhielten Befehl, an einem gewissen Punkte zu ankern und regelmäßig alle halbe Stunden eine Salve abzufeuern.

Die Uebrigen, zehn an der Zahl, alle bewaffnet, trugen außer unsern eigenen Provisionen ein Gefäß mit zwei Pfund Tafelbouillon, für den Fall, daß wir die Leute in sehr erschöpftem Zustande finden sollten. Wir versuchten diesmal einzeln, in Entfernungen von zwanzig Schritt von einander, durch das Dickicht zu gehen, allein das enorme Gestrüpp machte dies unmöglich, so daß wir bald darauf wieder Einer hinter dem Andern hertrabten, bis wir plötzlich an einer senkrechten Granitwand Halt machten, die etwa fünfzig Fuß hoch, mit Epheu bewachsen, sich rechts und links in dem Dickicht verlor, und deren Fuß in einem grünlichen Pfuhl stehenden Wassers nur halb sichtbar war. Kein Lichtstrahl drang in diese schauerliche Wildniß, und die senkrecht über uns stehende Sonne verbreitete nur einen trüben Schimmer, wie etwa an einem stürmischen Abend. Ringsum war Nichts zu sehen als Büsche, Bäume, Wasser und Felsen.

Wir waren lange gegangen ohne zu trinken, daher bückte ich mich, um den Geschmack und die Temperatur des Wassers in dieser mit abgebrochenen Aesten und welken Blättern gefüllten Pfütze zu versuchen, trank jedoch nicht, denn ich gewahrte noch zur rechten Zeit eine kleine, etwa drei Zoll lange Schlange, die ich beinahe mit verschluckt hätte. Ich sah mich deshalb nach einem Blatte um, groß genug, um einen Becher daraus zu machen, und da einer der Leute sich gerade in der Nähe eines Strauches befand, der mir dazu geeignet schien, so bat ich ihn, ein Blatt abzupflücken, und suchte in der Zwischenzeit nach einem passenden Platz zum Schöpfen. Plötzlich stieß der Mann einen lauten gellenden Schrei aus, der so entsetzlich klang, daß unsere etwas weiter zur Linken nach einer Furt suchenden Freunde mit dem Ausrufe: „Ein Tiger, ein

Tiger!" zu unserer Hülfe herbeieilten. William, der Matrose, den ich gebeten, mir das Blatt zu pflücken, hielt seine blutende Hand zwischen den Knieen und schrie mit schreckensbleichen Lippen: „Eine Schlange hat mich gebissen, eine Schlange hat mich gebissen!" Als ich mich ihm näherte, um nach der Veranlassung dieses Unglücksfalles zu sehen, bemerkte ich, um den Zweig des Busches geschlungen, eine kleine bleifarbige Schlange, deren blitzende Augen, flacher Kopf und ausgestreckter Hals von der Wuth und Kampflust des Thieres Zeugniß gaben. Ich fühlte instinktartig, daß es eine giftige Schlange war, und daß wir vielleicht in wenigen Stunden einen Andern von unserer Zahl verlieren würden.

Bald jedoch erlangte ich meine Geistesgegenwart wieder und dachte, daß es unter den obwaltenden Umständen das Beste sei, des Mannes Muth ein wenig zu beleben und ihn womöglich dahin zu bringen, das Gift aus der Wunde zu saugen. Dies suchte ich durch einen Strom von Scheltworten, mit einigem Lachen über seine Feigheit vermischt, zu erreichen, was ihn auch bald auf andere Gedanken brachte. Dann gab ich ihm ein Glas Genèvre zu trinken und endete damit, daß ich ihm seine eigene Hand in den Mund schob und ihm gebot, daran zu saugen. Anfangs schauderte ihm davor, allein sobald er erst einmal begonnen, saugte er so heftig, daß sein Gesicht ganz roth wurde. Ich fing nun an über den Vorfall zu scherzen, und um seine Aufmerksamkeit von seinem eigenen Zustand abzulenken, begann ich mit meiner Drehpistole nach der Schlange zu schießen; allein die Aufregung erlaubte mir nicht gut zu zielen, und ich fehlte jedesmal.

Jetzt kam der Capitain mit der übrigen Gesellschaft herbei, einige ohne Hüte, andere mit Spinnweben bedeckt, wieder andere mit zerrissenen Kleidern, und Alle mit schußfertigen Waffen. Einer der Matrosen hieb die Schlange mit dem Seitengewehr herab, und der Capitain nahm ein Stück ihres Fleisches, zerquetschte es zwischen zwei Messerklingen und band es mit Tabak vermischt auf

die Wunde. Darauf sagte er zu dem Manne: „So, das ist jetzt ganz gut, das wird das Gift herausziehen; ich kenne das;" und die ernsthafte Miene und die Sicherheit, mit der dies ausgesprochen ward, nebst einem zweiten Glase Wachholder, stärkten des armen Burschen Nerven so sehr, daß er die weggeworfene Flinte wieder aufnahm und sich bereit erklärte, den Marsch fortzusetzen.

Selten habe ich düsterere Gesichter gesehen, als die, welche jetzt nach dem Capitain blickten. Wir glaubten nunmehr mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu dürfen, daß zwei unserer Leute von wilden Thieren zerrissen seien, und jetzt war ein dritter von einer giftigen Schlange gebissen worden; wer konnte sagen, wie lange es dauern würde, bis auch dieser in Verzuckungen niederfallen würde, um ein anderes Opfer hinzuzufügen? Die ganze Umgebung war geeignet uns mit Angst und Grauen zu erfüllen; aus den Höhlen der Felsenwand, in dem Wasser und den verfaulten Stämmen zu unseren Füßen, in den Sträuchern, durch die wir uns Bahn brechen mußten, von allen Seiten schien der Tod auf uns zu lauern.

„Kommt," rief Stevens endlich, „wir müssen weiter; dies ist unsere letzte Hoffnung; morgen werden wir zu erschöpft sein," und so gingen wir rechts von der Felswand, über einen Hügel, und darauf durch einen großen Sumpf.

Mehrere Stunden verflossen, und endlich gelangten wir wieder an's Ufer; wir stellten unsere Flinten gegen eine große Eiche und streckten uns erschöpft auf das moosartige Gras. Williams begann über seine Hand zu klagen, die bedeutend angeschwollen war. Wir aßen unser kaltes Mittagsmahl, hielten eine halbe Stunde Rast und bereiteten uns sodann, das Dickicht wieder nach dem entgegengesetzten Ufer zu durchstreifen, als einer der Matrosen, der an's Wasser hinabgegangen war, plötzlich ausrief: „Da sind einige malayische Boote am Ufer!"

Dies war eine willkommene Nachricht, denn wir hatten lange

gewünscht mit den Eingeborenen zusammenzutreffen, um ihnen eine bedeutende Belohnung für die Auffindung der verlorenen Leute, wenn sie noch am Leben, und eine geringere, wenn sie todt wären, anzubieten. Wir hofften, daß sie mit besserem Erfolg als wir die ihnen bekannte Wildniß durchsuchen würden. Die ganze Gesellschaft sprang auf und lief, so schnell es die wunden Füße erlaubten, nach der angegebenen Richtung.

Eine halbe Stunde in der heißen Sonne (101° im Schatten am Bord des Schooners) brachte uns zu der nächsten Prahu, deren Mannschaft ich, da ich der Sprache nicht kundig war, freundliche Zeichen machte. Die Leute, die das Boot mit langen Stangen fortschoben, wendeten dasselbe an's Ufer, und einer derselben, seine Parang anschnallend, näherte sich mir, anscheinend ohne Mißtrauen, denn seine Parang mochte ihm als eine vollkommen genügende Wehr gegen meine Büchse vorkommen. Nachdem er mich in der üblichen Weise begrüßt, legte er die Hand an seine Waffe und blickte mich fragend an. Ich erwiederte seinen Blick, indem ich zwei Finger emporhielt, zuerst auf mich und dann auf das Dickicht deutete, denn ich wünschte ihm zu verstehen zu geben, daß zwei meiner Landsleute in demselben verloren gegangen seien. Er schien mich sogleich zu verstehen, hielt einen seiner Finger empor, berührte sein Gesicht, sodann den braunen Schaft der Büchse, dann hielt er einen andern Finger empor, berührte mein weißes Hemd und deutete zuletzt dem Ufer entlang. Einer der vermißten Leute war ein Weißer, der Andere ein Mulatte, deshalb schloß ich, daß er dieselben gesehen, warf meine Mütze in die Höhe und ließ ein „Halloh!" erschallen, das von den Anderen, die jetzt herbeikamen, freudig erwiedert ward.

Als Alle angelangt waren, setzte sich Stevens unter einen Baum, und nachdem der Häuptling seinen Gruß mit großer Ehrerbietung vor ihm wiederholt, begann er vermittelst des Dolmetschers seine Erzählung: Zwei seiner Leute, so sagte er, hatten die Ver-

mißten einige Meilen weiterhin am Ufer gefunden, wo sie sich verloren hatten und nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten. Ihre Füße waren blutend und geschwollen, ihre Kleider in Fetzen zerrissen, und aus Mangel an Nahrung waren sie ganz erschöpft. Sie hatten sie in ihr Dorf geführt, ihre Füße gewaschen, sie mit Nahrung versehen, in ein Haus gebracht, und waren jetzt auf dem Wege, das Schiff zu suchen, zu dem sie gehörten. Alles, was ihnen aus ihren Reden verständlich gewesen, war: „Amerikanische Prahu, und Brekat", woraus sie schlossen, daß ein amerikanisches Schiff in der Nähe von Tanjong Brekat sei, das sich vielleicht in bedenklicher Lage befinde, und deshalb waren sie gekommen darnach zu sehen.

Stevens fragte nun, ob in der Nähe des Dorfes Wasser genug vorhanden sei, um den Schooner dahin zu bringen, und als dies bejaht ward, machte er dem Häuptling ein Anerbieten, wenn er ihm dahin als Lootse dienen wolle. Dazu erklärte sich dieser bereit, unter der Bedingung, daß zweien seiner Verwandten erlaubt werde, ihn an Bord zu begleiten, und wir begaben uns nun sofort auf den Rückweg. Einer der Malayen ward durch das Dickicht gesandt, um das Boot nach der Spitze zu beordern; wir Uebrigen zogen es vor, an dem offenen Ufer in der heißen Sonne zu gehen, denn hier wehte eine frische Briese, während im dichten Gestrüpp sich kein Lüftchen rührte. Bis zur Ankunft bei dem Boote hatte die vollkommenste Umwandlung in den Gefühlen unserer Gesellschaft stattgefunden. Bisher hatte Jeder die „armen Burschen" beklagt, jetzt erhob sich ein Schelten und Fluchen ohne Ende. „Ich wollte, ich hätte den verdammten Nigger bei der Gurgel; ich wollte ihm zeigen, was es heißt, uns drei Tage lang im Walde herumzuhetzen", sagte Einer, der seine Kleider zerrissen hatte. „Ich wollte, ich könnte den Rest der Schlange seinen Schlund hinabschieben!" rief der Gebissene, dessen Wunde von den Eingeborenen zwar als giftig, allein nicht als tödlich bezeichnet worden war. „Der Capitain",

meinte ein Dritter, „sollte den Malayen für Jeden eine Belohnung von fünfzig Dollars auszahlen und es ihnen von der Löhnung abziehen!“ „Ruhe“, erwiderte der Letztere, „wir sollten alle dankbar sein, daß nicht die Hälfte von uns umgekommen ist.“

Ziemlich spät langten wir am Schooner an und konnten nur mit großer Schwierigkeit den Häuptling bewegen, in die Cajüte hinabzukommen. Nach vielem Zureden vertraute er sich endlich der Leiter, die hinabführte, an, und die ersten Minuten, nachdem er unten angelangt, ging er wie auf Eierschalen umher. Allmählich jedoch verwandelte sich seine Furcht in Bewunderung, und er begann die Wandverkleidungen von Mahagoni und Atlasholz, die Bücherschränke, die Betten 2c. zu untersuchen, und als der Dolmetscher und seine beiden Verwandten herabkamen, ward er ganz vertraulich und gesprächig. Er wurde nicht müde Alles von Neuem zu untersuchen, der gewöhnlichste Gegenstand erregte seine Neugierde, und über eine Drehpistole, die Barber vor seinen Augen sechsmal hinter einander in eben so vielen Secunden abschoß, war er ganz entzückt. Die Cajüte fand er schöner als Alles, was er bis jetzt gesehen; er wußte nicht, ob er in einem Hause oder in einer Prahu sei, und wünschte seinen Vater an Bord zu bringen.

Um 8 Uhr denselben Abend ankerte der Schooner vor dem Dorfe und wir, nämlich der Capitain, der Dolmetscher, vier Mann, die Eingeborenen und ich selbst, verließen denselben im Boot. Am Ufer angelangt, befanden wir uns, statt an den erwarteten Bambushäusern, am Eingange einer ausgedehnten Lagune, und nachdem wir dieselbe durchschnitten, erreichten wir die Oeffnung einer Bucht von düsterem Aussehen. Allein auch hier zeigten sich noch keine Häuser, und als das Boot in die dunkle, unheimliche Oeffnung schoß, flüsterte mir der Capitain zu, beim ersten Zeichen von Verrätherei den mir zunächst befindlichen Malayen niederzuschießen, denn wir fingen an zu argwöhnen, daß wir im Begriff waren, einem Piratenneste einen Mondscheinbesuch abzustatten.

Die Bucht war so voll von Baumstämmen und Sandbänken, so dunkel und eng, daß wir nicht länger unsere Ruder brauchen konnten, deshalb schoben wir, dieselben gegen den Grund stemmend, das Boot vorwärts. Die Gebüsche über und neben uns waren so dicht, daß wir trotz des Mondscheins kaum die Ruder in unseren Händen sehen konnten. Mehrmals streiften die überhängenden Zweige gegen unsere Gesichter oder gegen die oberen Enden der Ruder, und bei solchen Gelegenheiten konnte ich nicht umhin daran zu denken, daß leicht eine Schlange, um einen der Zweige gewunden, im Vorbeifahren nach uns schnappen, oder von oben auf uns herabgeschüttelt werden könnte.

Nach etwas mehr als einer Meile gelangten wir an ein kleines Bassin, an dessen rechter Seite ein Werft aus Bambusrohr errichtet war, an dem wir landeten; und zwei Mann im Boote zurücklassend, mit dem Befehl, Keinem die Annäherung zu erlauben, bis er englisch gesprochen, nahmen wir die zwei anderen und den Dolmetscher und folgten mit dem Häuptling einer breiten, sich durch den Wald windenden Straße, die, wie er sagte, nach dem so lange erwarteten Dorfe führte.

Waren wir in eine Falle gerathen, so blieb uns Nichts übrig, als unsern Rückzug nach dem Boote so gut wie möglich zu bewerkstelligen. Später jedoch fanden wir unsern Verdacht gänzlich unbegründet, die Bewohner des Dorfes waren — obwohl Malayen — harmlose, freundliche Leute.

Nach etwa fünf Minuten sahen wir das erste Haus wenige Schritte zu unserer Linken, und zu gleicher Zeit sprang ein großer Hund auf unsern Dolmetscher los. „Nehmen Sie sich in Acht, Capitain!“ rief der geängstigte Sprachkundige, indem die Führer den Hund abwehrten, „Sie werden wohl thun, sich mit Stöcken zu versehen; diese chinesischen Hunde sind sehr bösartig;“ und das Wort zur That machend, versah er sich mit einem kleinen Balken,

einem halbwüchsigen Baume, und hielt sich der größeren Vorsicht wegen näher zu uns.

Das Dorf hatte etwa achthundert Einwohner, wovon die eine Hälfte Malayen, die andere Chinesen waren, und alle kamen in hellen Haufen, Männer, Weiber und Kinder, um uns zu sehen. Wir schüttelten in einem gewissen krampfhaften Anfall von Freundschaft Allen die Hände, denn wir waren noch immer in der größten Ungewißheit und Besorgniß über den Charakter dieser Leute. Im ungewissen Mondlicht sahen wir, daß die Häuser auf zwei verschiedene Arten gebaut waren: die einen wie gewöhnlich auf dem ebenen Boden, die anderen auf mehrere Fuß hohen Pfosten. Wir wurden mit einer gewissen ehrerbietigen Eile in eines der ersteren geführt, und verloren allmählich unser Mißtrauen. Der Häuptling verließ uns in Gesellschaft seiner chinesischen Freunde, um seinen Vater aufzusuchen, mit dem er bald darauf zurückkehrte und uns benachrichtigte, daß unsere Wanderer bald erscheinen würden. Der alte Malaye grüßte uns auf ehrfurchtsvolle Weise und setzte sich dann zur Seite seines Sohnes, auf den er sehr stolz zu sein schien, nieder.

Es scheint, daß eben so wie aus Irland und Deutschland alljährlich Hunderte und Tausende nach Amerika auswandern, die Chinesen sich nach den fruchtbaren Inseln des indischen Archipels wenden, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Frauen zu Hause lassen, ihre Gewohnheiten aber unverändert beibehalten. Die Malayen versehen sie mit ersteren, und beide werden oft, wie im gegenwärtigen Falle, zusammenlebend gefunden, manchmal der größeren Sicherheit halber, manchmal des Handels wegen, und das Letztere war der Fall in der von uns besuchten jetzigen Stadt Rangou.

Während wir etwas schlechten Thee ohne Zucker und Milch tranken, redete uns der Vornehmste der Chinesen folgendermaßen an: „Unser Dorf ist klein, wir zählen nur ungefähr hundert und dreißig Seelen. Wir sind gleichmäßig eingetheilt, und jeder Theil

hat seinen eigenen Häuptling. Ich bin der Vornehmste der Chinesen, der Häuptling ist der Vorstand der Malayen. Wir sind Beide gleich und werden jedes Jahr von den Leuten erwählt. Die alten Leute geben uns, wenn nöthig, Rathschläge. Eure Leute wurden in großer Noth hierhergebracht, und wir behandelten sie wie Brüder, bis sie unsere Frauen belästigten; dann sagten wir ihnen, daß sie in ihrem Hause bleiben sollten, oder wir würden sie binden. Haben wir recht gehandelt?"

Der Capitain sprach seine volle Zufriedenheit aus und fügte hinzu: er bedauere, daß sie ihre Drohung nicht ausgeführt und sie gebunden hätten, als sie sich übel betragen. In demselben Augenblicke traten die Leute ein, und als sie die letzten Worte hörten, gingen sie mit großer Befangenheit auf den Capitain zu und erwarteten seine Anrede.

„Nun, was habt ihr selbst zu sagen?" fragte Stevens sehr streng.

Nach dem Bericht der Wiedergefundenen von ihrer Verirrung und von der in der Tiefe des Waldes zugebrachten Nacht folgte eine zweite heiße Auflage des chinesischen Getränks, die um Nichts besser war als die erste, dann wiederum ein allgemeines Händeschütteln und zum Abschied ein entsetzliches Hundegebell. Nach einer mühseligen Fahrt auf dem Flusse kamen wir endlich wieder auf dem Schooner an.

Am nächsten Morgen segelten wir nach der Insel Gaspar, füllten dort unsere Wasserfässer mit dem in den Vertiefungen der Felsen angesammelten Regenwasser und richteten dann unseren Lauf nach dem Orte unseres Zusammentreffens, nach Hong-kong in China.

Als wir dort anlangten, befanden sich endlich wieder einmal Alle unter Freunden, allein in der ganzen Flotte gingen gewaltige Veränderungen vor. Die Kennedy ward nicht mehr seetüchtig befunden, und da in Canton ein bewaffnetes Wachtschiff zum Schutz der Kaufleute für nöthig gehalten wurde, so bestimmte man die Kennedy dazu. Die Brigg Porpoise bedurfte gleichfalls bedeutender

Ausbesserungen, und im Officiercorps wurden durch Todes- und Krankheitsfälle, Abschiede und Urlaube gewaltige Veränderungen herbeigeführt. Commodore Ringgold's Gesundheit, die immer schwach gewesen, war durch das Fieber gänzlich zerrüttet, und derselbe kehrte als Invalide in der Susquehanna nach den Vereinigten Staaten zurück. Das Commando ging nun in die Hände des ältesten Officiers, Capitain John Rodgers, über, der bisher den Dampfer Hancock befehligt hatte, und dieser tüchtige Officier suchte nun, so gut es seine verminderte Escadre erlaubte, die Aufgabe der Expedition zu lösen.

Die

Hancock, F. Cooper und Vincennes

in den

chinesischen und japanischen Gewässern und Häfen.

Kap. V.—IX.

V.

Die J. Hancock und F. Cooper in Foo-chow-foo und Shanghae.

Versuch eine Gesandtschaft nach Peking zu senden. — Die dazu bestimmte englisch-amerikanische Escadre. — Der Dampfer Hancock. — Abfahrt der Escadre. — Die Vincennes und Porpoise nach den Bonin-Inseln. — Die Hancock und F. Cooper im Fluß Min. — Chinesische Lootsen. — Die Pagode von Loah-sing-tah. — Die amerikanische Barke Hungarian und das englische Schiff Lord Warrington. — Sampans. — Opiumschiff. — Herrlicher Anblick der Landschaft im Morgenlicht. — Brücke von Foo-chow-foo. — Fischfang mit Cormorans. — Das amerikanische Consulat. — Chinesische Grabstätten. — Frechheit des chinesischen Pöbels. — Curiositätenladen. — Lakirte Waaren. — Tod des Lieut. Hunter. — Neue Stürme. — Bullock's Harbour. — Kohlennoth. — Shanghae.

In den ersten Tagen des September ward in Hong-kong viel davon gesprochen, ob nicht eine englisch-amerikanische Gesandtschaft Peking erreichen und eine Unterredung mit dem Kaiser von China erlangen könnte. Es lag diesem Vorhaben hauptsächlich die Absicht zu Grunde, gewisse Vorschläge dem Kaiser in Person vorzulegen; denn schon damals war der neuerdings bei der Einnahme von Canton bestätigt gefundene Argwohn rege, daß auf schriftlichem Wege die Depeschen nie ihren Bestimmungsort erreichen, indem die

Mandarinen oder die Rebellen dieselben auffangen, oder sonst ihren Einfluß dagegen geltend machen würden.*)

Verschiedene Pläne wurden als unpraktisch verworfen, bis man sich endlich zu einem Versuche entschloß, Peking zu Wasser zu erreichen, da dasselbe nicht weit vom Pei-ho-Flusse liegt, der sich in den Golf von Pechili, einen Busen des gelben Meeres, ergießt. Ein Kriegsschiff sollte deshalb so weit als möglich den Pei-ho hinauffsegeln und dann Boote oder kleinere Schiffe weiter senden.

Demnächst wurden Commodore Perry, Capitain Rodgers und Admiral Sterling zu Rathe gezogen. Ersterer lieferte die Dampffregatte Powhattan, zum Gebrauch des Herrn Mc. Lean, amerikanischen Commissars, die von der J. Hancock und F. Cooper begleitet wurde, Letzterer stellte den Schraubendampfer Rattler zur Verfügung des Herrn John Bowerings, des Commissars für England, und eine Lorcha, etwa von der Größe der F. Cooper, jedoch weniger Wassertiefe erfordernd, sollte jenes Schiff begleiten. Man hoffte, daß die F. Cooper und die Lorcha, mit Booten im Schlepptau, in dem Flusse weit genug aufwärts würden segeln können, um so der Demonstration ein größeres Ansehen von Macht zu geben, als Boote allein hervorgebracht haben würden.

An Bord der Hancock befand sich wiederum Lieut. Habersham. Das Schiff selbst erhielt später die Aufgabe, die Küsten der See von Ochotsk zu vermessen, besuchte die Mündung des Amurflusses und hatte auch seiner Natur nach immer denjenigen Theil der Arbeit zu übernehmen, der dasselbe am meisten in die Nähe des Ufers und in Berührung mit den Eingeborenen brachte. Es dürfte

---

*) Der vor länger als zehn Jahren von Caleb Cushing abgeschlossene und ratificirte Vertrag zwischen China und den Vereinigten Staaten ward bei der Einnahme von Canton 1858 in den Archiven des Gouverneurs gefunden, wo er an Herrn Reed, den amerikanischen Gesandten, zurückgestellt ward. W. H.

deshalb nicht ohne Interesse sein, etwas mehr über Schiff, Officiere und Mannschaft zu sagen, und dies geschieht wiederum am besten in Lieut. Habersham's eigener launiger Weise:

Als die Hancock von Hong-kong segelte, hatte sie folgende Officiere:

Capitain: H. K. Stevens; Lieutenants: A. W. Habersham, J. H. Russell, H. St. Georg Hunter; E. O. Carnes, Master; Georg H. Ritchie, Purser (Zahlmeister); Gerard Alexander, Arzt; A. C. Hartmann, Zeichner; Ingenieurs: E. Lawton, D. B. Mc. Comb, L. Williams; L. M. Squires, Naturforscher; außerdem sechszig Unterofficiere, Feuerleute und Matrosen.

Die „Old John", wie das Schiff um jene Zeit gewöhnlich genannt wurde, war vor Zeiten ein ehrlicher alter Wasserbehälter gewesen, der als solcher in der Navy-Yard in Boston gute Dienste leistete, mit einer Dampfmaschine und einer archimedischen Schraube versehen war und zur großen Beunruhigung der Hummern und Krabben im Hafen von Boston umherdampfte, wo sie, wie so viele andere Dinge, an ihrer rechten Stelle die größte Zufriedenheit erregte. Später beschloß man sie zur See zu schicken, und sie segelte in der That bis in die westindischen Inseln, wo ihre Officiere als vernünftige Leute umkehrten, denn sie hatten sie satt.

Jetzt sagte man, daß sie länger sein, mehr Segel 2c. haben sollte, und während man über dergleichen Bedenken debattirte, ward sie beordert, an unserer Expedition Theil zu nehmen. Kaum war dies geschehen, so wurde sie von Seiten der Regierung einigen „außerordentlichen Verbesserungen" unterworfen, und darauf als ein Schraubendampfer dritter Klasse als seetüchtiges Schiff proclamirt. Die außerordentlichen Verbesserungen bestanden in einer übermäßigen Verlängerung, während die Breite, so wie die Dampfmaschine unverändert blieben, und in der Errichtung eines dritten Mastes an einer Stelle, wo man keinen brauchen konnte. Sie war jetzt

hundertundsiebenzig Fuß lang, etwas weniger als zweiundzwanzig Fuß breit und brauchte, wenn sie ihre volle Ladung Kohlen hatte, dreizehn Fuß Wasser. Sie war barkenmäßig getakelt, und fünfundvierzig Tonnen Ballast waren nöthig, um sie am Umfallen zu verhindern; wurde jedoch ein Boot auf einer Seite eingehißt, oder lag sie gegen Wind und Fluth vor Anker, so lehnte sie sich auf die Seite, als ob sie unter vollen Segeln wäre. So lange wir Kohlen hatten, ging es noch, allein waren diese verbraucht, so mußten wir auf günstigen Wind warten. Sie war eine Schande für unser Land, ein Gegenstand des Gelächters für fremde Officiere, und fortwährend die Ursache großer Besorgniß für uns, die in ihr segelten. Mehr als einmal erinnerte sie mich an die schwerfälligen chinesischen Dschunken, die jährlich ihre regelmäßigen Reisen machen, indem sie im Frühjahr mit dem einen Musson nach dem Ort ihrer Bestimmung segeln und im Herbst auf den entgegengesetzten Musson warten, um wieder heimzukehren.

Am 11. September 1854 segelte die Hancock und die F. Cooper von Hong-kong durch den Fluß Min nach Shanghae, um dort die Ankunft der Herren Mc. Lean abzuwarten, während die Vincennes und Porpoise die Bonin'schen Inseln, Lew-Chew und die südliche Gruppe der japanischen Inseln vermessen sollten; im nächsten Frühjahr sollten jedoch alle wieder in Hong-kong eintreffen.

Unsere Fahrt nach Shanghae war stürmischer, als wir selbst erwartet hatten, obwohl wir auf eine schlechte Reise gefaßt waren, da es gerade die Zeit der Aequinoctialstürme war. Endlich erreichten wir nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten die Mündung des Min, an dessen Ufern, etwa vierunddreißig Meilen von der See, die große, volkreiche, aber wenig bekannte Stadt Foo-chow-foo liegt. Die Mündung des Flusses liegt unter 26° 8′ n. B. u. 149° 42′ ö. L., also ungefähr in der Mitte zwischen dem Hafen, den wir verlassen, und dem, nach welchem wir segelten. Während wir mit der F. Cooper im Schlepptau uns der vermuthlichen Mündung des

Flusses näherten, rannten wir auf eine Sandbank, und ehe es uns noch gelang wieder flott zu werden, kam eine Anzahl piratischer Fischer heran, deren einer sich bereit erklärte, uns zum Lootsen zu dienen. Er brachte uns denn auch bald nach dem Dunkelwerden, etwa eine Meile unterhalb der Pagode von Loah-sing-tah, vor Anker.

Diese Pagode, auf einer lieblichen bewaldeten Höhe, an einer Biegung des Flusses, etwa fünfundzwanzig Meilen von der See und neun von der Stadt gelegen, ist eines jener alten Monumente aus der fernsten Vorzeit und beginnt allmählich unter dem fortdauernden zerstörenden Einflusse der Elemente und der Zeit zu zerfallen. Hier ankern gewöhnlich die Kauffahrteischiffe und empfangen ihre Theeladungen aus riesigen Booten, die mit der Ebbe den Strom herabkommen und mit der Fluth zurückkehren. Wir fanden die amerikanische Barke Hungarian vor Anker, deren Capitain uns besuchte und über unsere Ankunft große Freude bezeigte. Ein großes, schwer beladenes englisches Schiff war gleichfalls hier, dessen Capitain uns tausend Dollars anbot, wenn wir ihn um eine gewisse Landspitze schleppen wollten, gegen die er von der Strömung getrieben zu werden befürchtete, ein Anerbieten, das wir mit einer Miene verletzter Würde von uns wiesen, allein später leisteten wir ihm den Dienst umsonst. Er konnte des Dankes kein Ende finden und versicherte uns, daß wir von seinen Eigenthümern in Liverpool hören würden, allein er muß entweder auf der Reise gestorben sein oder uns vergessen haben, denn wir warten noch heute umsonst auf die versprochene Nachricht. Das Schiff hieß „Lord Warrington“.

Zufolge der Aufschlüsse, die uns der Capitain des Hungarian über die Fluth gegeben, beschlossen wir Foo-chow-foo mit der nächsten Fluth zu besuchen, was wir am andern Morgen vor Tagesanbruch ausführten. Wir fanden zwei der leichten Sampans des benachbarten Dorfes auf uns wartend, in deren einer der Lootse sich be-

fand, der uns durch die krummen Straßen der Stadt nach dem amerikanischen Consulate als Führer dienen sollte. Diese Boote schienen gerade für sechs Personen berechnet zu sein, so genau paßten wir hinein, als wir in große Ueberröcke eingeknöpft zum Schutze gegen die kühle Morgenluft auf dem einzigen Quersitze, je drei in einem Boote, Platz nahmen. Ein Mattendach auf Bambusstützen verlieh Schutz nach oben, und ein Mann nebst zwei Knaben in jedem Boote ruderten uns.

Es war noch eine Stunde bis zum Tagesanbruch, als die hereinbrechende Fluth uns bei der hohen Pagode vorbeiführte, und das Nächste, was unsere Aufmerksamkeit fesselte, war die Reveille an Bord eines englischen Opium-Schiffes, einer jener schwimmenden Festungen, die blos zu dem Zwecke dienen, das von den Schiffen ankommende Gift aufzuspeichern und weiter zu verhandeln.

Um halb sechs Uhr war es heller Tag, und der ganze Himmel glänzte bis zum Zenith hinauf im zartesten Rosa, und der Contrast zwischen dieser Farbe und dem tiefen Blau der entfernten Berge war wundervoll. Selten habe ich den Himmel so herrlich gefärbt gesehen, selten die Berge so tiefblau, und ihre Umrisse so klar abgezeichnet. Sie erhoben sich in ihrer stattlichen Höhe weit hinauf in den Morgenhimmel und thürmten sich wie zum Schutz über die Hügel an ihrem Fuße, während diese wiederum eine sanft anschwellende Gegend überragten, die allmählich in die niedrigen Reisfelder am Flußufer überging.

Und nicht blos in einer Richtung bot sich dem Auge ein so schöner Anblick, das Panorama war vollkommen. Als wir den Fluß weit genug hinaufgefahren, um ziemlich hohe Berge zwischen uns und die See zu bringen, bot die glatte Oberfläche des Flusses, die weder von Inseln noch von Felsen unterbrochen und nur an einigen Stellen vom Morgenwind gekräuselt wurde, mehr den Anblick eines Sees, als den eines Stroms dar. Wir hatten eine weit auslaufende Landspitze unterhalb, eine andere ähnliche ober-

halb, und zwischen beiden erweiterte sich der Fluß so bedeutend, daß er ganz den Charakter eines Sees annahm.

Kaum hatten wir jedoch dieses ruhige Wasserbecken durchmessen und waren um die obere Landspitze in ein ähnliches gelangt, so änderte sich plötzlich die Scene. Große ungeschlachte Boote mit klatschenden Segeln und lärmenden Bootsleuten bedeckten die safranfarbige Fluth, während große Schaaren von Fischen aus dem Wasser emporhüpften, das sie beim Fallen zu Schaum peitschten.

Die Abhänge zu beiden Seiten des Flusses waren wörtlich mit den Ranken der süßen Kartoffeln bedeckt, und die besondere Weise, das Land zu bestellen, verhinderte den Regen Boden hinwegzuspülen. Die ganze Höhe von etwa sechshundert Fuß war in Stufen von zwanzig Schritt Breite, und etwa sechs Fuß über einander gelegen, je von fünfzig bis hundert Schritt lang abgetheilt Diese wohlgedüngten, künstlich gewonnenen Horizontalflächen bildeten ein vorzügliches Ackerland. Nach jeder Richtung erblickte das Auge tausend solcher Felder, die gleich den Sitzen eines ungeheuren Amphitheaters hinter einander aufstiegen.

Nicht lange darauf erblickten wir bei einer andern Wendung des Flusses die berühmte Granitbrücke von Foo-chow-foo. Eine lang gestreckte Masse, dem Anschein nach nur aus dem festesten Granit bestehend, in regelmäßigen Abschnitten von viereckigen Oeffnungen durchbrochen, um die drei bis vier Knoten strömende Fluth durchzulassen, auf der obern Seite von einem Ende bis zum andern mit Buden und Verkaufsläden jeder Art bedeckt, während die untere Hälfte von den Tausenden, die hier täglich passiren, wimmelt. Solche Brücken werden heutigen Tages nicht mehr in China gebaut, sie stammen aus jenen unvordenklichen Zeiten, in denen auch die seltsamen, unter dem Namen der Pagoden bekannten Säulen errichtet wurden. Die Brücke ist zweitausend Fuß lang, und nahe an ihrem südlichen Ende befindet sich eine Insel. Diese, so wie

eine beschränkte Strecke des linken Ufers, sind die einzigen Stellen, an denen es den fremden Kaufleuten erlaubt ist sich anzubauen.

Als wir unter den massiven Blöcken von grauem Granit hinfuhren und jenseits in den sich wieder erweiternden Fluß hinausschossen, erblickten wir ein langes Floß aus Bambusrohr, an einem gewaltigen Pfeiler zu unserer Rechten geankert, auf dem sich ein chinesischer Fischer, ein Korb, ein Ruder und fünf entenartige Vögel befanden, in denen wir sogleich die berühmten Fische fangenden Cormorans des Ostens vermutheten. Da wir glaubten, daß dies vielleicht die einzige uns gebotene Gelegenheit sein möchte, diese sonderbare Art von Fischfang zu beobachten, so hielten wir kurze Zeit an, in der Hoffnung, daß der Chinese unsere Neugierde befriedigen werde, und wurden nicht getäuscht.

Nicht so bald hatten wir beigelegt, als er seine Hand nach dem nächsten der Vögel ausstreckte, der sogleich auf ihn zuwatschelte und sich auf den Handteller stellte. Er streichelte seine Federn mit der rechten Hand, neigte seinen Mund einen Augenblick an des Vogels Kopf, und setzte ihn dann auf den Rand des Flosses. Hier tauchte derselbe seinen Schnabel einmal oder zweimal in's Wasser, schüttelte den Kopf, wedelte mit dem Schwanze und tauchte plötzlich in die trübe Fluth vor ihm.

Während dieser Zeit verharrten die anderen vier am entfernten Ende des Flosses, trockneten ihre Federn, schüttelten ihre Schwänze und sahen ganz gelassen und zufrieden aus. Nach etwa zehn oder fünfzehn Secunden tauchte der abwesende Forscher plötzlich mit einem ziemlich großen Fisch im Schnabel auf, schwamm zu seinem Herrn und übergab ihm, auf sein Knie hüpfend und sich freudig schüttelnd, die errungene Beute, welche Jener sofort in einen nebenstehenden Korb warf. Darauf streichelte er ihn abermals wie vorher, was ihm ganz wohl zu gefallen schien, wisperte wieder in sein Ohr und stellte ihn nochmals auf den Rand des Flosses.

Abermals tauchte er unter und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Fisch wieder empor, und nachdem er wie vorher mit einigen Liebkosungen belohnt worden war, wurde er abermals auf den Rand gesetzt. Jetzt schien ihm sein Glück ungetreu geworden zu sein, denn als er nach geraumer Zeit wiederum emporkam, hatte er keinen Fisch und schien unschlüssig was zu thun. Er drehte sich mehrmals herum, indem er stets seinen Herrn im Auge behielt, als bäte er um Erlaubniß, noch einen Versuch zu machen. Plötzlich machte der Letztere eine Bewegung mit der Hand, sogleich tauchte der Vogel unter und kam diesmal mit einem ziemlich großen Fische, beinahe acht Zoll lang, der heftig zappelte, empor. Nachdem derselbe gleichfalls in den Korb gethan war, und der siegreiche Vogel mit einem gewissen Selbstgefühl die verdienten Liebkosungen empfangen hatte, wurde er, statt an den Rand, in die Mitte des Flosses gesetzt.

Dies schien ihm anzudeuten, daß seine Dienste nicht länger in Anspruch genommen würden, und daß er sich seiner Aufgabe mit Ehren entledigt, denn er stolzirte mit dem Schritte eines Eroberers nach dem andern Ende des Flosses, während der nächste in der Reihe herbeikam, um seinen Platz einzunehmen. Sie scheinen jedem Kopfnicken, ja der leisesten Bewegung des Fischers mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen und ihr Benehmen darnach zu richten. Cormoran Nummer zwei sah nicht so munter aus als sein Vorgänger; nichtsdestoweniger brachte er nach dem ersten Tauchen seinen Fisch herauf, schüttelte seinen Schwanz und schwamm zu seinem Herrn, um seine Beute abzuliefern. Er ward gleichfalls wie der andere herausgenommen, geliebkost und wiederum auf den Rand gesetzt, wo er einige Augenblicke anscheinend bewegungslos saß; allein plötzlich schien er einen Fisch zu sehen, plumpte wie ein Stück Blei in's Wasser und kam in den nächsten fünfzehn Secunden nicht wieder zum Vorschein. Dann tauchte er plötzlich mit einem Sprunge, der ihn beinahe aus dem Wasser schnellte, wieder

empor, allein ohne Fisch. Alle seine Bewegungen drückten seinen Mißmuth beinahe so deutlich aus, als Worte es hätten thun können. Er schwamm nicht wie früher auf seinen Herrn zu, sondern drehte sich im Kreise herum, ängstlich sich umsehend.

Sobald Jener mit dem Finger abwärts deutete, schoß auch der Vogel wieder hinab, allein er kam auch diesmal ohne Beute zurück. Ein drittes Mal erging es ihm nicht besser; zuletzt wurde er an Bord genommen, erhielt einige Streiche auf den Kopf und ward bei Seite geworfen. In großer Verwirrung lief er nach dem anderen Ende, stolperte verschiedene Male und sah sehr beschämt aus. Nun kam der nächste an die Reihe, allein da wir genug gesehen hatten, fuhren wir weiter.

Zwei Minuten nachdem wir die Brücke verlassen, landeten wir an dem südlichen Ufer, und nach einem Gange von zehn Minuten durch die engen, düstern, schmutzigen Straßen begannen wir eine Höhe zu ersteigen, auf der sich hinter der Stadt das Consulat befand. Wir wurden sehr höflich empfangen, tranken eine Tasse guten Kaffee, und während man das Frühstück zubereitete, machten wir, Herr Clark, der Consul, und sein überaus jovialer Compagnon, Herr Sloan, von vier Hunden begleitet, einen Spaziergang.

Wir gingen durch die Hinterthür und befanden uns am Rande einer ungeheuer alten Begräbnißstätte der ältesten Nation der Welt; die ganze Oberfläche der sich weit hindehnenden Landschaft war übersäet mit Denkmälern, so daß das Auge fast kein Ende fand. Weiterhin, auf einer schattigen Höhe, zeigte uns Herr Clark den für die Fremden bestimmten Begräbnißplatz, und hie und da konnte man ein Haus, einen einzelnen Baum oder einen hohen Felsen wahrnehmen, allein alles Uebrige waren Gräber, nichts als Gräber, in meilenweiter Umgebung. Fußpfade ohne Zahl kreuzten sich in allen Richtungen zwischen uns auf diesen Hügeln, und langes dichtes Gras wuchs auf ihrer Oberfläche. Indem wir auf einem dieser sehr betretenen Pfade hinwandelten, sahen wir Hunderte von bar-

füßigen Weibern und Kindern das Gras, welches die Ueberreste ihrer Vorfahren beschattete, abschneiden und in Bündeln nach der gegenüberliegenden Stadt von achtmalhunderttausend Einwohnern tragen. Sie sahen sich, als wir an ihnen vorbeigingen, neugierig unsere Uniformen an und lachten auf sehr gutmüthige Weise. Während dieses Spazierganges machte uns Herr Sloan manche interessante Mittheilung über die Leute, unter denen er lebte. Erst seit sechs Jahren, sagte er, sei es den Fremden erlaubt, hier zu leben, und auch jetzt noch, wenn sie sich in die Stadt wagten, geschehe es nicht ohne Gefahr von Beleidigungen und Verlust des Lebens. Daher bediene man sich meistens verschlossener Tragsessel, allein selbst diese würden manchmal gewaltsam geöffnet, und der darin Sitzende aus Muthwillen angespuckt.

„Und was thut ein Solcher dann?“ fragte ich.

„Thut?“ erwiederte Jener, „er sieht gerade vor sich hin, als ob nichts geschehen wäre; wollte er an dem Beleidiger Rache nehmen, er würde unfehlbar in Stücke zerrissen.“

Ich dachte damals, diese Schilderung der Zustände sei übertrieben, allein ich sah später, daß selbst schlimmere Vorfälle sich ereigneten. Der bekannte Bericht von dem Tode des Herrn Cunningham, der im Jahre 1856 unter den empörendsten, in keiner Weise durch ihn selbst veranlaßten Umständen stattfand, mag als Beleg dienen. Jener Herr hatte uns während unseres Besuches in Foo-chow-foo mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und war ein ruhiger, stiller Mann. Er wurde von dem wüthenden Pöbel der kleinen Insel am südlichen Ufer, von der ich gesprochen, ermordet.

Ferner erzählten uns unsere beiden Begleiter, daß die Ausfuhr von Foo-chow-foo sich alljährlich verdoppele und daß es als der den großen Theedistricten nächstgelegene Seehafen in der Folge der Hauptplatz für die Ausfuhr werden müsse.

Nach dem Frühstück nahmen wir Tragsessel und ließen uns über die Brücke in die überaus dichtbewohnte Stadt jenseits derselben tragen. Nie vorher habe ich solche Massen von Volk gesehen, als hier die engen Straßen füllten; als wir etwa drei Meilen weit getragen und an eine ziemlich ruhig erscheinende Straße gelangt waren, stiegen wir aus, um unsere Glieder ein wenig zu strecken.

Nicht lange, so umgab uns ein bunter Haufen von mehreren hundert Chinesen, allein obschon sie uns folgten, über uns lachten und uns zu Zeiten sogar unfreundliche Blicke zuwarfen, so entgingen wir doch glücklich der Gefahr, „angespuckt“ zu werden.

Wir traten in einen Laden voll alter Curiositäten, sowohl um dem Gedränge etwas aus dem Auge zu kommen, als uns am Anschauen zu ergötzen. Die erste Merkwürdigkeit, die uns auffiel, war ein Glaskasten mit zwei alten Weingläsern darunter, die von dem Verkäufer als sehr selten und werthvoll betrachtet zu werden schienen. Um meine Neugierde zu befriedigen, erkundigte ich mich nach dem Preise, und man antwortete mir: fünf Dollars; in den Vereinigten Staaten konnte man dergleichen für einen halben Dollar das Dutzend kaufen, wenn nicht noch billiger.

In einem andern Laden sahen wir verschiedene Proben feiner lakirter Waaren. Der Mann war sehr geschickt in seinem Fache, und die meisten seiner Arbeiten gingen, sobald sie fertig waren, nach Peking, das wenigstens tausend Meilen entfernt ist. Er zeigte uns ein Präsentirbret mit zwölf ovalen lakirten Näpfen, für deren jeden er fünfzehn Dollars verlangte; wir bewunderten sie höchlich, aber knöpften unsere Taschen zu und zogen uns in unsere Sessel zurück.

Nachdem wir unserer Schaulust genug gethan, kehrten wir zur Mittagstafel in's Consulat zurück, und am nächsten Tage kletterten wir wieder die Seiten unserer „Old John“ hinauf.

Noch einige Tage verweilten wir an unserem Ankerplatz unweit der Pagode und nahmen während der Zeit einige Vermessungen vor, hatten aber zugleich das Unglück, unsern geschätzten Schiffsgefährten, Lieut. Henry St. Geo. Hunter, zu verlieren. Dieser Officier hatte seit mehreren Monaten am tropischen Fieber gelitten und ward nun in der Blüthe seines Mannesalters dahingerafft. Sein frühzeitiger Tod warf einen trüben Schleier über unseren gesellschaftlichen Kreis, und wir begruben ihn auf dem schattigen Friedhofe der Fremden, wo ein einfaches von uns errichtetes Granitmonument seine Ruhestätte bezeichnet.

Da das Wetter jetzt etwas freundlicher geworden und unsere Kohlenbehälter mit Holz gefüllt waren, so setzten wir, mit der F. Cooper im Schlepptau, unsere Reise nach Shanghae fort; es sollte jedoch nur eine kleine Erholungspause sein, denn nach Ablauf der ersten vierundzwanzig Stunden hatten wir schon wieder gegen einen nordöstlichen Sturm mühsam zu kämpfen, so daß wir mit unserem schwerfälligen Schiffe in einem Platz, Namens Bullock's Harbour (Ochsenhafen), Zuflucht suchen mußten, in welchem wir es uns einen Tag bequem machten und den Ort vermaßen. Wir nahmen die Gelegenheit wahr, vier schöne Ochsen für sieben Dollars das Stück, und eine Menge süßer Kartoffeln für einige Stücke fettes Schweinefleisch zu kaufen, und segelten am nächsten Morgen mit einer leichten Briese weiter.

Unsere Ruhe war auch jetzt von kurzer Dauer, denn kaum hatten wir Segel gesetzt, als der Wind uns schon wieder in die Zähne blies; wir mußten alle Raaen und Masten herunterlassen und nahe am Lande hindampfen, um nicht den Grund zu verlieren. Unsere einzige Hoffnung bestand darin, daß wir möglichst im ruhigen Wasser bleiben, so viel Dampf als möglich führen und versuchen könnten, Shanghae zu erreichen, ehe unsere Kohlen verbraucht waren. Der ganze Holzvorrath, den wir in Foo-chow-foo eingenommen, war bald verbraucht, und ehe wir den Rest unserer Kohlen angrif-

fen, verbrannten wir alles überflüssige Zimmerholz auf dem Verdeck, Hühnerställe, alte Stühle, Maststücke, und zuletzt die Paar Tonnen Kohlen. Am 7. October kamen wir denn auch glücklich mit einigen Säcken Kohlen, dem Auskehricht der Kohlenbehälter, im Hafen unserer Bestimmung an; hätte es nur zwei Stunden länger gedauert — wir würden hülflos umhergetrieben sein, bis ein günstiger Wind eingetreten wäre.

VI.

Die Hancock und F. Cooper im Golf von Pechili.

Das gelbe Meer. — Die Mündung des Pei-ho. — Die F. Cooper auf einer Sandbank. — Die Chinesen des Nordens. — Fruchtloser Versuch, Verhandlungen anzuknüpfen. — Vergebliche Anstrengungen, die große chinesische Mauer zu erreichen. — Einsamkeit auf der Wasserfläche des Golfs von Pechili. — Fluthbeobachtungen. — Ein Sturm. — Kritische Lage des Bootes. — Hülfe in der Noth. — Umkehr. — Die „Old John" in der Klemme. — Kriegsnoth. — „Auf mit dem Helm!" — Vor dem Winde. — Des Masters Berechnungen erweisen sich als richtig. — Heller Himmel. — Ankunft im Woosong. — Die Schraube bricht. — Beunruhigende Gerüchte über das Schicksal der Porpoise. — Der Wanchew-Fluß. — Erstaunen der Chinesen über die Old John. — Eine alte Stadt. — Keelung. — Chinesische Sträflinge. — Eingeborene von Formosa. — Die Chinesen bezeichnen dieselben als Kannibalen.

Bei unserer Ankunft in Shanghae erfuhren wir, daß man uns bereits seit längerer Zeit mit großer Besorgniß erwartet hatte. Herrn Mc. Lean waren ganz besonders traurige Berichte über die Untüchtigkeit unseres Dampfers zu Ohren gekommen; er hatte uns beinahe verloren gegeben und schon beschlossen, am nächsten Tage zu segeln, wenn wir bis dahin nicht eintreffen würden. Wir waren deshalb genöthigt, Tag und Nacht zu arbeiten, um Kohlen einzunehmen, und als dies geschehen, nahm die Powhattan uns und die F. Cooper in's Schlepptau und dampfte mit einer Geschwindig-

keit von eilf Knoten die Stunde dahin. Der Rattler folgte mit der Lorcha im Schlepptau, und so glitten wir über die ununterbrochene Oberfläche des gelben Meeres, bis eine Mondnacht uns, in sechs Faden Wasser ankernd, ohne Land in Sicht, fand.

Am nächsten Morgen dampften wir bis zu vier Faden, wo wir in der Ferne etwas niederes Land sehen konnten, das nach unsern Beobachtungen die Mündung des Pei-ho-Flusses sein mußte. Seit wir Shanghae verlassen, hatten wir nicht einen Windhauch gehabt, die See hatte stets einem ungeheuren Spiegel geglichen.

Nun begann die „Old John" sich außerordentlich wichtig zu fühlen. Wir brauchten nur zwölf Fuß Wasser und konnten deshalb dem Fluß viel näher gehen, als die anderen Dampfer; wir nahmen also die F. Cooper und die Lorcha in's Schlepptau und hielten nach dem Lande zu. Wir näherten uns bis zu dreizehn Fuß Wasser, und von da segelten die beiden Fahrzeuge mit einer leichten Briese weiter. Die Lorcha gelangte glücklich in den Fluß; allein die F. Cooper, die etwa einen Fuß Wasser mehr brauchte, gerieth nahe an der Mündung auf eine Bank, von der sie loszumachen uns eine Woche harter Arbeit kostete. Als endlich beide innerhalb der Erdbefestigungen sicher geankert waren, nahmen die Secretaire der Commissarien ihren Aufenthalt an Bord derselben, und die Unterhandlungen begannen.

Die Chinesen schienen sehr abgeneigt, sich überhaupt mit uns einzulassen, und Einige von uns machten schon den Vorschlag, unsern Weg ohne Weiteres nach Peking zu nehmen und eine persönliche Zusammenkunft zu fordern. Da wir jedoch nicht die vertrauten Rathgeber der Commissarien waren, so hatte unsere Meinung wenig Gewicht.

So verstrichen mehrere Wochen, und während sich die Diplomaten heiser sprachen, machten wir eine ausgezeichnete Vermessung der Flußmündung, indem der Schooner die innere Seite, wir aber

die Barre und die umliegenden Küsten übernahmen. Der Schooner hatte Carnes, unsern Segelmeister, und sein Boot zur Unterstützung, und als sie eines Tages versuchten, den Fluß so hoch als möglich hinaufzusegeln, kamen sie an eine Barriere von Dschunken, in welcher nur eine Oeffnung von etwa zwanzig Fuß Breite zur Durchfahrt freigelassen war. Als sie versuchten durch dieselbe zu segeln, wurden sie von einer Masse Chinesen mit Speeren und Luntenflinten bedroht und sahen sich genöthigt, entweder ruhig umzukehren oder Blut zu vergießen. Man wählte das Erstere, da das Letztere wahrscheinlich allen Unterhandlungen auf einmal ein Ende gemacht haben würde; außerdem hatten die Officiere keine hierauf bezüglichen Befehle und fühlten sich nicht berechtigt, eigenmächtig „Krieg zu erklären."

Wir fanden in den Chinesen dieser Gegend einen Menschenschlag von gewaltigem und kräftigem Körperbau, sehr von dem der südlichen Provinzen verschieden. Frauen jedoch sahen wir nicht. Lieut. Raper R. N. bestimmte die Mündung des Flusses 38° 58′ n. B. und 117° 47′ ö. L., und wir fanden zehn Fuß Wasser bei der Hochfluth auf der Barre, und innerhalb derselben zwölf bis vierzehn Faden. Nach Allem, was wir sehen konnten, war kein Grund vorhanden, weshalb ein gewöhnlicher Flußdampfer nicht bis wenige Meilen von Peking sollte den Fluß hinauffsegeln können.

Unsere Commissarien hatten im Laufe der Zeit einige große Pauwauhs oder Hauptsitzungen am Ufer, bei denen wir alle in voller Uniform gegenwärtig sein mußten, und dampften dann in der besten Laune hinweg, indem sie die „Old John" und die F. Cooper zurückließen, um die Vermessung bis zur großen chinesischen Mauer fortzusetzen, deren Ostende jetzt nur noch wenige hundert Meilen nordöstlich von uns entfernt war. Wir brachten mehrere Tage damit zu, uns nach der Richtung der großen Mauer hin zu arbeiten, und eines Tages kam ich nahe daran, mein Boot, meine Mannschaft und mein eigenes Leben dabei einzubüßen.

Um 10 Uhr Vormittags waren die nöthigen Vorräthe, Wasser, Schießbedarf 2c. im Boote, und die Mannschaft mit Oberröcken und Decken versehen, und so verließen wir das Schiff, welches bald langsam davon dampfte. Wir hörten die Maschinenglocke viermal anschlagen (d. h. „vorwärts mit vollem Dampf!"), und bald begannen Stimmen sowohl als Gestalten undeutlich in der Ferne zu verschwinden. Wir waren allein auf den um ihres verrätherischen Charakters willen sprüchwörtlichen Gewässern des Golfes von Pechili zurückgelassen, und zwar in einem unbehülflichen Boot, mit einer sechspfündigen Haubitze darin, für eine Woche Provision, im Fall wir verschlagen würden, einem entsprechenden Wasservorrath, einem Dutzend Ruder, einem Mast und einem Segel, um uns, so gut wir könnten, gegen die Streiche des tückischen Meerbusens zu schützen.

Unser Befehl lautete: zu ankern, wo wir zurückgelassen worden waren, um während des Tages Fluthbeobachtungen zu machen, nach welchen wir gegen Abend vom Schiff wieder aufgenommen werden sollten; eine unangenehme Aufgabe für einen langen und kalten Tag. Sobald nun, wie gesagt, das Schiff uns verlassen, fiel der Anker, das Senkblei begann zu arbeiten, und unsere einförmige Beschäftigung nahm ihren Anfang. Diese bestand darin, alle zehn Minuten die Wassertiefe zu messen, wobei die Zeit und Tiefe jedesmal zu notiren waren, so daß, wie sich leicht vorstellen läßt, die Stunden langsam genug vergingen.

Es war einer der ruhigsten Tage, die ich je erlebt, nicht nur in Bezug auf Arbeit und Geräusch, sondern auch durch die vollkommenste Ruhe der Elemente. Nicht eine einzige vorüberziehende Wolke schob sich zwischen uns und die willkommenen Strahlen der Sonne, nicht ein einziger Lufthauch fächelte unsere Wangen oder unterbrach die glatte spiegelähnliche Oberfläche des schlafenden Golfes. Alles war ruhig, das Bild der Natur um uns herum nur

durch die glänzende Wasserebene und die Himmelswölbung vertreten, denn das niedere Land von Pechili, obschon vom Verdeck des Dampfers sichtbar, war, als wir in's Boot stiegen, hinter dem scharf abgezeichneten Horizont verschwunden, und das Schiff selbst war ruhig dahin gedampft, bis es allmählich immer kleiner ward und zuletzt wie ein kaum sichtbarer Punkt am entgegengesetzten Horizont aus unseren Augen verschwand. Weder Luft noch Wasser boten Zeichen von Leben; wir waren allein auf der bewegungslosen Wasserfläche eines unbekannten Meeres, mit der stillen Ruhe der Natur als einzigem Gefährten. Um Mittag nahm ich die Sonnenhöhe und streckte mich dann, die Aufzeichnung der Sondirungen dem Bootsführer überlassend, in einer sonnigen Ecke zum Schlafe nieder.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, als ich zitternd vor Kälte erwachte; was für ein Wechsel war über die Scene gekommen! Die See war nicht mehr glatt und ruhig, sondern von kurzen, raschen Wellen unterbrochen und schwarz wie Tinte, während die Sonne hinter dichten Massen schnell dahintreibender Wolken verborgen war, deren röthliche Ränder den Beginn eines nördlichen Sturmes verkündeten. Der Wind blies bereits frisch, und das Boot schwankte stark in der unruhig werdenden See, tauchte gelegentlich in die Schaumränder der Wogen, und zerrte an seinem Anker, als verlange es mehr Tau. Ich fing an zu merken, daß wir in eine kritische Lage kommen könnten, behielt indessen meine Befürchtungen für mich und ließ mehr Tau auslaufen; dann nahmen wir die Haubitze von der Laffette und legten sie auf den Boden des Bootes, welches darnach leichter auf den Wellen ritt. Aengstliche Blicke richteten sich nun nach der vermuthlichen Richtung des Schiffes, allein selbst der Rauch desselben ward nicht mehr gesehen, denn die nebelartige Färbung des Horizontes, welche man dafür hätte halten können, war durch den herannahenden Sturm verursacht.

Schon schlug das Wasser häufig über das Vordertheil des Bootes und wir mußten anfangen dasselbe auszuschöpfen; zur Erhaltung der guten Laune theilten wir eine Extra-Ration Grog aus und fuhren fort nach dem Wiedererscheinen des Schiffes zu spähen.

Allein Stunde auf Stunde verging, und das Dunkel der hereinbrechenden Nacht begann sich mit der Finsterniß des wachsenden Sturmes zu vereinigen. Unsere Lage war höchst unangenehm, das Wasser spritzte bei jeder Schwankung in immer größeren Wellen über beide Seiten und über das Vordertheil, so daß wir mit beiden Eimern harte Arbeit hatten, um unser Boot frei zu erhalten. Trotz unserer Anstrengung nahm das Wasser jedoch immer mehr überhand, und immer deutlicher fühlte ich die Bedenklichkeit unserer Lage; aber so ängstlich ich auch mit dem Fernglase nach einer Spur von Rauch am östlichen Horizont forschte, es war nichts zu sehen, als eine langgestreckte Nebelbank.

Unser Gesichtskreis war nun bis zu einem Durchmesser von etwa zwei Meilen verengt worden, und wir begannen schon zu fürchten, daß das Schiff uns im Nebel verfehlen möchte, als dasselbe plötzlich gleich einem Meteor hinter einer verbergenden Wolke aus der immer dichter werdenden Nebelbank hervorschoß. Es war kaum eine Meile entfernt, rauchte wie ein Vulkan, war zugleich unter vollen Segeln und that augenscheinlich sein Bestes, uns zu erreichen. Jeder schaffte sich durch einen langen Athemzug Erleichterung, einige Minuten später waren wir an Bord, das Boot halb voll Wasser, wir selbst naß bis auf die Haut und steif vor Kälte, aber dennoch überglücklich in dem beruhigenden Gefühl der Sicherheit.

Das nunmehr geraume Zeit anhaltende stürmische Wetter nöthigte uns, jeden Gedanken an die Erreichung der großen Mauer aufzugeben, und trieb uns aus dem Golf von Pechili wiederum in's offene gelbe Meer. Welchen ganz andern Anblick bot dasselbe jetzt dar, als zu der Zeit, wo die Powhattan uns über seine spie-

gelglatte Oberfläche dahinzog! Die See war dunkel und gebrochen, und statt der endlosen Windstille folgte Sturm auf Sturm. Es befanden sich einige zweifelhaft bestimmte Inseln in dieser See, über die wir uns Gewißheit verschaffen wollten, ehe wir nach Shanghae zurückkehrten, allein unsere Anstrengungen waren fruchtlos, und da unsere Kohlenvorräthe abzunehmen begannen, so wendeten wir uns, ohne unseren Zweck erreicht zu haben, zur Rückkehr.

Dies war am 28. November 1854. Wir hatten kaum unsern Cours geändert, als das Wetter, das schon seit einigen Tagen trübe und bedrohlich ausgesehen, sehr dick und schwer wurde, und in Verbindung mit den unbekannten Strömungen und ungenauen Karten unsere Lage wiederum sehr gefährlich machte. Wir hatten mehrere Tage hindurch wegen des bewölkten Himmels keine genauen Beobachtungen anstellen können und befanden uns daher in einer höchst beunruhigenden Ungewißheit, wohin wir eigentlich segelten; wie leicht konnten wir nicht in der nächsten Stunde auf einen Felsen rennen! Wir legten deshalb mit enggerefften Segeln bei, gerade genug Dampf führend, um gegen die immer heftiger wogende See Stand zu halten.

Auf diese Weise trieben wir eine ziemliche Zeit umher; unsere Verdecke hatten kaum die eine Welle abgeschüttelt, als schon eine andere über das Castell hereinbrach, sich über die Seiten kräuselte und bis hinten nach dem Gangweg spülte. Wir hatten aus Vorsicht vor Einbruch der Nacht alle vorderen Luken zugenagelt, und um 10 Uhr des Nachts begannen wir zu wünschen, daß wir es mit den hinteren ebenso gemacht hätten; denn um diese Zeit schlug eine schwere See über das Hinterverdeck, füllte die Kajüte und unsere Kojen sechs Zoll hoch und weckte uns auf die unangenehmste Weise auf. Da ich in derselben Nacht die Mitwache hatte, so hatte ich mich kaum eine Stunde zuvor zu Bett gelegt und war über das nächtliche Bad sehr ungehalten, obschon durchaus nicht überrascht; denn wir waren bereits gewohnt, derartige Vorfälle als nothwendige

Ereignisse unserer interessanten Reise zu betrachten. Eimer, Blechpfannen und Deckschwapper wurden schleunigst in Requisition gesetzt und ein Theil der Mannschaft hinabgeschickt, das Wasser auszuschöpfen, während andere dem Zimmermann halfen die Luken zuzunageln. Während alles dies vor sich ging und ich mit wechselndem Erfolg versuchte, einen trockenen Platz zu finden, auf dem ich die nächsten zwei Stunden ausruhen könnte, hörte ich an meine Thür klopfen und die Stimme des Quartiermeisters der Wache rufen: „Herr Habersham!"

„Nun?"

„Der Capitain wünscht Sie zu sehen."

„Wirklich? Wie spät ist es?"

„Vier Glocken vorbei (d. h. zehn Uhr)."

„Wohl irgend Etwas vorgefallen?"

„Nein, allein es stürmt heftig und das Schiff arbeitet schwer; der Capitain wünscht Sie und Herrn Russell und den Master in die Kajüte, wo die Anderen schon über den Karten sind."

„Ganz wohl!" sagte ich, indem ich meinen Ueberrock über einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von übler Laune und Mißbehagen bis oben hin zuknöpfte und im knietiefen Wasser meinen Weg durch eine verwirrte Masse von zerbrochenen Stühlen, schwimmenden Spucknäpfen und ausschöpfenden Matrosen zu finden suchte. Ich war selten so unzufrieden mit dem Seeleben, wünschte nie so sehnlich ihm Lebewohl zu sagen, als während dieser wenigen Minuten, und als endlich meine Hand den Griff der Kajütenthür berührte, war ich ziemlich fest entschlossen, mich nie wieder in eine Vermessungs- und Entdeckungsexpedition um die Welt einzulassen.

„Thut mir leid, Sie gestört zu haben, Herr Habersham," sagte der Capitain, als ich die Thür öffnete und meine Mütze abnahm, „allein wir sind, so fürchte ich, eben wieder auf dem besten Wege, in eine neue und nicht minder fatale Klemme zu gerathen; ich wünsche

daher einen Kriegsrath über den am besten zu verfolgenden Cours zu halten."

„Sie haben mich durchaus nicht gestört," erwiederte ich, „das Wasser ist Ihnen zuvorgekommen; unsere Zimmer und das Meßzimmer sind bereits wieder unter Wasser."

„So höre ich. Ich fürchte, daß wir genöthigt sein werden, vor dem Winde zu segeln; wir haben bereits die F. Cooper aus dem Gesicht verloren, der Sturm wird jede Minute stärker und dreht sich gegen Osten; wenn das zwei Stunden so fortgeht, bekommen wir die chinesische Küste leewärts. Wir müssen entweder zwischen den beiden Caps durchlaufen, ehe uns das Wetter daran verhindert, oder wir riskiren es, ob wir uns genug gegen den Sturm halten können, um dem Lande nicht zu nahe zu kommen. Russell, Carnes und ich selbst haben Alles in Erwägung gezogen und denken, daß wir am besten versuchen, das chinesische Meer zu erreichen, obwohl wir möglicherweise eines oder das andere der beiden Caps über den Haufen rennen könnten. Wir wissen nicht genau, wo wir sind, wir haben keine Beobachtungen gehabt, allein wir denken, dies sei der beste Ausweg. Haben Sie einen andern Rath zu geben?"

Ich richtete meine Augen auf Carnes, der zwei schwarze Punkte auf der Karte gemacht, und sie vermittelst einer geraden Linie verbunden hatte.

„Wir haben Grund zu vermuthen, daß wir uns auf dieser Linie befinden," sagte er, als Antwort auf meinen fragenden Blick; „allein auf welchem Punkte derselben, kann ich nicht genau angeben. Die Wahrscheinlichkeit ist etwa zwei gegen eins, daß wir uns zwischen den beiden Punkten befinden; sind wir jedoch außerhalb der bezeichneten Linie, und beschließen vor dem Wind zu segeln, so sind wir verloren. Wir schlagen vor, einen südlichen Cours zu steuern, der uns zwischen den Caps in die offene See bringt, wenn unsere Vermuthung richtig ist. Sollte ich zu viel oder zu wenig auf

Strömung und Treiben gerechnet haben, oder sollte die Karte sehr unrichtig sein, so kommen wir, je nach den Umständen, gegen das östliche oder westliche Cap. Bleiben wir, wo wir sind, und der Sturm dreht sich fort, wie er bis jetzt gethan, so befinden wir uns vor Tagesanbruch an einer Landküste, und was dann aus dem Schiffe wird, weiß ein Jeder zur Genüge. Ich stimme deshalb für einen südlichen Cours."

„Ich denke gleichfalls, daß der beste Ausweg südlich ist," sagte ich, als Stevens nochmals um meine Meinung fragte; „es ist eine garstige Nacht, und wir werden vielleicht die Caps eher fühlen als sehen, nichtsdestoweniger wünsche ich nicht hier zu bleiben."

„Ganz wohl; also einen südlichen Cours! wir haben wenigstens die Genugthuung zu sehen, daß wir Alle einerlei Meinung sind. Sagen Sie Herrn Lawton, gehörigen Dampf zu heizen, lassen Sie alle Hände auf's Deck pfeifen, das Vorsegel lockern, Alles auf dem Verdeck festmachen, die Kajütenfenster zunageln und bringen Sie mir Bescheid, wenn Alles fertig ist! Es ist eine kritische See, und wir müssen auf einen günstigen Augenblick zum Wenden warten."

Nach diesen Worten verließen wir ihn und gingen auf's Deck, wo sofort eine Scene voll Leben und Aufregung begann. Die helle, schrillende Pfeife des Hochbootsmanns ließ sich zuerst durch das laute Tosen des Sturms hören, wie er Jeden an seinen Posten rief. Dann begannen die Vorbereitungen; Lichter glitten auf dem dunklen Verdeck umher und ließen die ganze Scene nur noch düsterer erscheinen; Leute rannten hin und wieder, Segel klatschten, der Block klirrte, das Tauwerk lief bald schleifend, bald klappend über die Bohlen, und vergeblich suchte die Seetrompete mit ihrem unnatürlichen Ton sich durch den Lärm der Elemente hörbar zu machen. Dazu der in dichten Strömen herabstürzende Regen, die schweren Wellen, die von Zeit zu Zeit über die halbe Länge des Schiffes brachen, und die tiefe Dunkelheit machten unsern Zustand

nichts weniger als angenehm, und ließen eine sorgenvolle Nacht befürchten.

Die Mannschaft war auch in der That ängstlich, und Russell, der als zweiter Lieutenant seine Station auf dem Vordercastell hatte und die Leute zögern sah, selbst bis auf die Vor-Raa zu gehen, sprang in's Tauwerk, in der Hoffnung, ihren Muth dadurch zu beleben. Dies gelang ihm, und in zwanzig Minuten war Alles fertig. Der Capitain nahm seinen Stand am Steuerruder, während ich an der Wetterseite in das Tauwerk des Besanmastes kletterte, und ängstlich auf die thurmhohen Wellen zu sehen begann, wie sie theils unter unserm Kiel, theils über unser Deck rollten, um den günstigen Augenblick zum Wenden des Schiffes zu erspähen. Es war so dunkel, daß wir nicht sehen, sondern nur aus der Bewegung des Schiffes fühlen konnten, wann der geeignete Moment gekommen sein würde.

Endlich dachte ich, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sei, und als das Schiff nach einer ungewöhnlich heftigen See sich wieder aufraffte, gab ich das Commando: „Auf mit dem Steuer! Schnell vorwärts mit der Maschine! Die hinteren Raaen scharf angezogen! Los mit der Vorder-Raae!“ — Wir hatten das Unsrige gethan, es war jetzt die Sache der Segel, des Steuerruders und der Schraube, das Ihrige zu thun. Drehte sich das Schiff vor dem Winde, ehe eine andere Welle hereinbrach, so war Alles gut; fiel es aber in den Trog zwischen zwei Wellen, so schlugen wir wahrscheinlich in den nächsten fünf Minuten um. Auf jeden Fall konnte Nichts weiter gethan werden, der Würfel war gefallen.

Ich faßte das Tauwerk fester, und strengte meine Augen schmerzhaft an, um die Wirkung des Manövers zu beobachten, allein die Finsterniß war so tief und undurchdringlich, daß ich nur hoffen konnte, Alles gehe gut. Plötzlich fühlte ich den Wind seitwärts, dann von hinten, und athmete freier. Die Schraube hatte uns geholfen. Sobald das Steuer hinaufgedrückt worden war, lag das Schiff

wie ein Klotz in der bewegten See, allein das Wasser unter der wirbelnden Schraube wirkte gleich einem Hebel auf das Steuerruder, drehte das Schiff wie auf einem Zapfen und brachte Wind und See schneller nach hinten, als wir zu hoffen gewagt hatten. Und dennoch war es nicht eine Secunde zu früh; denn kaum war die Wendung vollbracht, als eine neue Riesenwoge ihren Kamm über das Hinterverdeck erhob, es mit Blitzesschnelle überspülte, daß es dumpf erdröhnte, und, halb an Bord, halb außerhalb nach vorn strömend, Wassertonnen, Lukengitter, heulende Hunde, quiekende Schweine, leere Hühnerhäuser, strauchelnde Matrosen, kurz alles Bewegliche mit sich führte, Einiges mit unwiderstehlicher Gewalt über Bord riß, Anderes zwischen die Bollwerke festklemmte und den Rest im buntesten Gemisch unter und um das große Boot warf. Der alte krähenähnliche Adler, seit Jahren die Zierde unseres Bugspriets, verlor bei dieser Gelegenheit einen seiner Flügel.

In unserem veränderten Cours segelten wir jetzt mit großer Geschwindigkeit vor dem Winde, zum Entsetzen aller Krabben und Austern, indem wir eilf Knoten in der Stunde dahineilten.

Und so liefen wir Spießruthen durch die beiden zackigen Caps, in einer dunklen Nacht, im strömenden Regen, im pfeifenden Orkan und von der tollen See gejagt, die hinter unserem Stern herrauschte. Die Nacht schien länger und trübseliger als gewöhnlich, allein das Tageslicht kam endlich und mit ihm die Gewißheit, daß wir sicher waren. Um Mittag hatten wir wieder hellen Himmel, und konnten durch Beobachtungen unsere Lage bestimmen. Sodann zogen wir auf der Karte eine gerade Linie genau nach Norden und sahen nun, wie nahe wir der Gefahr gewesen, so nahe in der That, daß wenige Augenblicke unachtsamen Steuerns uns auf die Felsen getrieben haben würden.

Wir verdankten unsere Rettung aus der Gefahr nächst Gott der genauen Berechnung und richtigen Einsicht unseres Masters, Herrn E. O. Carnes, der uns glücklich durch die enge Bahn brachte.

Die Beschwerden und Entbehrungen der Reise, verbunden mit seiner schwächlichen Gesundheit, bestimmten ihn später seinen Abschied zu nehmen, und er lebt jetzt als Mitglied der handeltreibenden Gesellschaft in Wall Street, New-York.

Wir richteten unseren Cours nach Shanghae, und als wir eben in den Woosong-Fluß einliefen, gerieth unsere Schraube in Unordnung, ohne daß es uns gelang, dieselbe wieder in Gang zu setzen, und wir waren endlich genöthigt, mit Hülfe der Segel unseren Weg nach der Stadt zu vollenden, was uns mehrere Tage Zeit kostete. Was wäre unser Schicksal gewesen, wäre dies während des Sturmes geschehen! Später waren wir zwei Monate beschäftigt, den Schaden auszubessern, was einen großen Verlust kostbarer Zeit, und bedeutende Ausgaben verursachte.

Während wir unter Segeln mühsam unseren Weg den Woosong hinaufarbeiteten, gelangte die Nachricht zu uns, daß die Porpoise verloren gegangen sei, doch wußte Niemand zu sagen, wie man zu der Kunde gelangt sei, oder wer mit Bestimmtheit davon gesprochen habe, so daß ein Gefühl von Zweifel und trostloser Ungewißheit jedes Herz beklemmte.

In dieser betrübten Stimmung wurden wir eines Tages durch die Ankunft der F. Cooper erfreut, die wir in der gelben See inmitten eines wüthenden Sturmes verlassen hatten. Wir waren durch die Nachricht von dem Verlust der Porpoise so entmuthigt worden, daß unsere Befürchtungen für die Sicherheit unserer Begleiter täglich zugenommen hatten; man kann sich daher leicht denken, wie groß jetzt die Freude des Wiedersehens war. Der Schooner ankerte neben uns, um zu sehen, ob er uns behülflich sein könne; allein da wir genöthigt waren, das Eintreten der Fluth abzuwarten, so segelte er den Fluß hinauf, uns voran. Einige Tage später gelangten wir selbst in die Stadt und wurden vom Consul besucht, der unsere schlimmsten Befürchtungen in Bezug auf die Porpoise bestätigte.

Es schien leider kein Zweifel mehr über die Wahrheit des Gerüchtes zu walten, und dennoch konnten wir unser Vertrauen in ihre Seetüchtigkeit und den Glauben an ihre Officiere als treffliche Seeleute nicht aufgeben. So schwankten wir noch Monate lang zwischen Furcht und Hoffnung.

Es ward, wie bereits früher gesagt, für nöthig gefunden, die Hancock in das Werft zu bringen, ehe man herausfinden konnte, was mit der Schraube vorgefallen sei, und ehe die Reparaturen noch ganz vollendet waren, hatte das Jahr 1855 begonnen.

„Wir waren", fährt Lieut. Habersham fort, „kaum bereit, wieder in See zu gehen, als in Shanghae die Nachricht eintraf, daß ein englisches Opiumschiff von Piraten in dem Wanchew-Fluß blokirt würde, und da dies nicht weit von unserem Wege nach der Insel Formosa lag, so willfahrte der Capitain gern dem Wunsche der Kaufleute, daß wir unterwegs dahin gehen und das Schiff befreien möchten. Deshalb beeilten wir unsere Abfahrt, und nachdem wir im Geiste bereits verschiedene blutige Schlachten geschlagen, kamen wir an Ort und Stelle an und fanden, daß die Piraten sich zurückgezogen hatten, und der Schooner vor einigen Tagen in See gegangen war.

Personen, die gewohnt sind, täglich einen Ballon steigen zu sehen, die mit den wunderbaren Geheimnissen der Elektricität bekannt und mit der Art und Weise, wie ein Schraubendampfschiff sich ruhig und geräuschlos fortbewegt, vertraut sind, können sich nur schwer einen Begriff davon machen, was für ein Gefühl unruhiger Neugierde die Brust eines halbcivilisirten Wilden beim Anblick solcher anscheinenden Wunder erfüllt. Im gegenwärtigen Falle hatten wir unsere Segel eingenommen, feuerten mit Anthrazitkohlen, die keinen Rauch verursachen, und dampften gegen eine heftige Fluth und eine frische Briese. Nichts war sichtbar, was unwissenden Leuten die geringste Spur andeuten konnte, auf welche Weise wir uns fortbewegten; es schien ein eben so unerklärliches Ding,

als ob ein Ochsenwagen von sich selbst einen Hügel hinaufgelaufen wäre. Als wir so den Fluß hinaufsteuerten, entsendeten die an seinen Ufern liegenden Dörfer ihre entsetzten Bewohner, um das seltsame Schauspiel zu bewundern; Männer, Frauen, Kinder, Alle eilten an das Wasser, um unsere geheimnißvolle Bewegung anzustaunen, und kehrten dann langsam nach Hause zurück, als hätten sie bis zur nächsten Woche genug gesehen. Nachdem wir geankert, näherten sie sich vorsichtig in ihren Booten, aber hüteten sich wohl, uns zu nahe zu kommen, und bewachten sorgfältig jede unserer Bewegungen. Sie schienen über unsere irdische Abkunft, oder vielmehr über die der „Old John" im ernstlichen Zweifel zu sein. Zuletzt als wir gegenüber unserem Ankerplatz in einem Dorfe landeten, begannen sie etwas Vertrauen zu fassen, umringten uns in großer Anzahl und deuteten mit ununterbrochener Verwunderung auf unser Schiff. Sie verlangten entschieden nach Aufklärung, die wir ihnen aber nur durch Zeichen geben konnten.

Während wir in die Flußmündung fuhren, stießen wir auf ein Fischerboot, und nöthigten den Eigenthümer desselben, uns zum Lootsen zu dienen; er brachte uns neben dem Dorf vor Anker, indem er angab, daß wir wegen der im Wasser versteckten Felsen nicht höher hinaufgehen könnten, wie der Capitain zu thun wünschte, der gern die weiter oben liegende Stadt erreicht hätte. Wir konnten vom Dorfe aus eine große ummallte Stadt sehen, die zwischen uns und der andern größeren lag, und Hartman und Williams erklimmten noch denselben Abend ihre Mauern und gingen in ihren Straßen umher, zum großen Schrecken des jugendlichen Theiles der Bevölkerung. Sie beschrieben die Stadt als nur dünn bevölkert, augenscheinlich also eine theilweise verlassene alte Stadt. Die Lage der Flußmündung ist ungefähr 28° nördl. Br. und 120° 38′ östl. L., und dieselbe wird wahrscheinlich nie zu etwas Anderem, als zu einer Zuflucht für Piraten dienen.

Wir mußten nun unsern Weg wiederum durch die zahlreichen Sandbänke, die vor der Flußmündung liegen, suchen und segelten nach Keelung, einem Hafen am nördl. Ende der unbekannten Insel Formosa. Wir hatten eine gute Fahrt und trafen bei unserer Ankunft die F. Cooper an, die direct nach diesem Hafen gesegelt war, wo wir jetzt eine zwar mäßig große, aber wohlgeschützte Ankerstätte fanden. Es gab daselbst Enten, Gemüse und Orangen in großer Menge, besonders waren die letzteren vorzüglich gut. Auch hatten wir gehört von dem Vorhandensein eines Kohlenbergwerkes, einige Meilen im Innern, allein von den Behörden, bei denen wir uns danach erkundigten, erhielten wir nur ausweichende Antworten. Da der Capitain jedoch entschlossen war, einige Proben davon zu erlangen, so machte er sich mit einigen anderen Officieren und unserem chinesischen Diener als Dolmetscher auf den Weg, um die Kohlen aufzusuchen. Sie trafen sehr bald zwei Männer, die sich erboten, sie an die Stelle zu führen, wenn man ihnen dafür erlauben wolle, in unserem Schiffe mit nach Hong-kong zu fahren, und da dies ein einfaches Handelsübereinkommen schien, so willigte der Capitain ein. Sie sagten ihm, daß es bei Todesstrafe verboten sei, die Kohlenbergwerke zu zeigen, allein bei unserer Ankunft in Hong-kong erfuhren wir, daß Keelung eine Strafkolonie der Chinesen sei, und daß diese zwei Burschen Sträflinge waren, die so ihrer Gefangenschaft entrannen.

Für dieses Mal zogen wir ungefähr eben so klug ab, als wir gekommen waren, und erst bei unserem zweiten Besuch waren wir etwas mehr vom Glücke begünstigt. Als wir Keelung verließen, hielten wir uns an der östlichen Küste entlang, um nach einem angeblich dort vorhandenen Hafen zu suchen. Wir fanden jedoch nichts als eine schroffe felsige Küste mit dahinter ansteigenden hohen Bergen. Eines Tages glaubten wir unser Ziel erreicht zu haben; wir sahen den Rauch mehrerer Dörfer, in einer Vertiefung der Küste gelegen, die einem Hafen ähn-

lich sah, allein als wir uns denselben näherten, fanden wir uns getäuscht. Nichtsdestoweniger ließen wir ein Boot in's Wasser und versuchten zu landen, die Brandung war jedoch so heftig, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, sich hineinzuwagen. Außerdem war das Ufer mit völlig unbekleideten und aufgeregten Wilden bedeckt, die allgemein als Kannibalen bezeichnet wurden, und wir hielten es für rathsamer, uns nicht mit Waffen, die das Wasser unbrauchbar gemacht, in ihre Gesellschaft zu wagen. Die zwei Sträflinge, die der Capitain mit sich in's Boot genommen hatte, damit sie im Fall einer Landung als Dolmetscher dienten, waren so entsetzt über das wilde Ansehen dieser vermeintlichen Menschenfresser, daß sie vor ihm auf die Kniee fielen und ihn durch unseren Diener beschworen, nicht weiter heranzufahren; die Insulaner hätten schon viele ihrer Landsleute gefressen, und sie würden dasselbe mit ihm und der Bootsmannschaft thun, wenn er noch näher ginge. Nachdem wir uns von der entschiedenen Unmöglichkeit einer Landung überzeugt hatten, richteten wir unsern Cours nach Hong-kong, wo wir am 13. Februar 1855 anlangten und die Vincennes allein vor Anker fanden. Vergebens suchten wir unter den vielen Schiffen nach den bekannten Masten der Porpoise, die Brigg war verloren.

VII.

Die Vincennes in den Bonin-Inseln, Lew-Chew, Kiusiu und Ou-Sima.

Stürme in den Straßen von Formosa. — Die Porpoise wird im Nebel aus dem Gesicht verloren. — Port Lloyd. — Ein Cyclon (Sturmwind). — Vermuthungen, daß die Porpoise in demselben gescheitert. — Rückkehr der Vincennes nach Lew-Chew. — Schiffbruch der Barke W. H. Saywood. — Kiusiu. — Die Bai von Kagosima. — Vulkane in Thätigkeit. — Vermessung der Bai. — Astronomisches Observatorium. — Einwendungen der Japanesen. — Warme Quelle. — Krabben „au naturel". — Arch-rock. — Naturforschungen unter Hindernissen. — Tanegasima. — Yakunosima. — Vereitelter Versuch, in 60 Faden Wasser nach Muscheln zu fischen. — Die Alcmene- und Pacifique-Inseln. — Stürmisches Wetter. — Kikai-Sima. — Eine zahme Möve. — Besuch am Lande. — Eingeborene. — Japanische Beamte. — Ou-Sima. — Landung und Vermessung. — Naturgeschichtliches. — Kakirouma. — Der Lootse kommt an Bord. — Hong-kong.

Die Vincennes und Porpoise segelten am 12. September 1854 von Hong-kong.

Beide Schiffe hatten im chinesischen Meere mit dem Nordost-Musson*) zu kämpfen. Gelegentlich deutete der Wechsel des Win-

*) Musson (engl. Monsoon) ist der Passatwind des chinesischen Meeres. Während des Frühjahrs und den größten Theil des Sommers hindurch weht derselbe unausgesetzt aus Südwesten, in der anderen Hälfte des Jahres aus Nordosten. Die chinesischen Dschunken richten ihre Reisen nach diesem Winde ein, indem sie im Herbst alle südlich segeln und im Frühjahr nach Norden zurückkehren. W. H.

des und der veränderte Stand des Barometers das Vorbeiziehen eines Cyclons an, und der Lauf der Schiffe ward nach diesen Umständen gerichtet. Zuletzt fanden sie sich zwischen Formosa und dem Festland und hielten sich am 20. September nahe an der mittleren Durchfahrt auf; allein gegen Morgen stand die Vincennes, die sich zu der Zeit leewärts befand, gegen die Bashee-Passage zu, und man glaubte, daß die Porpoise folgen würde. Während die Vincennes so vor dem Winde segelte und Taue nachschleppte, um die See zu brechen, im Fall sie über die Bänke kommen sollte, ward die Porpoise, von Nebel eingehüllt, aus den Augen verloren. Diese Trennung ward als unwichtig betrachtet, denn die Brigg war wohl bemannt, und hatte gute Officiere.

Im Allgemeinen wird von Seeleuten angenommen, daß gute Schiffe allein sicherer sind als in Gesellschaft, denn die ganze Aufmerksamkeit des Befehlshabers kann sich dann auf die Sorge für sein eigenes Schiff richten, ohne durch die Modificationen des Planes getheilt zu werden, welche eintreten, wenn gemeinsam operirt wird. In jenem Falle machte es die Dunkelheit der Nacht und die trübe Beschaffenheit der Atmosphäre schwierig, die Lichter zu sehen, und der Knall von Kanonen war im Geheul des Windes und der Wellen gar nicht zu hören. Deshalb ward wegen jener Trennung keine besondere Besorgniß gehegt.

Die Vincennes ward, nachdem sie die Bashee-Passage hinter sich hatte, bis zur Ankunft bei den Boninschen Inseln von schönem Wetter begleitet. Die Ankunft der Porpoise, die nur ein langsamer Segler war, wurde täglich erwartet. Mittlerweile brach in der Nacht einer jener charakteristischen Stürme der Bonins aus, welche man dort Cyclon nennt. Er kam, wie gewöhnlich, unvorhergesehen, durch Nichts verkündet, als durch das etwas lautere Rauschen der Brandung an den äußeren Felsen, und erst als die kurzen Windstöße, die von Denjenigen, die sie wehen gehört haben, an ihrem besonderen Gestöhn erkannt werden, von den benachbarten

Hügeln über das Schiff hereinbrachen, ward man den Sturm gewahr. Beinahe rings von Bergen eingeschlossen, und wiewohl die Raaen und Topmasten heruntergenommen und vier Anker im Wasser waren, lief die Vincennes große Gefahr zu stranden. Die erfahrensten Seeleute im Schiffe glaubten, daß, so seetüchtig dasselbe auch war, es diesen Sturm in offener See schwerlich überstanden haben würde.

In dem engeren chinesischen Meere, nah bei den Pescadores, mit dem Wind nach China wehend, wäre es in der That seltsam, wenn nicht irgend ein Ueberrest eines gescheiterten Schiffes gefunden werden sollte. Es ist daher wahrscheinlicher, daß die Porpoise erst in der Nähe der Bonins zu Grunde ging, vielleicht in eben jener schrecklichen Nacht.

Sie hatte den Ruf eines überaus seetüchtigen Schiffes, allein sie war kurz und tief in der Mitte, weshalb sie leicht leewärts getrieben werden, sich füllen und sinken konnte.

Am 6. November verließ die Vincennes Port Lloyd und kam am 17. in Napa auf Lew-Chew an, wo die unter Comm. Perry begonnene Vermessung der Gruppe fortgesetzt ward. Am 8. Dec. litt die amerikanische Barke W. H. Saywood, Capt. Hodges, Schiffbruch an der Südküste von Lew-Chew. Die Mannschaft ward durch die Vincennes gerettet, allein das Schiff ging verloren. Am 13. Dec. verließ die Vincennes Napa, fuhr nördlich an der Amakirrima-Gruppe vorüber, fand sich am 23. zwischen den kleinen Felseninseln an der Küste Japans, sah am 24. die sogenannten „Asses Ears“ (Eselsohren), und entdeckte am 26. einen noch unbekannten Felsen unter 32° 5′ n. Br. und 128° 9′ ö. L., der mit dem Namen des „Vincennes-Felsens“ bezeichnet wurde.

Am 27. ward unter 31° 18′ n. Br. und 129° 39′ ö. L. eine andere Felsengruppe entdeckt, welche zu Ehren Mr. Dobbin's, des Flottensecretärs, die „Dobbin's-Klippen“ getauft ward.

An demselben Nachmittage ward die Insel Kiusiu sichtbar.

Die folgenden Schilderungen sind aus dem Tagebuche des Herrn Wm. Stimpson, des Naturforschers der Expedition, der mir dasselbe mit der freundlichsten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hat.

Am 28. Dec. näherten wir uns der südwestlichen Küste von Kiusiu und liefen unter dem Lee der Küste entlang, was uns eine schöne panoramische Ansicht des Landes verschaffte. Eine schönere, lieblichere Gegend kann man sich kaum vorstellen, und die Freude unseres Genusses derselben kann kaum durch irgend etwas übertroffen werden. Während wir ruhig dahinsegelten, öffneten sich hinter einander eine Reihe von kleinen Buchten, eine jede mit ihrem kleinen Fischerdörfchen, vor unseren Augen, die wir mit der größten Bequemlichkeit überschauen konnten, da wir dicht bei den sie trennenden Vorsprüngen, mit ihren schlanken, pyramidalischen und oft durchlöcherten Umrissen, vorbeischossen.

Nicht lange darauf umfuhren wir „Pic Horner", einen regelmäßigen kegelförmigen Berg von etwa 2000 Fuß Höhe, und lavirten die Bai von Kagosima hinauf. Zu wiederholten Malen warf ich das Netz über Bord und fing eine Menge kleiner Muscheln, hauptsächlich von einer sonderbaren, der Margarita verwandten Gattung. Ein japanisches Boot kam mit Provisionen zu uns, und die an Bord desselben befindlichen Leute gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir die Bai verlassen sollten. Als sie jedoch sahen, daß wir uns nicht daran kehrten, zeigten sie uns endlich einen guten Ankergrund in einer kleinen Bucht am westlichen Ufer, wohin wir uns alsbald begaben und bei 5 Faden Tiefe in dem groben Sande ankerten.

Wir verweilten längere Zeit in der Kagosima-Bai, und obschon wir ungünstiges Wetter hatten, so strich die Zeit in diesem so überaus interessanten Lande dennoch schnell dahin. Die Atmosphäre war kalt, und die Hügel rings umher waren eines Tages

in eine dünne Schneedecke eingehüllt, obschon die Temperatur nie den Gefrierpunkt erreichte.

Zwei thätige Vulkane waren von unserem Schiff aus sichtbar, einer in Kiusiu, nördlich von der Bai, der andere auf einer Insel nach Süden hin.

Während die japanischen Behörden uns fortwährend anlagen, den Ort augenblicklich zu verlassen, vermaßen wir die Bai und ihre Umgebung. Da wir ebenso wenig japanisch sprechen konnten, als die Japanesen unsere Sprache verstanden, so ward es denselben schwer, uns ihr Verlangen verständlich zu machen, obschon die „Großen des Reiches mit ihren Schriftgelehrten" das Schiff fast täglich besuchten und sich bemühten, aus Medhurst's Wörterbuch den Gegenstand ihrer Verhandlungen zu übersetzen. Endlich kam man dahin überein, daß wir nach Verabfolgung einer bestimmten Quantität von Holz und Wasser segeln wollten, da nach Perry's Vertrag die amerikanischen Schiffe jeden Hafen besuchen können, wenn sie dieser Vorräthe bedürftig sind.

Ein Observatorium ward am Lande aufgerichtet und die Instrumente unter der Aufsicht und Leitung des Lieut. Brooke aufgestellt. Dies war der einzige Punkt, an dem wir gänzlich unbelästigt landen konnten, und meine Sammlungen wurden hauptsächlich hier gemacht. Mehrere zahlreiche Abtheilungen landeten gelegentlich zu wissenschaftlichen Zwecken an anderen Orten, wurden aber alsbald von den japanischen Beamten hinweggemaßregelt.

In der Nähe des Observatoriums, zwischen den Ebbe- und Fluthmarken, war eine warme Quelle in einer leichten Vertiefung, und in derselben fanden sich eine Menge todter Crustaceen und Mollusken, die während der Fluthzeit, wo die Wärme kaum bemerkbar ist, hineingerathen und darin umgekommen waren.

Eines Tages begleiteten Herr Wright und ich den Commodore auf einer Vermessungsexpedition nach der Mündung der Bai, und an der westlichen Küste derselben entlang. Wir landeten auf „Arch-

rock", einer etwa 80 Fuß hohen Pyramide, die in ihrer unteren Hälfte von einer Höhlung durchbrochen ist, durch welche ein Boot mit den Rudern über Bord passiren konnte. Während der Commodore Winkel maß, sammelten wir Pflanzen, Seetang, Muscheln, Crustaceen zc.

Auf dem Rückwege nach dem Schiffe sahen wir einen großen Flug Enten in den felsigen Vertiefungen. Wir landeten an einem ebenen sandigen Ufer und waren augenblicklich von Schaaren von Japanesen umgeben, worunter sich verschiedene Beamte befanden, die sich durch ihre reiche Kleidung und ihre zwei Schwerter auszeichneten. K. Wright und ich liefen sogleich in verschiedenen Richtungen davon, er nach Pflanzen, ich nach Muscheln, mit denen das Ufer besäet war. Ich erhielt von den doppelt gewappneten Herren fortwährende Rippenstöße, da sie mich auf jede mögliche Weise dazu zu bringen suchten, mich nach dem Boote zurück zu begeben; allein da ich wohl wußte, daß sie es nicht auf's Aeußerste treiben würden, so kehrte ich mich nicht daran, und als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, hatte ich eine bedeutende Anzahl von Arten sowohl als Individuen gesammelt. Einige der Japanesen hatten mir sogar selbst beim Sammeln geholfen.

In der Zwischenheit hatte der Commodore den Leuten den Gebrauch einer Coltschen Drehpistole durch Schießen nach dem Ziele gezeigt, und wir kehrten ganz zufrieden mit unserer angenehmen Excursion an's Schiff zurück.

Ich bediente mich zum Sammeln hier hauptsächlich des Austernnetzes, und mit gutem Erfolg. In geringer Entfernung vom Schiffe fand ich beinahe jede Art von Boden. Der Ankergrund (5 Faden) war grober Sand, auf dem ich vom Verdeck aus fischte. In der Bucht oder dem Dschunken-Hafen war weicher Schmutz und zehn Faden Tiefe, sehr reich an Spatangoidae Echin., Ophiurae und Muscheln. In der offenen Bai ward das Wasser allmählich bis 30′ tief, und ich fand daselbst einen reichen Muschelgrund

mit groben Kies, der die an solchen Orten gewöhnlichen Formen bot.

Viele der hier gefundenen Seethiere zeigten ganz ungewöhnliche Erscheinungen in Form und Bildung. Ein Ophelia-ähnlicher Wurm kam vor, der eine Schwanzflosse gleich der eines Fisches hatte. Eine dem Cerapus verwandte Amphipoda lebte in kleinen Muscheln, die sie mit sich herumtrug, ähnlich wie der Pagurus oder die Einsiedlerkrabbe. Und jener seltene und delicate Fisch, der Amphiodon, das niedrigste unter allen Rückgratthieren, war hier auf sandigem Grunde sehr häufig.

Mit Ausnahme eines Fischgeiers, den Lieut. Brooke schoß, wurden hier keine Vögel gesammelt.

Die Fische, die wir fanden, waren verhältnißmäßig wenige an der Zahl, und diese wurden hauptsächlich im Austernnetz gefangen. Eine große Art von Makrelen war gewöhnlich, die uns durch die Japanesen in großer Menge als Nahrungsmittel geliefert wurden, sowie gleicherweise süße Kartoffeln (batata) und eine große Art von Rüben, in äußerer Form dem Rettig gleichend.

Nachdem die Vermessung vollendet war, und wir die nöthigen Vorräthe von Holz und Wasser erhalten hatten, war kein Grund mehr vorhanden, uns länger in der Bai aufzuhalten. Am 6. lichteten wir die Anker und nahmen Abschied von dem bisherigen Schauplatz unserer Thätigkeit.

Am 7. Januar des Morgens waren wir unter dem Lee von Tanegasima, das wir unter doppelt gerefften Topsegeln während dieses und des folgenden Tages vergeblich zu erreichen suchten.

Am 9. ankerten wir in einer kleinen Bucht nahe an dem südlichen Ende von Tanegasima, und ein Boot mit Officieren, unter denen sich die Herren Wright und Brooke befanden, ward ausgeschickt, um Observationen zu machen. Mit Erlaubniß des Commodore segelte ich mit dem zweiten Kutter ab, um zu fischen. Der Grund war meistens eben und sandig, und ungefähr 10 Faden

tief. Die Gegend war ziemlich arm, allein ich fand dennoch einige Arten von Muscheln, einige Sternfische und Actinien von einer flachen Form (Mellita). Von Herrn Wright empfing ich bei seiner Rückkehr einige Muscheln und Amphipoda.

Ich selbst hatte keine Gelegenheit zu landen, denn am nächsten Morgen segelten wir weiter und fuhren zwischen Tanegasima und Yakunosima hindurch. Hier fischte ich mit dem großen Netz in 50 Faden, indem ich das Instrument an einem sechszölligen Tau festmachte, allein die Maschine blieb an einem Felsen hängen, die Griffe wurden abgerissen und ich verlor dieselbe. Wir segelten an der westlichen Küste von Yakunosima hin nach Süden.

Am 11. des Morgens maßen wir die Alcmene- und Pacifique-Inseln; uns dem Lande nähernd, segelten wir dicht beim Wind und gingen an der Ostseite weiter; das Wetter ward stürmisch, und bald mußten wir uns mit doppelt gerefften Topsegeln begnügen.

Am 12. gegen Mittag näherten wir uns Kikai-Sima und passirten dasselbe leewärts. Innerhalb zwei Meilen vom Ufer entdeckten wir Land gegen Westen, wendeten das Schiff und segelten nördlich unter schwerem Sturm.

Bis zum 17. hielt uns der heftige westliche Sturm beinahe auf derselben Stelle fest, denn trotz alles Manövrirens näherten wir uns Kikai-Sima, das wir zuweilen in der Ferne sahen, keinen Zoll breit.

Am 18. endlich legte sich der Sturm, die See ward ebener, wir gelangten unter den Lee von Kikai-Sima, und bei Sonnenuntergang waren wir dem Lande so nahe, daß wir die zahlreichen Häuser der Eingeborenen in Gruppen oder Dörfern, in den Niederungen am Fuße der Klippen liegend, wahrnehmen konnten.

Eine kleine hübsche Möve flog über dem Stern des Schiffes, als ich in der Nähe stand, und meine Hand im Scherz ausstreckend, wie um sie an mich zu locken, sah ich zu meinem großen Erstaunen

den Vogel nach meiner Hand fliegen, die er mit dem Schnabel zu fassen suchte und wahrscheinlich für etwas Eßbares hielt. Ich wiederholte dasselbe Experiment, und als der Vogel sich auf meine Hand niederließ, ward er leicht gefangen. „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen,“ wie Freund Heine sagt; nach einem solchen Beweise davon hatte ich nicht mehr den Muth, der Wissenschaft ein Opfer zu bringen, und so ließ ich meinen armen Gefangenen nach einer guten Mahlzeit von gesalzenem Schweinefleisch fröhlich wieder seines Weges ziehen.

Als wir uns dem Lande näherten, sahen wir, daß der Boden überall cultivirt war. Zuckerrohr besonders bedeckte große Flächen. Vieh grasete in den Feldern in beträchtlichen Heerden. Die Insel ist nicht groß, hat nach Süden zu hohe Klippen, und flacht sich nach Norden hin allmählich ab.

Mit einiger Schwierigkeit fanden wir bald nach dem Dunkelwerden Ankergrund in 20 Faden Wasser, an der Mündung einer kleinen Vertiefung, in der drei Dschunken ankerten, denn das Wasser ist bis dicht an die Küste sehr tief.

Am 19. gingen der Capitain, einige Officiere und das wissenschaftliche Corps, in der Nähe der Dschunken, die sich durch ihre Bauart als japanische erwiesen, an's Land. Da unsere Ankunft eine sichtliche Aufregung verursacht hatte, so waren wir alle wohl bewaffnet; Männer zu Pferd galoppirten nach allen Richtungen, Haufen von Volk sammelten sich an verschiedenen Punkten, allein obschon mehrere der Leute mit Luntenflinten bewaffnet waren, so widersetzten sie sich doch unserer Landung nicht im geringsten.

Der Commodore begab sich mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit sogleich nach der Spitze des Hügels, und wir Anderen schlugen verschiedene Richtungen ein, um Skizzen zu machen, oder Pflanzen und Muscheln aufzusuchen. Jedem von uns folgte eine neugierige Menge, die sich durch Hülfleistung beim Sammeln nützlich zu machen bestrebte. Die Leute gleichen den Bewohnern von

Lew-Chew sehr, kleiden sich in derselben Weise, und die meisten tragen zwei bronzene Haarnadeln, während die untersten Klassen nur eine dergleichen tragen, die lang, schmächtig, gekrümmt und am unteren Ende scharf ist.

Die Beamten waren ebenso gekleidet wie Personen von entsprechendem Rang in Japan. Von diesen sahen wir während unseres Besuches drei. Sie hatten sich auf lakirten Feldstühlen in einem Halbkreis auf Matten niedergesetzt, als ob sie wünschten, eine Unterredung mit dem Commodore zu haben. Hinter ihnen hielten Soldaten ihre drei Standarten, wie in Japan üblich, und Andere, mit Luntenflinten von vorzüglicher Arbeit bewaffnet, standen hinter diesen in Reihe und Glied. Diese Würdenträger erschienen sehr still und einfältig, und endlich auf ein Schwein und einige Gemüse zeigend, die herbeigebracht worden waren, deuteten sie an, daß es wahrscheinlich dies sei, was wir wünschten, und daß wir uns nun wieder hinwegbegeben könnten; wir thaten denn auch nach ihrem Wunsch, kehrten an's Schiff zum Mittagessen zurück und landeten nicht wieder. Die hier gefundenen zoologischen und botanischen Exemplare waren wenig von denen aus der Nachbarschaft verschieden.

Da wir am 20. um 3 Uhr Morgens unsern Anker schleppten, es heftig stürmte und unser Ankergrund nicht sehr sicher war, so begannen wir gegen Ou-Sima unter dreifach gerefften Topsegeln hinauf zu laviren.

Am 22. (ein Sonntag) waren wir noch ziemlich vom Lande entfernt; Kikai-Sima war noch nach Norden und Osten hin in Sicht, während vor uns Ou-Sima mit seinen zahlreichen Buchten und Vorsprüngen deutlich sichtbar war. Bei Sonnenuntergang ankerten wir in einer Bai auf der östlichen Küste von Ou-Sima, nahe dem südlichen Ende, während der Wind noch heftig aus Nordwesten wehete und dicke Regenwolken vor sich hertrieb. In der Nähe

des Landes waren Wirbelwinde, die durch die Schluchten in den Bergen verursacht werden, sehr häufig.

Am 22. wurden mehrere Abtheilungen an verschiedene Punkte des Ufers gesandt, um Vermessungen zu machen und mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten, die in großen Haufen sich an den verschiedenen Stellen, wo Landung möglich war, versammelten. Wahrscheinlicher Weise war dieses Schiff das erste derartige Fahrzeug, das sie je gesehen.

Ich ging mit H. Monose an's Land, und als wir uns dem Ufer näherten, liefen uns die Leute bis an und in das Wasser entgegen. Sie zeigten große Neugierde und schienen sich nicht im geringsten vor den vielen Waffen, mit denen wir versehen waren, zu fürchten. Sie gehörten alle den niederen Klassen an und waren so wie die Leute in Kikai-Sima gekleidet; nur ein Einziger trug ein einzelnes Schwert. Sie machten uns ein Geschenk von einigen Hühnern, für die sie kein Gegengeschenk annehmen wollten, und als wir wieder fortzugehen wünschten, faßten einige unser Boot, nachdem die Mannschaft bereits ihre Plätze eingenommen, und schoben uns durch die Brandung.

Ich fand hier Melania, Planorbis, zwei Crustaceen (Ligia und Orchestia) und zwei gewöhnliche Lew-Chew-Arten von Helix. In den Felsen nach Seethieren suchend, fand ich dieselben bedeutend von denen in Kikai-Sima verschieden; dies mag jedoch seinen Grund in der speciellen Ortsbeschaffenheit haben, da ich in Kikai-Sima an einem wohlgeschützten Orte, hier aber an einer offenen blosgestellten Küste sammelte. Auf dem sandigen kiesreichen Ufer fand ich Muscheln, die denen von Kiusiu ähnlich waren, und eine schöne große Gattung von Hippa.

Gegen Abend wurden Boote entsendet (eines davon gegen die See), um Mr. Carter zu suchen, von dem wir glaubten, daß sein Boot in einem der Stürme, die von Zeit zu Zeit über die Bai fegten, umgeworfen worden sei. Gegen Abend kehrte er jedoch

zurück, indem er vergeblich auf Einen von seiner Mannschaft gewartet, der sich verlaufen hatte, und den er endlich am Ufer zurücklassen mußte.

Am 23. ward der verlorene Mann von einer nach ihm suchenden Gesellschaft wieder gefunden. Er hatte die Nacht unter Obdach zugebracht, wo ihn die Eingeborenen bewachten und aus Neugierde alle fünf Minuten wieder aufweckten, so daß er nicht schlafen konnte.

Am 24. gingen wir weiter, an der Küste von Ou-Sima hin, und passirten verschiedene schöne Ankerstellen und Häfen. Beim Dunkelwerden erreichten wir die Höhe von Kakirouma, um dann südlich auf unserem Wege nach Hong-kong um Lew-Chew herumzufahren.

Am 29. Nachmittags nahmen wir in der Nähe der Insel Groß-Lema den Lootsen an Bord, waren bei Sonnenuntergang bei den Nine-Pins („Neun Kegeln") und lagen um 9 Uhr bei gänzlicher Windstille unterhalb der Ly-ce-mon-Passage; später mit leichten abwechselnden Briesen gelegentlich weitersegelnd, ankerten wir um Mitternacht in Hong-kong, in der Nähe des Seemagazins. Wir hatten die ganze Fahrt von Ou-Sima her in der kurzen Zeit von sechs Tagen zurückgelegt.

VIII.

Die Hancock in Formosa.

Plan für weitere Operationen. — Makung. — Formosa. — Geschichtliche Uebersicht. — Spanier und Holländer in Formosa. — Die Chinesen und Coxinga. — Graf Benjowsky. — Anblick der Küste. — Landung. — Bewaffnete Chinesen. — Ein Dorf. — Beunruhigungen der Bewohner durch die Eingeborenen. — Hartman's Abenteuer mit den „bösen Männern mit großen Ringen in den Ohren." — Rothhäute in Formosa. — Vereitelte Versuche zu landen. — Entsetzen der Chinesen. — Anblick gut gebauter Häuser und fruchtbarer Felder. — Topographische Uebersicht über Formosa. — Ankunft in Napa.

Die Escadre war nun wieder beisammen in Hong-kong, nämlich die Vincennes, die Hancock und die F. Cooper, und neuer Wechsel wurde in dem Officiercorps der verschiedenen Schiffe nöthig. Lieut. Hunter war in Foo-chow-foo begraben worden, und Herr R. R. Carter, der Master der Vincennes, lag gefährlich krank darnieder. Als er später wieder genas, war er unfähig zum Dienste und ging deshalb nach der Heimath zurück. Die durch seinen Austritt verursachte Vacanz an Bord des Flaggschiffes ward durch Lieut. Russell wieder besetzt, und Lieut. Mc. Cullom, der es müde geworden, in der Kennedy, die vor Canton ankerte, Schildwacht zu stehen, ward zur Hancock versetzt. Er war, sagt uns Lieut.

Habersham, älter als ich auf der Liste, und als solcher überhob er mich, sehr gegen seine Neigung, der vereinten Pflichten eines ersten Lieutenants, Hochbootsmanns und Constablers eines wackligen alten Dampfers, den die Leute anstaunten und sich wunderten, daß er noch nicht zu Grunde gegangen war.

Während der letzten Reise war uns so übel mitgespielt worden, daß jetzt ziemliche Zeit erforderlich war, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, und während dieses geschah, machte Lieut. Brooke, der Astronom der Expedition, eine dritte Reihe astronomischer Beobachtungen. Das waren nämlich Culminationen des Mondes, und das Medium aller drei Beobachtungsreihen war außerordentlich zufriedenstellend. Zuletzt kam der Frühling und fand uns bereit in See zu gehen, und um so viel als möglich Arbeit zu verrichten, ward jedem Schiffe ein verschiedener Weg vorgeschrieben.

Die Vincennes sollte über die Bonin-Inseln nach Lew-Chew segeln, die F. Cooper einige Inseln nördlich und östlich von Formosa vermessen, und die Hancock im Formosa-Kanal nach der Porpoise suchen, die südwestliche und östliche Küste der Insel vermessen und sich mit den beiden anderen Schiffen an ihrem Bestimmungsort vereinigen. Von da sollten sie auf verschiedenen Wegen nach Hakotade auf der Insel Yesso segeln, und zwar die F. Cooper durch das Japanische Meer, die Vincennes und Hancock dagegen durch die lange Inselkette zwischen Lew-Chew und Japan fahren, in Simoda auf der Insel Nipon einsprechen und endlich in Hakotade wieder mit der F. Cooper zusammentreffen. Von da sollte die Vincennes längs der Ostküste von Kamtschatka und Asien durch die Behringsstraße in das arktische Meer gehen, die F. Cooper die Kurilen, Fox- und aleutischen Inseln vermessen, und die Hancock in dem ganzen Umkreis der See von Ochotsk, dem großen Sammelplatz der amerikanischen Walfischfänger, dasselbe thun. Um die

Mitte des Octobers sollte sich die Escadre wiederum in San Francisco, Californien, vereinigen.

Es war gerade wieder die stürmische Jahreszeit, als wir von Hong-kong in See gingen, und wir hatten eine harte Arbeit, uns gegen die heftigen nördlichen Stürme Bahn zu brechen. Wie bereits bemerkt, waren wir auf dem Wege nach den Pescadore-Inseln und von da um die Südspitze von Formosa. Wir suchten nach der verlorenen Brigg, oder nach einer Planke, einem Mast, einem Fasse, welches uns über ihr Schicksal Aufklärung geben möchte. Wir hatten nur wenige Data, um uns bei unseren Nachforschungen zu leiten; ein schwarzer Punkt, den Capitain Rodgers auf der Karte angezeichnet, war unser einziger Führer. „Hier war es, wo wir sie verließen," sagte er, „geht und sucht Eure Gefährten, und möge der Himmel Euren Forschungen Erfolg verleihen!" — Wir kamen am 26. März im Hafen von Makung an und verweilten da zwei Tage. Es ist dies die größte Ansiedelung in den Pescadores und von den Chinesen bewohnt. Mit Hülfe unserer chinesischen Diener befragten wir dieselben, konnten aber nichts über die Porpoise erfahren und gingen weiter nach der Küste von Formosa. Im Angesicht dieser Insel wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen, gegen den wir mit Dampf uns zu stemmen versuchten, allein da wir diese Anstrengungen fruchtlos fanden, wendeten wir das Steuer und liefen längs dem Lande nach einem Dorf diesseit des südlichen Caps. Als wir uns dem Lande näherten, schien uns der Wind stets entgegenzukommen, und wir waren zuletzt froh unseren Bestimmungsort zu erreichen, ohne in die offene See hinausgetrieben zu sein.

Ueber die Insel Formosa sind in verschiedenen Werken fragmentarische Berichte enthalten. Die Encyclopaedia Britannica sagt darüber:

„Die Holländer errichteten zu einer sehr frühen Periode eine Niederlassung auf dieser Insel.

„Im Jahre 1625 sendete der Vicekönig der philippinischen Inseln eine Expedition gegen Formosa, in der Absicht die Holländer zu vertreiben, was ihm nicht gelang. — Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bot die Insel einen Zufluchtsort für zwanzig- oder dreißigtausend Chinesen, welche vor der Wuth der erobernden Tataren wichen. 1653 ward eine Verschwörung der Chinesen gegen die Holländer entdeckt und unterdrückt, und bald nachher bat Coxinga, der Gouverneur der chinesischen Seeprovinz Tehichiang, um Erlaubniß, sich nach der Insel zurückzuziehen, und als ihm von dem holländischen Gouverneur die Erlaubniß hierzu verweigert ward, rüstete er eine aus sechshundert Schiffen bestehende Expedition aus und machte sich zum Meister der Stadt Formosa und des umliegenden Landes, worauf den Holländern gestattet ward, sich einzuschiffen und die Insel zu verlassen. Coxinga begann später einen Krieg gegen die Chinesen und Holländer, in welchem er geschlagen und getödtet ward; allein die Sieger konnten nicht wieder in den Besitz der Insel gelangen, die von den Anhängern Coxinga's muthig vertheidigt ward, und erst im Jahre 1683 ward dieselbe von dem regierenden Fürsten freiwillig dem Kaiser von China übergeben. Im Jahre 1805 hatten, in Folge der Schwäche der chinesischen Regierung, die Ladrone-Piraten von einem großen Theil der südwestlichen Küste Besitz genommen."

Die Encyclopaedia Americana berichtet Folgendes: „Die Insel ist ungefähr zweihundert und vierzig Meilen lang von Norden nach Süden, und sechszig von Osten nach Westen an ihrer breitesten Stelle, allein viel schmaler an jedem Ende. Der von den Chinesen besessene Theil der Insel enthält ausgedehnte fruchtbare Ebenen, die von vielen, von den östlichen Bergen herabkommenden Flüßchen bewässert werden. Die Luft ist rein und gesund, und die Erde bringt einen Ueberfluß von Roggen, Reis und den meisten übrigen Getreidearten hervor. Die meisten Früchte Indiens werden hier gefunden, wie z. B. Orangen, Bananen, Ananas,

Guara's, Kokosnüsse und ebenso verschiedene europäische, wie Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Trauben, Kastanien, Granatäpfel, Wassermelonen 2c. 2c.; Tabak, Zucker, Pfeffer, Kampher und Zimmt kommen gleichfalls häufig vor. Die Hauptstadt von Formosa ist Tayowan, mit welchem Namen die Chinesen die ganze Insel zu bezeichnen pflegen."

Außer den vorstehenden Auszügen haben wir noch einen ganz wunderbaren Bericht über diese Insel aus der Feder des Grafen Moritz August v. Benjowsky, eines polnischen Flüchtlings aus der sibirischen Verbannung, der die Ostküste im Jahre 1790 in einem kleinen Fahrzeug mit etwa hundert Mann Besatzung besuchte. Dieser Bericht ist außerordentlich interessant, allein unglücklicherweise macht sich der Erzähler einer großen und sehr merklichen Unwahrheit schuldig, welche nothwendigerweise Mißtrauen gegen alle seine übrigen Mittheilungen erwecken muß. Er sagt, daß er in verschiedenen schönen Häfen an der Ostküste geankert habe, während die Hancock vergeblich nach einem einzigen derartigen Zufluchtsort an der ganzen Ostküste entlang suchte. An der Nord- und Westküste sind deren allerdings viele.

Nachdem er in einem dieser „schönen Häfen" geankert, giebt uns der Graf eine Schilderung der Leute, die ihn empfingen. Es waren Indianer, Wilde, die so blutdürstig waren, „daß sie bald darauf versuchten, eine Abtheilung von uns, die ihr Dorf besucht hatte, zu morden." Er tödtete nun sehr viele von ihnen, lichtete den Anker und segelte nach einem anderen Hafen, wo er auf's freundlichste empfangen ward, „weil er so viele ihrer Feinde getödtet habe." Hier traf er mit einem Fürsten zusammen, der ihn überredete, in ein Bündniß mit ihm zu treten, und so fochten sie einige Zeit zusammen. Zuletzt reißt er sich wieder von der Insel los, zum großen Leidwesen des Fürsten, seines Verbündeten, der ihn mit Geschenken und kostbaren Schätzen überhäuft. Es ist schwer, wenn man die Abenteuer des Grafen liest, das Wahre in

der Masse der Uebertreibungen und Aufschneidereien zu erkennen. Man wird in der That versucht, ihn für einen nahen Vetter des Herrn von Münchhausen zu halten.

Doch kehren wir zur „Old John" zurück, die unter dem Schutz der Westküste vor Anker liegt.

„Wir sahen an diesem Abend nichts, als einen ausgedehnten Strich weißen Sandufers, von grünem Hügelland umgeben, und glaubten im Schatten der hohen Gebirgskette ein Dörfchen zu entdecken. Wir erlangten hierüber erst Gewißheit, als wir nach eingetretener Dunkelheit die vielen Lichter desselben sehen konnten. Den nächsten Morgen hatten wir eine ausgedehnte Aussicht vor uns: grüne Hänge und wallende Kornfelder, hie und da von weiten Strecken Tafelland unterbrochen, über die wir das Vieh wandeln und nach dem zartesten Grase suchen sehen konnten.

Eine solche Landschaft ist schon an und für sich einer der angenehmsten Gegenstände für den Beschauer; diese sanft anschwellenden Flächen, reiche Felder, gesundes Vieh, hie und da ein Dorf, und die Berghänge von dem sonnenbeleuchteten Schaume rauschender Wasserfälle glitzernd. Allein kommt man nun eben erst von einer stürmischen See und sieht auf einmal ein solches, selten von civilisirten Augen gesehenes Land vor sich, dann ist der Anblick wahrlich wohl geeignet, das Blut wärmer durch die Adern zu treiben und das Herz hüpfen zu machen. Man möchte wie toll durch die wallenden Felder laufen und seinen durchgesalzenen Körper in den Bergstrom stürzen, oder sich wie ein ausgelassenes Kind auf dem grünen Grase herumwälzen, um sich recht deutlich der himmlischen Reize des lieben, lieben Landes bewußt zu werden.

Jedenfalls mußte es aber diesmal noch bei dem Gedanken bleiben, denn der Gegenstand so leidenschaftlichen Entzückens, so brennender Sehnsucht war einstweilen unerreichbar; der Sturm raset noch über und um uns, und peitschte ohne Unterlaß die

empörten Wellen des Meeres gegen die Planken der guten „Old John". Deshalb sahen wir zum Zeitvertreib nach, ob unsere Flinten, die am Abend vorher zum Gebrauch fertig gewesen waren, in gutem Stande seien, fügten unserem ohnedies schon bedeutenden Vorrathe an Schießbedarf noch Einiges hinzu, schärften unsere ohnehin schon Rasirmessern gleichenden Bowie-Messer noch mehr und ergötzten uns mit verschiedenen anderen eben so nutzlosen wie geistreichen Beschäftigungen eines unruhigen Gemüthes.

Während der Nacht mäßigte sich der Sturm, und am nächsten Morgen wagten sich verschiedene Personen in unser bestes Boot und ruderten kühn auf das Ufer zu. Es war eine harte und nasse Arbeit, allein gute drei Viertelstunden genügten, um eine stürmische halbe Meile, die uns vom Lande trennte, zurückzulegen, und als der Kiel mit willkommenem Knirschen auf dem Sande dahinstreifte, fühlten wir uns wieder einmal am Lande.

Wir landeten furchtlos auf dieser fremden und mit einem dichten Haufen von Eingeborenen besetzten Küste, denn wir hatten dieselben schon vorher als Chinesen erkannt, und obschon sie alle entweder mit Luntenflinten oder Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, so kannten wir diese Volksstämme doch bereits zu wohl, um viel von ihnen zu befürchten. Die Menge, welche uns auf die geräuschvollste Weise empfing, bestand aus Männern, Weibern und Kindern, die ersteren fast von jedem Alter, und sämmtlich bewaffnet. Aus Vorsicht hatten wir einen unserer chinesischen Diener mit uns genommen, allein da ihre Sprache weder der Mandarinen-, noch der Canton- oder Shanghae-Dialekt war, so hatte dieser im Anfange große Mühe sich verständlich zu machen. Nach einer Weile jedoch mit Hülfe einiger beiden Theilen bekannten Worte, und mit einem bedeutenden Zusatz von Pantomime von unserer Seite, gelang es uns, einen gegenseitigen Ideenaustausch mit ziemlicher Leichtigkeit zu Stande zu bringen.

Nach Allem, was wir verstehen konnten, schienen sie in einem Zustande beständigen Krieges mit ihren wilden Nachbarn von der Ostküste zu leben. Da die Insel hier sehr schmal ist, so finden die letzteren keine Schwierigkeiten, den Bergrücken, der wie ein ungeheures Rückgrat die beiden Küstengebiete von einander scheidet, zu überschreiten, Vieh zu rauben, Gefangene zu machen, einzeln stehende Wohnungen niederzubrennen und sich dann in ihre Bergfesten zurückzuziehen, wohin ihnen ihre unkriegerischen Opfer selten folgen. Die letzteren fanden wir deshalb so mit Schwertern, Bogen und Pfeilen, oder Luntenflinten bewaffnet, und sie hielten sich stets innerhalb ihrer Felder und Weidengründe. Wenn wir irgend den Wunsch aussprachen, die buschigen Seiten der benachbarten Hügel zu ersteigen, wurden sie sehr ängstlich, suchten uns durch Zeichen verständlich zu machen, daß unsere Kehlen sicherlich abgeschnitten, und wir „von den bösen Männern, die sehr stark und blutdürstig wären, und große Ringe in den Ohren trügen, zum Abendbrod verspeist" werden würden. Wir wußten im Anfang nicht, was daraus zu machen sei, allein Hartman, der auf der Jagd nach Schnepfen allein etwas weiter gegangen war, traf kurz vor Dunkelwerden wieder bei uns ein und öffnete uns die Augen.

Als er nämlich gedankenlos über die Niederungen gewandert war und eine benachbarte Höhe erstiegen hatte, setzte er sich auf ein Felsstück, um die vor ihm liegende Aussicht zu bewundern, als er plötzlich hinter sich ein Geräusch hörte, als ob ein Thier sich vorsichtig durch das Gebüsch Bahn breche. Sich schnell umdrehend, sah er eine Gesellschaft von drei Personen, die er ohne Schwierigkeit als jene „bösen Männer, die große Ringe in den Ohren trügen," erkannte.

Nun befand sich unser unschuldiger Jäger in einer argen Klemme; entweder mußte er still und demüthig seinen Rückzug antreten, oder der unerwarteten Gefahr kühn entgegentreten. Glücklicherweise besaß er Muth und war überdies mit einer Doppelflinte,

einer Drehpistole und einem Bowie-Messer bewaffnet; deshalb wählte er das Letztere, erhob sich mit der unbefangensten Miene und ging auf den Nächsten zu, einen großen, wohlgebauten Mann, der ihn neugierig anblickte. Hartman erzählt, er habe in diesem Augenblick nicht ohne Erfolg Stückchen von populären Melodien gepfiffen, als er sich so zu sagen in des Löwen Höhle begab, allein zu gleicher Zeit habe er eine große Sehnsucht gefühlt, jetzt sicher auf dem entfernten Verdeck der vielgeschmähten „Old John" zu stehen. Er hatte den fürstlich blickenden Wilden bald erreicht, und als sich die Anderen näherten, sorgfältig, obschon verstohlen, ihre persönliche Erscheinung beobachtet, darauf einen mexikanischen Dollar gegen den Bogen und die Pfeile des Einen, wahrscheinlich sehr gegen den Willen des überraschten Besitzers ausgetauscht, und dann gemächlich seinen Rückweg angetreten, bis ein dazwischenliegendes Gebüsch ihm gestattete, dem heftigen Verlangen seiner Beine nach der Erfüllung ihrer Schuldigkeit nachzugeben. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die erwähnte Vocal-Musik und die zur Schau getragene Gelassenheit jetzt plötzlich ein Ende hatte, und daß er eine Meile und weiter lief, ehe er die geringste Neugierde spürte, zu wissen, ob man ihm folgte.

Er beschrieb die Leute als von hohem Wuchs, schöner Körperbildung, Kupferfarbe, starken Backenknochen und Kinnladen, mit schlichtem schwarzen Hauptbaar, das bis auf die Schultern reichte, und, mit Ausnahme eines Stückes Baumwollenzeug über die Schultern, gänzlich unbekleidet. Er meinte, daß sie unseren amerikanischen Indianern sehr ähnlich sähen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die armseligen Chinesen in solcher Angst vor ihnen sind; in der That ist es viel befremdlicher, daß sie noch den Muth haben, auf der Insel zu bleiben. Ich glaube, daß unser unschuldiger Schnepfenjäger das erste Mitglied der civilisirten Gesellschaft war, welches eine Zusammenkunft mit diesen angeblichen Kannibalen hatte, seit Graf Benjowsky an ihren rauhen Küsten

im Jahre 1790 kreuzte, denn seit jener Zeit sind sie mehr als selbst die Japanesen von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten gewesen. Der auf so merkwürdige Weise erlangte Bogen und die Pfeile befinden sich in den Sammlungen der Expedition.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen uns, als wir an Bord zurückkehrten, und ehe sie wieder über den hohen Bergen aufgegangen, hatten wir bereits die südliche Spitze umschifft, und suchten nach einem passenden Landungsplatz bei den Wilden, in ihrem eigenen Gebiete. Wir fanden indessen zu unserem großen Leidwesen keinen, denn die ganze Küste bestand aus einer ununterbrochenen Linie von Klippen mit gefährlichen Brandungen, welche jedem Boote Vernichtung drohten. Wo waren die „schönen Häfen" des Grafen Benjowsky? Die tosende Brandung allein antwortete darauf. Mehr als einmal jedoch suchten wir, von großer Neugier getrieben, zu landen, um mehr von diesem unbekannten Volke zu erfahren. Bei einer dieser Gelegenheiten machten wir den Versuch mit zweien unserer besten Boote; allein nachdem wir beinahe das eine derselben verloren hätten, kehrten wir sehr weislich an Bord zurück. Wir hatten jedoch mehrmals einen näheren Anblick der Wilden, hörten ihre Stimmen und antworteten ihren Zeichen; allein alles dies vermehrte nur noch unsern Wunsch, Näheres von ihnen zu wissen, denn jetzt sahen wir, daß sie wirkliche „Rothhäute" waren, und was hatten „Rothhäute" auf der Insel Formosa zu suchen?

Als wir nach dem erwähnten fruchtlosen Versuche auf das Schiff zurückkehrten, konnten wir nicht umhin zu denken, wie gut es gewesen, daß das innere Boot verhindert worden war, in der Brandung zu landen, denn selbst wenn es gelungen wäre, das Ufer zu erreichen, so wären die Waffen jedenfalls durch das Seewasser untauglich geworden, und hätten sich dann die Wilden unfreundlich erwiesen, so hätte das äußere Boot wahrscheinlich die

Klugheit über Bord geworfen und wäre hineingerudert, das Schicksal der Kameraden zu theilen, und möglicherweise wären uns Allen die „Kehlen abgeschnitten", und unsere sterblichen Leiber von den „bösen Männern mit den großen Ringen in den Ohren" zum Vesperbrod verspeist worden.

Nach Allem, was ich aus der Ferne wahrnehmen konnte, fand ich die Beschreibung Hartman's durch meine eigenen Augen und die der Anderen bestätigt. Wir sahen eine erregte Masse gut aussehender kupferfarbiger Männer und Frauen, mit den allernothdürftigsten Kleidern versehen, indem die ersteren nur ein Stück Zeug um den Kopf gewunden hatten, letztere aber nur ein dünnes, loses Gewand trugen, das am Halse zusammengehalten war und bis an's Knie reichte. Einige der Männer waren mit Bogen und Pfeilen, andere mit sehr kampftüchtig aussehenden Luntenflinten bewaffnet. Die Frauen hielten verschiedenartige Gegenstände, wahrscheinlich zum Tauschhandel, in den Händen, und als wir fortruderten, drückten sie ihr Bedauern darüber, so wie ihren Wunsch zu handeln, durch lautes Geschrei und die heftigsten Geberden aus. Unser chinesischer Diener fiel vor Furcht beinahe in Ohnmacht, als sich das innere Boot bei dem Versuche der Landung den Uferklippen näherte. Er zitterte heftig und schrie einmal über das andere: „Sie fressen Menschen, sie fressen Menschen!" Jedenfalls hatten seine Landsleute auf der anderen Seite ihm diese Idee eingeredet, und daher kam seine Furcht, wenn er daran dachte, vielleicht in wenigen Minuten zu ihren Füßen hülflos in die Brandung zu rollen.

An demselben Tage, wo wir diesen unsern letzten Versuch zu landen machten, dampften wir so nahe als möglich an der Küste hin und untersuchten auf das genaueste Alles mit dem Fernglase, so weit wir sehen konnten. Auf diese Weise entdeckten wir kleine, doch anscheinend bequeme steinerne Wohnhäuser, gutgepflegte angebaute Stellen, die wie Gärten und grüne Felder aussahen, „alle

von den chinesischen Gefangenen, die noch nicht gefressen worden waren, angebaut", wie uns auf der anderen Seite gesagt worden war; oder vielmehr sagten uns die Chinesen, daß ihre Freunde, wenn sie in die Gefangenschaft geriethen, zur Arbeit gezwungen würden, bis man ihrer zu gastronomischen Zwecken bedürfe.

Wir waren von jenen Spuren von Comfort nicht wenig überrascht, und wunderten uns, wie die Wilden solche hübsche Häuser bauen konnten, bis wir zuletzt auf den Gedanken kamen, daß die Gefangenen ebenso gut als Maurer, wie als Gärtner benutzt würden. So endete unser zweiter und letzter Besuch auf der Insel Formosa, und unsere Notizen über dieselbe lassen sich kurz in folgende Worte zusammenfassen:

Wir fanden sie zweihundert und fünf Meilen lang, ungefähr sechszig im Durchschnitt breit. Sie erstreckt sich von N. b. O. nach S. b. W., hat eine Bergkette längs der ganzen Küste und ist von zwei Racen bewohnt, Chinesen und Rothhäuten. Jene nehmen die nördliche und westliche Seite der Insel, diese den Süden und Osten ein, und beide leben in unausgesetzter Feindschaft. Das Gebiet der chinesischen Bewohner ist niedrig und fruchtbar, das der Rothhäute unfruchtbar und gebirgig. Mehrere Häfen befinden sich an der Nord- und Westseite; an der östlichen jedoch sind keine vorhanden. Alles Uebrige sind bloße Conjecturen.

Wir setzten unsere Vermessungen fort und kamen am 9. April in dem Hafen von Napa, auf der großen Lew-Chew-Insel an, wo bis dahin weder die Vincennes noch die F. Cooper eingetroffen waren.

IX.

Die Vincennes und Hancock in Lew-Chew, der Amakirrima-Gruppe, Ou-Sima und Simoda.

Napa. — Nagador, Botschafter des Gouverneurs. — Missionaire. — Die Amakirrima-Gruppe. — Die Inseln Montgomery, Oukiu, Katonai-Sima und Ou-Sima. — Vorzügliche Häfen. — Reiche zoologische Ausbeute für den Naturforscher. — Die „Fo-kow-Bai". — Hydrographische Entdeckungen. — Besuch des Commodore bei den Behörden. — Die Cleopatra-Inseln. — Erloschener Vulkan. — Die Inseln Toukara, Sabine, Akoncheki, Victorieuse, Archimedes und Tanega-Sima. — Der Vulkan Fusi-yama. — Die „Felseninsel". — Simoda. — Amerikaner in Japan. — Die Nomaden. — Die Diana. — Ein Theil der schiffbrüchigen Russen verläßt Japan in einem amerikanischen Schooner. — Wirkung des Punsches auf japanische Förmlichkeit. — Russen und Japanesen.

Mit einiger Schwierigkeit suchten wir unseren Weg durch die Korallenbänke, die den Hafen von Napa umgeben, denn die Lootsen, die nach dem Uebereinkommen mit Commodore Perry die Regierung der Insel in Bereitschaft zu halten versprochen hatte, kamen erst an Bord, als wir unsern Ankergrund beinahe erreicht hatten, wo sie uns dann Beide durch Zeichen baten, ihre Nachlässigkeit ja den Behörden nicht anzuzeigen. Lange Zeit konnten wir nicht errathen, was sie so ängstlich und besorgt machte, bis uns ein hier wohnender Missionair darüber Aufschluß gab.

Am 9. April, Nachmittag 4 Uhr, ankerten wir im Hafen, in neun Faden, auf weichem Schlammboden. Hr. Mc. Cullom, der erste Lieutenant, ward sogleich an's Ufer zum Gouverneur geschickt, um ihn zu begrüßen, und ihn um eine Quantität Holz zu ersuchen, indem wir bei der Vermessung der benachbarten Inselgruppe unsere Kohlen zu sparen wünschten, denn unser Vorrath fing an abzunehmen, und das in Foo-chow erhaltene Holz hatte sich als ein ganz vorzügliches Brennmaterial erwiesen. Hr. Mc. Cullom hatte kaum das Ufer erreicht, als ein Botschafter des Gouverneurs anlangte, der die Karte dieses Beamten präsentirte und sich in seinem Namen nach dem Befinden des Capitains erkundigte. Der Name dieses Botschafters war Nagador, und wir fanden in ihm einen sehr gebildeten Mann, von würdevollen, verständigen Sitten. Er sprach mit leiser Stimme, die meistens fast nicht mehr als ein Flüstern war, und zeigte in seinem Betragen eine seltene Mischung von Anstand und Listigkeit. Unser Verdeck war bald von seinen Begleitern, etwa vierzig oder fünfzig an der Zahl, gefüllt und keiner derselben sprach ein Wort lauter, als im wispernden Tone; wäre dieselbe Anzahl von Chinesen an Bord gewesen, man hätte sein eigenes Wort nicht hören können.

Nagador sprach geläufig genug englisch, um sich verständlich zu machen, und mehrere Andere sprachen gleichfalls einige Worte, die sie von den Missionairen gelernt hatten. Von diesen Letzteren befanden sich hier zwei, einer ein Priester der englisch-bischöflichen Kirche, ein Engländer, der Andere ein römisch-katholischer Priester, ein französischer Jesuit. Merkwürdiger Weise war dieser Letztere später gekommen.*) Beide sagten, daß sie von den Eingebornen

*) Dies war jedoch der Nachfolger des Père Adret, der zwei Jahre vor Dr. Bettelheimer schon auf der Insel angekommen war, und später wahrscheinlich bei einem Versuche, nach Japan zu gelangen und dort zu predigen, sein Leben verlor. W. H.

sehr gütig behandelt würden, allein wenige Bekehrungen machten. Sie hofften mit der Zeit auf besseren Erfolg. Diejenigen Eingebornen, die etwas englisch verstehen, sprechen es besser aus, als irgend andere Fremde.

Wir suchten einige frische Provisionen zu erlangen, allein dieser Versuch schlug fehl, und wir mußten ohne Gemüse und Hühner abziehen. Die Leute beklagten sich über Armuth, Dürre, dichte Bevölkerung &c. und machten uns endlich ein Geschenk von zwei Ziegen.

Sobald wir unsere Kohlenbehälter und Verdecke mit Holz gefüllt hatten, dampften wir nach der Amakirrima-Gruppe, die etwa zwanzig Meilen westlich von Napa liegt, und brachten zwei Wochen damit zu, sie zu vermessen. Dieselbe liegt unter 26° 12′ n. Br. und 127° 14′ ö. L. und ist mit Lew-Chew-Insulanern der niederen Klasse dünn bevölkert; einige Ziegen und etwas Wild halten sich in den bewaldeten Höhen auf. Die einfachen Dörfer der Eingebornen sind in verschiedenen kleinen Einschnitten, Buchten oder versteckten Thälern gelegen, als ob sie beflissen wären sich den Blicken der Fremden so viel als möglich zu entziehen. Gleich den meisten Inseln dieser Meere ist auch diese Gruppe vulkanischen Ursprunges, und ihre steilen, dichtbewaldeten Abhänge versprechen dem Ackerbau nur geringen Erfolg; in einigen der Thäler hingegen wächst schöner Reis und auf mehreren Hügeln sind süße Kartoffeln gepflanzt. Die größte der Inseln hat nicht mehr als drei Meilen Länge und ist etwa eine Meile breit; und im Ganzen, die kleinsten Inselchen mitgerechnet, zählen sie nicht mehr als ein Dutzend, wovon einige eine Höhe von mehreren Hundert Fuß erreichen.

Eines Tages kamen wir zu einer Insel, wo Mehrere von uns eine gute Jagd auf Antilopen machten, während das Schiff in dem gegenüberliegenden Dorfe Holz einnahm. Es wurden etwa ein Dutzend davon geschossen; wir hörten jedoch später, daß das

Wild Eigenthum des Regenten von Lew-Chew sei, der dasselbe früher von China eingeführt habe. Als wir nachher in Napa dafür zu bezahlen wünschten, wollte man keine Entschädigung annehmen; wir hatten jedoch guten Grund zu glauben, daß der Preis mit in der Holzrechnung eingeschlossen war.

Als wir unsere Arbeit vollendet hatten, kehrten wir nach Napa zurück, wo wir die Vincennes und F. Cooper vorfanden, und bald begannen wir einen neuen Vorrath von Holz einzunehmen, um unsere Reise fortzusetzen. Während die F. Cooper die Westküste von Japan vermaß, sollte die Vincennes und Hancock in Simoda einsprechen und auf dem Wege dahin die Westküste von Ou-Sima besuchen, an dessen Ostküste das erstere Schiff schon im vergangenen Jahre gewesen war.

Am 27. April segelten wir aus dem Hafen von Napa, fuhren an der Westküste der Insel entlang und dann zwischen derselben und der Insel Montgomery durch.

Am 28. befanden wir uns am Nordende von Groß-Lew-Chew und richteten unseren Lauf von da nach Oukiu, das wir an der Westseite passirten; und indem wir unter der Leeseite der Insel das Schiff an den Wind brachten, segelten wir so nahe der nördlichen Küste entlang, daß wir Häuser, Leute und Vieh am Ufer erkennen konnten. Diese Insel scheint keinen guten Hafen zu besitzen und ist auch nicht bewaldet. Bei Sonnenuntergang war Kakirouma in Sicht.

Am 29. (Sonntag) passirten wir westlich von Kakirouma und erblickten sehr bald gegen Norden hin die Gebirge von Ou-Sima. Gegen Mittag passirten wir die Gruppe kleiner Inseln, die das südliche Ende bilden, umfuhren das Westende von Katonai-Sima und liefen in die Straßen ein, die diese Insel von Ou-Sima trennen, ungefähr 9 Meilen lang und $1/4$ — 3 Meilen breit sind, und eigentlich in der That aus einer fortlaufenden Kette von

Häfen und Rheden bestehen, die im Durchschnitt 30 Faden Wassertiefe haben. Die Ufer sind von steilem, kühnem Charakter und bieten einen schönen, malerischen Anblick. Mit einem Gefühl von Erstaunen und Bewunderung segelten wir entlang, passirten ein Cap nach dem andern und lugten in eine Reihe der herrlichsten Häfen, einer schöner als der andere, während unser Vergnügen wesentlich durch das Bewußtsein erhöht ward, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Fremdlinge waren, die je diese Gewässer beschifften. Das Wetter war schön und mild, die Briese leicht, unsere Empfänglichkeit für Naturgenuß war vollauf in Anspruch genommen, und für Viele von uns war dies wahrscheinlich der angenehmste Theil unserer ganzen Reise.

Wir ankerten in einer kleinen Bai am südlichen Ufer der Straßen, einem kleinen Dorfe gegenüber, dessen Bewohner bald darauf in großen Booten herbeikamen, uns einen Besuch abzustatten. Im Anfang waren sie sehr vorsichtig und hielten häufig im Rudern inne; später schienen sie jedoch mehr Vertrauen zu gewinnen und kamen an Bord. Sie gehörten alle zu der niedrigsten Klasse und rochen abscheulich nach Knoblauch, so daß wir froh waren ihrer endlich wieder los zu werden. Bald nachdem wir geankert, hörte die Briese auf, und die Hitze wurde an Bord fast unerträglich, beinahe 100° Fahrenheit.

Am 30. begannen die Vermessungsarbeiten. Die Fennimore Cooper, die durch den östlichen Eingang gesegelt, traf ein und segelte noch denselben Abend, um die Vermessung der Straßen fortzusetzen. Ich brachte den Morgen damit zu, in der Nähe unseres Ankergrundes nach Muscheln zu fischen, fand jedoch nureinige Muscheln und Ophiolepis in sandigem Schmutz bei 30 Faden. Am felsigen Ufer fand ich diesen Tag ebenfalls nur eine magere Ausbeute, da die Ebbe nicht sehr niedrig war; einige achtfingerige Asteracanthion wurden jedoch aufbewahrt. Auf Korallenbänken, in 1—3

Faden, entlang der Küste fischend, fand ich einige sehr bunte hübsche Fische. Die Temperatur war an diesem Tage 75°.

Der Fluthmesser ward am Ufer aufgestellt und eine Tag- und Nachtwache dabei gelassen. Wir hatten keinen weiteren Verkehr mit den Dorfbewohnern, außer gelegentlich am Ufer; desgleichen sahen wir in den Dörfern keine Frauen, vielleicht hatten diese seit unserer Ankunft die Flucht ergriffen. Wir ergingen uns nach Belieben in jeder Richtung und Entfernung.

Den 1. Mai brachte ich größtentheils damit zu, am Lande und hauptsächlich in den Reisfeldern und auf den Abhängen der Hügel nach schönen naturwissenschaftlichen Exemplaren zu suchen. Ich erbeutete viele Frösche (Rana und Hyla), einige Süßwasser-Muscheln (Paludina, Melania und Planaria). Zwischen vertrocknetem Laube fand ich mehrere Gattungen von Landplanaria, sonst aber waren Landmuscheln, mit Ausnahme der gemeineren Arten, spärlich. An den Abhängen fand ich ein merkwürdiges terrestrisches Annelid. In feuchten Löchern zwischen den Hügeln war ein gefleckter Salamander sehr häufig, und zwischen den Felsen und den Häusern der Einwohner kamen gelegentlich einige Eidechsarten vor.

Auf den Hügeln wuchs eine Art von Himbeeren in großen Massen, die, wenn auch nicht von sehr würzigem Geschmack, doch von ungewöhnlicher Größe waren und eine angenehme Abwechselung mit unseren gesalzenen Schiffsprovisionen bildeten, so daß wir sie uns vortrefflich schmecken ließen. Merkwürdiger Weise schienen die Eingebornen ihren Gebrauch als Nahrungsmittel nicht zu kennen. An demselben Tage kamen zwei große japanische Dschunken an und ankerten in kurzer Entfernung von uns; jede mit zwei Ankern vorn, und mit Tauen vom Stern am Ufer festgemacht. Temp. 73°.

Am 2. wünschte ich etwas mehr von den Straßen zu sehen, ruderte an der Küste hin um verschiedene Vorsprünge und hielt endlich am Eingange einer tiefen Bucht an, um zu fischen. Ich erlangte verschiedene kleine Muscheln, einige Lambrus, einen kleinen Federstern ꝛc. Die Bai weiter verfolgend, fand ich einen bedeutenden Theil derselben seicht (2—3 Faden), mit einem ebenen sandigen Boden, der mit einer besonderen, Netzen gleichenden Art von Algen bedeckt war. Indem ich eine Quantität dieser Seepflanze heraufzog, fing ich einen kleinen Fisch (Chironectes), Krabben (Thalamita und Porcellanina) und verschiedene Arten von Krebsen. Auf sandigem Grunde, in 6 Faden, am untern Ende der Bai, gelang es mir, mich einer kleinen Lingula zu versichern, der ersten, die ich je lebendig gesehen. Es war zur Zeit Hochfluth, und mit Ungeduld erwartete ich das Eintreten der Ebbe, die denn auch endlich den schönsten und für zoologische Zwecke ergiebigsten Grund bloslegte, den ich jemals gesehen. Er entsprach zunächst dem wichtigsten Erforderniß eines guten Ufers, indem er mit flachen unregelmäßigen Stücken Felstrümmern und Massen von Korallen von verschiedener Größe bedeckt war, doch meistens nicht so groß, daß sie nicht von einem oder zwei Mann umgedreht werden konnten. Dann war der Ort so vollkommen geschützt, daß keine stürmischen Wellen jemals denselben erreichen und die weiche Oberfläche der Felsenfragmente glätten konnten, deren kleine Vertiefungen so vielen winzigen Thieren zum Aufenthaltsort dienten; und die zartesten Organismen der zierlichsten Marineformationen konnten sich hier in ungestörter Ruhe und Sicherheit entwickeln. Endlich aber ergoß sich nirgends ein Fluß in der Umgegend, und keine schmutzigen Fluthströme trübten das Wasser, das hier so durchsichtig als mitten im Ocean war, und in welchen keine Unreinigkeiten die zarten Organe der Nudibranchia oder die beweglichen Gliedmaßen der empfindlichsten Polypen zerstören konnten. In der That, alle Bedingungen, unter welchen

Seethiere sich günstig entwickeln können, und die gewöhnlich nur in den ruhigen Tiefen offener Küsten erfüllt werden, waren hier in dem schönsten Verein in den Bereich des Naturforschers gekommen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß durch fleißiges Umwenden der Steine, und durch Waten nach Stellen, die selten trocken werden, bald der schönste Eimer voll erbeutet war, den ich je das Glück hatte in einem einzigen Tage zu sammeln. Es befanden sich darunter viele schöne Muscheln, Cypraea, Conea, Lima 2c. 2c. und nackte Mollusken, wie Aplysia, Pleurobranchus, Doris, Coriocella, Goniodoris und Cynthia, ein Dutzend oder mehr schöne, große und herrlich gefärbte Gattungen Eurylepta, Stylochus und andere Planariae, verschiedene schöne Sternfische, Ophiuroiden von ungewöhnlicher Größe, verschiedene merkwürdige Holothurien, unter denen sich eine gallertartige durchsichtige Gattung befand, so wie eine ungeheuere Varietät von Würmern; die Crustaceen waren im Verhältniß nicht so zahlreich; drei oder vier Gattungen von Echinus hingegen waren im Ueberfluß vorhanden.

Als die Fluth nach zwei Stunden zurückkehrte, mußte ich meine Arbeiten einstellen. Obschon ich in der Zeit mehr Material gesammelt hatte, als ich möglicherweise an demselben Abend durcharbeiten konnte, so bin ich dennoch fest überzeugt, daß bei gehöriger Muße an jenem Orte eine vier- oder fünfmal so große Anzahl von Arten gesammelt werden könnte.

Bei der Rückkehr war ich überrascht, die Masten des Schiffes über den niedrigen Hügeln in der Tiefe der Bai hervorragen zu sehen und zu finden, daß die zahlreichen Vorsprünge und Buchten, um und durch welche uns unser Weg geführt hatte, nur eine kleine Halbinsel bildeten. So zahlreich und mannichfaltig sind die Windungen dieser schönen Küste.

Denselben Tag traf der Dampfer Hancock ein und ankerte in unserer Nähe. Den 3. gingen wir wieder in See, verließen die Straßen und segelten vor dem Winde, an der Westküste von

Du-Sima entlang, und bei Sonnenuntergang befanden wir uns an der Mündung einer geräumigen Bai, die wir während des Tages gesehen, und in die wir jetzt einliefen und ankerten. Wir nannten sie „Fo-kow-Bai". Die Hancock kam spät am Abend an und ankerte nicht weit von uns. Jenes Schiff hatte die verschiedenen kleinen Häfen längs der Küste sorgfältiger vermessen.

Die F. Cooper war ihm an die Westküste von Japan vorausgegangen.

Das Wetter am 4. Mai war am Morgen wolkig, am Abend stürmisch. Temp. 73°.

Boote wurden in verschiedenen Richtungen zum Vermessen entsendet, ich aber, in einem kleinen Boote, segelte in verschiedener Richtung von allen Vermessungsbooten, nach dem südöstlichen Ende der Bai, wo ich die Mündung eines kleinen Flusses zu entdecken glaubte. An der Stelle angekommen, fand ich eine Passage in einen kleinen runden Hafen, von etwa drei Viertelmeilen im Durchmesser, dessen Ufer und zahlreiche Einbiegungen ich zoologisch untersuchte und einige Fische (Tetraodon) 2c. erhielt. Bald darauf fand ich eine enge, tiefe Passage in einen anderen Hafen, der gleich einem Ellenbogen sich wendend, eine beträchtliche Strecke in die Insel hineinreichte. Eine große Dschunke ankerte hier, einige zerstreute Hütten und kleine Dörfer lagen längs dem Ufer, deren größtes sich an dem südlichen Ufer des Einganges zum ersten Hafen befand. Diese hydrographischen Entdeckungen interessirten mich in so hohem Grade, daß ich wenig Zeit zum Sammeln übrig behielt. Die Eingebornen schenkten uns nur wenig Aufmerksamkeit, und obschon zwei Boote uns den Weg zu versperren suchten, so erfuhren wir doch von der Mannschaft nicht die geringste Belästigung. Ein alter Mann in einem Boote verweilte lange in unserer Nähe und folgte eine geraume Zeit allen unseren Bewegungen. Auf dem Rückwege fischte ich mit dem Austernnetz in 20 Faden Sand und erbeutete mehrere Seltenheiten, unter denen sich eine

merkwürdige Aplysia, kleine Fungia in großer Menge, und einige Muscheln befanden.

Am Nachmittag untersuchte ich trotz eines tüchtigen Regenbades das Ufer der Bai, unserem Ankergrund gegenüber. Obschon zur Ebbezeit, fand ich dennoch wenig Beute an der von heftigen Wellen bespülten Küste. Lieut. Brooke schoß einen Kormoran, und ich theilte meine Entdeckungen dem Commodore mit.

Am 6. bei schönem Wetter begab sich der Commodore Rodgers mit dem größeren Theil der Officiere der Vincennes, Mr. Wright und mir selbst, in mehreren Booten und ihren Mannschaften an Bord der Hancock, um die von mir gestern entdeckten Hafenbecken zu untersuchen. Da Comm. Rodgers dachte, daß die Stadt an dem Südufer eine Hauptstadt der Insel sein möchte, so wünschte er den Behörden einen officiellen Besuch zu machen und mit denselben in Verbindung zu treten. Wir dampften in den inneren Hafen, fanden überall genug Wasser und ankerten auf einer Stelle jenseit des Ellenbogens, allein lange nicht so weit, als wir hätten gehen können. Der Commodore entfernte sich mit seinem Gefolge, welches aus den Officieren und Mannschaften für die Procession bestand, in sechs Booten nach der Stadt; ich aber und Mr. Wright landeten, um Sammlungen zu machen. Ich fand mehrere mir neue, merkwürdige Landmuscheln zwischen Steinen, unter todtem Holz 2c. an verhältnißmäßig offenen Stellen; allein obwohl ich dann eine ziemliche Strecke in das Gehölz eindrang, konnte ich nichts Bedeutendes mehr entdecken.

Die Dickichte enthielten eine große Menge von Himbeeren, an denen wir uns nach Gefallen erlabten. Bei niedrigem Wasserstand begab ich mich an's Ufer und fand unter Steinen an einem kieseligen Sandufer eine große Menge mir neuer Seethiere. Unter den Muscheln befand sich eine Anzahl von Malleus, die hier häufig zu sein scheinen.

Als wir wieder an Bord der Hancock angelangt waren und gespeist hatten, kehrten wir nach der Vincennes zurück, fuhren darauf am Ufer des äußeren Hafens hin und besuchten seine vielen Einbuchten. Das Schiff lief einmal auf den Grund, wurde jedoch ohne große Schwierigkeiten wieder freigemacht. Im Allgemeinen fanden wir eine genügende Wassertiefe bis nahe am Ufer. Ungefähr gegen Sonnenuntergang kamen wir zurück.

Am 6. war das Wetter des Morgens bewölkt und stürmisch; wir gingen bei Zeiten in See, und zur Bai hinauslavirend, wären wir beinahe auf einem Felsenriff sitzen geblieben. Wir entwischten jedoch glücklich und vermaßen noch an demselben Tage das Nordende von Ou-Sima und einige in der Nähe liegende Felsen.

Am 7. erreichten wir die beiden Cleopatra-Inseln. Als wir dieselben auf der östlichen Seite passirten, segelte die Hancock westlich daran vorbei, und einige der Officiere landeten auf einer der Inseln, die ein erloschener Vulkan, ein vollkommener Kegel mit tiefem Krater ist. Sie trafen eine Hütte mit frischen und getrockneten Fischen darin, allein die Einwohner hatten sich wahrscheinlich versteckt, denn sie waren nirgends sichtbar. Capitain Stevens fand in einem Korbe nahe bei der Hütte einige ziemlich große Seeschlangen am Leben, von zwei verschiedenen Gattungen, welche aufbewahrt wurden.

Am Nachmittag passirten wir die Inseln Toukara und Sabine.

Am 8. kamen wir an den Inseln Akoncheki, Victorieuse und Archimedes vorüber und erreichten gegen Abend Yakuno-Sima.

Am 9. Morgens passirten wir an der östlichen Seite von Tanega-Sima, gegen Mittag veränderten wir unseren Cours und hatten das Land bald aus dem Gesicht verloren.

Einige Albatrosse (D. fuliginosa?) wurden gesehen.

Am 12. näherten wir uns der Küste von Nipon; bald darauf sahen wir den großen Vulkan Fusi-yama über die Wolken emporragen; sein kegelförmiger Gipfel, ganz mit Schnee bedeckt, war zu Anfang schwer von den Wolken zu unterscheiden, die gleichfalls weiß waren. Die Briese war leicht und ungleich, so daß wir nur langsame Fortschritte machten; allein gegen Sonnenuntergang waren wir der Südküste von Idsu nahe gekommen.

Viele japanische Fahrzeuge waren in Sicht. Ich fischte in 20 Faden Sand und erlangte einige kleine Muscheln und eine Ophiolepis. Um Mittag ließ Commodore Rodgers das Wappen aufziehen, und während der Nacht legten wir bei.

Am 13. war stürmisches Wetter und ein dichter Nebel; als das Wetter jedoch am Vormittag sich etwas aufklärte, erlangten wir eine Ansicht der Küste von Idsu, und ungeachtet des Nebels beschloß der Commodore in unseren Hafen (Simoda) einzulaufen, da derselbe von Comm. Perry vermessen und seine Lage genau verzeichnet worden war.

An der Küste hinsegelnd, kamen wir endlich in Sicht der „Felsen-Insel", umfuhren dieselbe und steuerten nordwärts. Nichts als einige vereinzelte Felsen waren sichtbar, allein wir wußten, daß am Ende des dunklen nebligen Loches vor uns ein geräumiger, sicherer Hafen bereit war, uns aufzunehmen. Und richtig, nach wenigen Minuten befanden wir uns plötzlich am Eingange des Hafens, und kurze Zeit darauf ankerten wir in demselben. Die Hancock kam kurze Zeit nach uns an, bald darauf kam ein Boot an Bord, in welchem sich die Herren Reed und Doty (Amerikaner), die seit dem letzten April hier gelebt, befanden, und nicht lange, so erschienen auch die japanischen Beamten und der Lootse in ihrem eigenen Boote.

Indem wir nunmehr Lieut. Habersham's Tagebuch wieder aufnehmen, finden wir über die weiteren Ereignisse Folgendes:

Die Vincennes ankerte am Eingang des Hafens, und als wir sie passirten, bemerkten wir ein Whitehall-Ruderboot*) an ihrem Stern nachschleppend, und unter ihren Officieren mehrere europäisch gekleidete Fremde. Als wir endlich nahe am Ufer ankerten, wunderten wir uns, was das kleine nette Whitehall-Boot hier in Japan machte, und wer die Fremdlinge sein könnten; es dauerte jedoch nicht lange, so erhielten wir Aufklärung über diesen Punkt, denn bald darauf langten sie in der Vincennes-Gig bei uns an, zu gleicher Zeit mit einem Boote voll japanischer Beamten, so daß wir genug zu thun hatten, unsere Gäste zu unterhalten. Wir nahmen die ganze Gesellschaft in das Meßzimmer und machten nun die nähere Bekanntschaft der anscheinenden Europäer, während die letzteren mit ihrer gewöhnlichen Vorliebe für's Spioniren zu erfahren suchten, weshalb wir ihre unwirthlichen Küsten besuchten.

Es waren Amerikaner von der nomadischen Klasse, die kürzlich, um Walfischjäger mit Vorräthen zu versehen, von den Sandwich-Inseln mit einer Ladung verschiedener Gegenstände angekommen waren, die sie hier lassen und dafür japanische Producte nach San Francisco laden wollten, während sie selbst in Japan zu bleiben beabsichtigten, um ein Geschäft in Schiffsvorräthen zu begründen.

Ihre Gesellschaft zählte in Allem neun Personen, nämlich Herrn und Madame Reed und zwei Kinder, Herrn und Madame Doty und die Herren Edgerton, Bridleman und Peabody, und augenblicklich lebten alle in einem Tempel am Ufer, wo sie uns einluden sie zu besuchen, sobald wir an's Land kämen. Ueber die Art, wie sie zu dem Besitz dieses Tempels gelangten, erzählten sie Folgendes:

---

*) „Whitehall-boats" ist eine auf dem Hudson in New-York sehr beliebte Art von Ruderbooten. W. H.

Kurz vor ihrer Ankunft war die russische Fregatte Diana während des Erdbebens von Simoda schwer beschädigt worden und in Folge dessen später zu Grunde gegangen. Die Mannschaft des Schiffes war auf diese Weise unter den Japanesen zurückgelassen worden, denen eine Masse von fünfhundert bewaffneten Leuten nichts weniger als willkommen war; allein die Nothwendigkeit zwang sie die Schiffbrüchigen mit Obdach und Provisionen zu versehen, bis ein Schiff ankommen würde, sie wieder abzuholen.

Ein großer Tempel in Kaky-saki, einem kleinen Dorfe von etwa fünfhundert Häusern, ward deshalb zu ihrer Verfügung gestellt, der nach einigen Veränderungen einen ganz angenehmen Aufenthaltsort darbot, dessen geräumige Hallen sie noch bewohnten, als unsere nomadischen Freunde ankamen und zu ihrer großen Ueberraschung, statt von den erwarteten Japanesen, von einem russischen Officiere an Bord besucht wurden. Die Russen waren inzwischen ein Gegenstand unausgesetzter Besorgniß für die Japanesen, die nicht so bald die Ankunft eines Schiffes sahen, als sie den Eigenthümer desselben zu bewegen suchten, die Fremden in demselben hinwegzuführen.

Der Schooner erwies sich jedoch nicht groß genug, um Alle auf einmal zu fassen, deshalb ward beschlossen, alle Passagiere und die Ladung zu landen, um für eine größere Zahl Russen Platz zu gewinnen, und so lange der Schooner auf diese Weise benutzt würde, sollten die Amerikaner den freien Gebrauch des Tempels mit und nach den Russen haben, und außerdem ein Haus, in welchem sie mittlerweile ihre Güter unterbringen könnten. Nach der Rückkehr des Schooners und nachdem sie die verlangten Dienste geleistet, d. h. die unwillkommenen Gäste heimgebracht, sollten die Amerikaner ihre Ladung wieder einnehmen, und mit so viel japanischen Waaren, als sie zu kaufen vermöchten, sich davon machen.

Der uns besuchende russische Officier war mit mehreren Leuten im Tempel zurückgeblieben, als seine Gefährten sich nach dem ver-

steckter liegenden Hafen von Hey-da zurückzogen, um der Entdeckung durch englische und französische Kreuzer zu entgehen, und war jetzt eben so erfreut uns zu sehen, als die Amerikaner. Er sprach mit großer Wärme von der Güte, mit der seine schiffbrüchigen Landsleute von den Officieren der Powhattan behandelt worden waren, die sie mit Kleidern und Provisionen versehen hatten, und ward allmählich so von Dankbarkeit und kaltem Punsch überwältigt, daß er unsern Master, Herrn Carnes, umhalste und in gebrochenem Englisch versicherte, er habe nie so prächtige Seeleute gesehen, und wir müßten sogleich mit ihm an's Land in sein Haus kommen.

Diese Scene zärtlicher Freundschaft war für die japanischen Mitglieder unserer Gesellschaft nicht verloren gegangen, welche, da sie ungefähr noch einmal so viel als die Anderen getrunken hatten, Gelegenheit ergriffen, ihre ernsten, zurückhaltenden Mienen abzulegen und ein etwas freieres, zutraulicheres Betragen anzunehmen. Als sie sich zuerst mit vieler Würde und Feierlichkeit an den Tisch setzten, hatten wir sie durch Zeichen ersucht, uns ihre Schwerter, von deren vorzüglicher Qualität wir so viel gehört, besehen zu lassen; allein sie verweigerten stets dieselben aus der Scheide zu ziehen, indem sie ihre Ueberraschung und Befremdung über ein derartiges Verlangen durch entsetzte Blicke und geheimnißvolles Kopfschütteln auszudrücken suchten. Jetzt hingegen gaben sie uns dieselben gern zum Aufheben, indem sie andeuteten, daß, so lange sie mit denselben beschwert wären, sie nicht mit Bequemlichkeit essen und trinken könnten; dabei zeigten sie mit dem Finger auf unsere Kojen, wo wir sie verwahren möchten. Natürlicherweise benutzten wir diese Gelegenheit, um bei verschlossenen Thüren die herrliche Arbeit und die vorzügliche Beschaffenheit des Stoffes zu untersuchen.

Der russische Officier, der mit einem Seitenblick die schrecklichen Verwüstungen betrachtete, welche die Japanesen in unserem

kalten Punsch anrichteten, hub nun an: „Diese Burschen schwatzen jetzt sehr freundlich und versprechen Alles, was verlangt wird, allein warten Sie nur, bis die Zeit kommt, ihre Versprechungen zu erfüllen, und Sie werden sehen, wie sie dann handeln. Die einzige Weise, wie unser Admiral mit ihnen fertig werden konnte, war, die Mannschaft unter Waffen treten zu lassen und zu drohen, daß, wenn irgend sie unterließen ihre Versprechungen zu erfüllen, er nach Yedo marschiren würde. Wenn Sie also wünschen, auch nur die Hälfte der Provisionen zu erhalten, die auf die Liste gesetzt worden sind, so wird Ihr Commodore es ebenso zu machen haben."

Darin hatte er Recht, denn so lange wir in Japan waren, konnten wir zur Zeit nie mehr erlangen, als einige Eier, hie und da eine zähe alte Henne, und gelegentlich ein oder zwei Quart grüne Bohnen. Reis, Sago und Sacki waren die einzigen drei Artikel, die im Ueberfluß geliefert wurden.

Tatsnoski, der Dolmetscher, der unserem russischen Freunde gerade gegenüber saß, während dieser seine Nation so schilderte, und der wahrscheinlich die Hälfte von dem, was er gesagt, verstand, nahm es ziemlich gutmüthig auf; allein als die Gesellschaft aufbrach, rächte er sich, indem er in vertraulicher Weise flüsterte: „Russe nicht gut, Amerikaner sehr gut," worauf er und seine Gefährten unter den angelegentlichsten Freundschaftsversicherungen Abschied nahmen. Das Letzte, was Tatsnoski that, war, uns zu sagen, daß der Gouverneur uns Erlaubniß gegeben habe, ein wenig an's Land zu kommen, allein daß wir ja nicht weit wandern möchten, eine Mittheilung, die den Capitain so verdroß, daß er ihn zurück berief und ihm etwa die folgende Rede zu verdauen gab:

„Commodore Perry hat einen Vertrag mit Japan gemacht, und wir haben eine Abschrift davon an Bord. Dieser Vertrag garantirt uns das Recht, an's Land zu gehen, wenn wir wünschen, und obschon wir die Aufmerksamkeit des Gouverneurs vollkommen

zu würdigen wissen, so können wir ihm nicht das Recht zugestehen, über unsere Handlungen zu bestimmen ꝛc."

Tatsnoski verstand genug von dieser sehr passenden Anrede, um daraus zu sehen, daß wir uns unserer Rechte bewußt waren, allein ob dieselbe jemals dem Gouverneur zu Ohren gekommen ist, muß wohl dahingestellt bleiben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ratification des amerikanischen Vertrags.

Die Russen in Japan.

X.

Ratification des amerikanischen Vertrags. Die Russen in Japan.

Ankunft der Powhattan in Simoda. — Etwas Neues unter der Sonne. — Erdstöße. — Ungeheure Sturzwelle. — Zerstörung von Simoda. — Verwüstung. — Zertrümmerte Dschunken. — Japanischer Gehorsam in Todesgefahr. — Versuch, die Diana nach Hey-da zu bugsiren. — Sturm. — Schiffbruch. — Der französische Walfischjäger Napoleon III. — Mißlungener Versuch der Russen, eine Prise zu machen. — Sympathie der Amerikaner für die Russen. — Zerstörung von Ohosaka. — Erdbeben in Yedo und anderen Städten. — Feuersbrunst im Palast des Mikado. — Capitain Adams. — Verschiedene Auslegung des zwölften Artikels des Vertrages. — Unterhandlungen. — Die Commissaire. — Der Brief von Ido-Tsu-Sima Nokami. — Unterschrift des Tai-Koen (d. h. „des erhabenen Herrschers“). — Ratificirung des Vertrags. — Festlichkeiten. — Wißbegierde der Japanesen. — Die Eisenbahn im Gang. — Der Telegraph zu schwierig. — Abneigung gegen religiöse Schriften.

Wie bereits im zweiten Bande der „Reise um die Erde“ bemerkt, segelte Capitain H. A. Adams in der Schaluppe Saratoga am 4. April 1854 aus der Bai von Yedo, um den in Yoku-Hama abgeschlossenen Vertrag zur Ratification nach Washington zu überbringen. Er kam am 13. Mai in Honolulu auf den Sandwichs-Inseln an, nahm von da Passage nach San Francisco in Californien und langte über Panama am 12. Juli in Washington an.

Der Vertrag ward mit großer Freude empfangen und vom Senate der Vereinigten Staaten einstimmig ratificirt, und am 30. September verließ Capitain Adams die Vereinigten Staaten von neuem, um über England, den Isthmus von Suez und China den ratificirten Vertrag nach Japan zu überbringen.

Den weiteren Verlauf gebe ich, wie Dr.*** von der Powhattan, in welchem Schiff Capitain Adams von Hong-kong nach Japan segelte, ihn beschreibt:

Wir segelten am 16. Januar von Hong-kong, hatten, wie sich denken läßt, eine stürmische Winterfahrt und fanden, als wir am 26. Januar in Simoda anlangten, daß es etwas Neues unter der Sonne gegeben habe. Ein fürchterliches Erdbeben hatte die Insel Nipon erschüttert, Simoda und viele andere Städte zerstört, und in Folge desselben war die russische Fregatte Diana, die zu jener Zeit im Hafen von Simoda lag, so arg beschädigt worden, daß sie später sank.

Ich gebe die Beschreibung des Vorfalls, so wie ich sie von einem der Officiere der Diana erhalten habe:

„Am 23. December 1854 war das Wetter schön, der Thermometer 72°, der Barometer 30′, als plötzlich ein gewaltiger Erdstoß an Bord der Fregatte gefühlt ward, der das Schiff heftig erschütterte. Derselbe dauerte volle fünf Minuten, und während der nächsten halben Stunde folgten ihm in verschiedenen Zwischenräumen noch mehrere Stöße von gleicher Heftigkeit. Um 9 Uhr 30 Minuten brach plötzlich die See in einer ungeheuren, dreißig Fuß hohen Welle mit furchtbarer Geschwindigkeit in den Hafen herein. In einem Augenblick war das Städtchen Simoda überfluthet und vom Boden weggespült. Große Dschunken, die im Hafen ankerten, wurden gegen einander geschleudert, und viele davon mehrere Meilen das Thal hinaufgeschwemmt. Als das Wasser wieder zurückströmte, war es mit Häusern, Dschunken, Trümmern

aller Art und ertrinkenden Menschen in einer entsetzlichen, grauenerregenden Masse bedeckt.

Dieses Anschwellen des Wassers fand fünfmal statt. Ein dichter Qualm verbreitete sich über die Stadt und die umliegende Gegend, und die Luft war mit erstickenden Schwefeldämpfen erfüllt, während noch fünf Stunden länger geringere Erschütterungen die Erde bewegten. An Bord der russischen Fregatte bot sich ein Schauspiel dar, das die stärksten Herzen erbeben machte. Sie ward von einer Seite zur andern geworfen, und als das Wasser zurücktrat, lag sie gänzlich auf der Seite mit nur vier Fuß Wasser rings umher. Plötzlich ward sie wieder von den hereinstürzenden Wellen mit so entsetzlicher Geschwindigkeit fortgerissen, daß es schien, als flöge das Schiff durch die Luft. Unzählige Strudel bildeten sich auf allen Seiten, die das Schiff mit so ungeheurer Kraft im Kreise herumtrieben, daß Officiere und Matrosen schwindlig wurden. In dieser hülflosen Lage blieben sie, so lange das Erdbeben fortdauerte.

Da sie zur Ebbezeit gestrandet, waren die Anker der Fregatte in Sicht, die sich auf dem Boden fortzubewegen schienen; das Schiff fühlte die Stöße in allen Balken, verlor den ganzen Kiel und das Steuerruder, und das Wasser begann in dasselbe zu strömen.

Um 2 Uhr 30 Minuten nach Mittag war Alles vorüber, mit Ausnahme einer gelegentlichen leichten Erschütterung; das Wasser war ruhig und lächelte anscheinend über sein Werk der Zerstörung. So dicht lagen die Trümmer über die ganze Wasserfläche zerstreut, daß die Japanesen auf denselben über die Bai gingen, um nach ihren Todten und dem verlorenen Eigenthum zu suchen. Von den tausend Häusern Simoda's blieben nur sechszehn stehen, und alle wurden mehr oder weniger beschädigt. Während einer der Fluthen ward eine große Dschunke gegen die Diana geschleudert und brach in Stücke. Man warf der Mannschaft Seile zu, um sie daran zu

retten, allein in blindem Gehorsam gegen das Gesetz, welches den Japanesen verbietet an Bord fremder Schiffe zu gehen, verweigerten sie, sich dieses Rettungsmittels zu bedienen, und gingen mit ihrem Fahrzeug zu Grunde. Mehrere hundert Personen verloren ihr Leben, allein da der größte Theil der etwa siebentausend Seelen zählenden Bevölkerung beim ersten Stoß sich nach den Hügeln flüchtete, ehe die Wasserfluth hereinbrach, so wurden mehr gerettet, als sonst der Fall gewesen wäre.

Die Diana befand sich in Simoda, um über einen dem amerikanischen ähnlichen Vertrag zu unterhandeln, was in einem oder zwei Tagen abgemacht gewesen wäre, worauf der Admiral beschlossen hatte, nach englischen und französischen Schiffen in jenen Seen zu kreuzen. Jetzt hatte das Schiff mehrere Lecke bekommen, den Kiel und das Steuerruder verloren, den Stern sehr beschädigt und es ward für räthlich gehalten, einen verborgenen Hafen zu suchen, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen. Nach einigen Schwierigkeiten von Seiten der Japanesen ward hierzu der Hafen von Hey=da gewählt, der etwa vierzig Meilen von Simoda an der Westküste der Halbinsel Idsu gelegen ist. Am 11. Januar versuchten die Russen ihre Fregatte nach jenem Hafen zu bringen; allein auf dem Wege dahin brach ein schwerer Sturm los, das Schiff ward noch mehr beschädigt, die Lecke vergrößerten sich so sehr, daß die Pumpen das Schiff nicht länger vom Wasser frei halten konnten, und nachdem die Officiere und die Mannschaft Alles gethan, was brave Männer und tüchtige Seeleute thun können, um ihr Schiff zu retten, verließen sie dasselbe mit Thränen in den Augen, um sich selbst zu retten, und sahen es bald darauf zu Grunde gehen.

Es ging bei dieser Gelegenheit kein Menschenleben verloren, allein die Schiffbrüchigen retteten Nichts, als was sie auf dem Leibe trugen; die ganze, aus fünfhundert Officieren und Matrosen bestehende Mannschaft war auf die Gastfreundschaft der Japanesen verwiesen, deren Güte und Freundlichkeit die Russen in den wärmsten

Ausdrücken schilderten. Als bei unserer Ankunft Capitain Mc. Cluney Nachricht von diesem Vorfall erhielt, bot er sogleich dem russischen Admiral alle ihm zu Gebote stehende Hülfe an, indem er sich bereit erklärte, die ganze Mannschaft nach Shanghae, dem nächsten Hafen, nach dem wir segelten, zu bringen. Dieses Anerbieten ward von den Russen sehr dankbar anerkannt, allein die Annahme abgelehnt. Ihre Pflicht, sagten sie, riefe sie nach Rußland, und wenn sie nach China gingen, so begäben sie sich in die Macht ihrer Feinde, der Franzosen und Engländer; sie wollten bis zum April in Japan bleiben, wo dann die Seen des Nordens offen sein würden, um zu versuchen, Petropawlowsk, oder einen anderen Hafen im östlichen Rußland oder Kamtschatka, zu erreichen und an dem Kampfe für ihr Vaterland Theil zu nehmen.

Die Amerikaner bestrebten sich das harte Schicksal der Russen zu lindern, so viel in ihren Kräften stand; die Powhattan lieferte ihnen Provisionen für drei Monate, Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse, ja mehrere Officiere gaben den unglücklichen Fremden Alles, was sie irgend entbehren konnten; denn es herrschte unter uns viel Sympathie für ihr Schicksal. Wir sahen genug von der Mannschaft der Diana, um einzusehen, daß ihre bewundernswerthe Disciplin, Festigkeit und Geduld im Unglück und in Beschwerden, in Verbindung mit ihren starken athletischen Naturen, sie durchaus nicht zu unerheblichen Gegnern zur See gemacht hätte, wären sie nicht einem so schrecklichen Unglück zum Opfer gefallen. In der That, hätte sich ihnen eine Gelegenheit geboten, so würden sie wahrscheinlich John Bull oder Jean Crapeau einige der theuer errungenen Lorbeeren entrissen haben.

Zwei Tage nach unserer Ankunft langte der französische Walfischjäger Napoleon III. unter amerikanischer Flagge in Simoda an, um daselbst zwei schiffbrüchige Japanesen zu landen. Capitain Mc. Cluney befahl ihm sogleich, die Flagge zu streichen, und als die Franzosen von der Nähe der Russen hörten, machten sie sich

eiligst davon. Unglücklicherweise befanden sich zu der Zeit nur zwei russische Officiere und zwei Matrosen in Simoda, alle übrigen waren in Hey-da. Eine Depesche ward sogleich von den Russen an ihren Admiral gesandt, der voller Freude seine Boote absandte, um das französische Schiff zu nehmen. Nachdem sie in neun Stunden fünfundvierzig Meilen gerudert waren, kamen sie endlich an, um ihre Beute entrinnen zu sehen. Man denke sich den Aerger und die Betrübniß der armen Leute, die Mittel zur Heimkehr nebst einer reichen Prise in ihrem Bereich zu haben, und sich getäuscht zu sehen.

Zur Zeit der Ankunft der Powhattan waren die Spuren der Verwüstung, die das Erdbeben angerichtet, noch überall sichtbar. Wo man im vergangenen Jahre eine blühende Stadt verlassen, war jetzt kaum mehr eine Spur davon zu sehen. Häuser, Tempel, Brücken, Bäume, Alles war nach allen Seiten in wilder Verwirrung durcheinander geworfen, und mehrere Meilen im Thale hinauf waren Bruchstücke von Ruinen, gescheiterte Dschunken, Haufen von Ueberresten aller Art, zerbrochene Hausgeräthe, Gemäuer, kurzum Alles, mit Ausnahme der ewigfesten Hügel, in Trümmer zerbrochen. Es war ein trübseliger Anblick, und zwischen aller dieser Verwüstung wandelten die niedergeschlagenen Einwohner umher, um einige Pfosten, zerbrochene Ueberreste einer vormals geliebten Heimathstätte, oder einige Reliquien verlorener Freunde aufzusuchen, und aus den Ruinen ein elendes Obdach für ihre Familien zu errichten.

Wie wir von den Japanesen hören, ward das Erdbeben über die ganze Insel Nipon gespürt. Am 24. December um 6 Uhr des Abends, also vierunddreißig Stunden nach der Zerstörung von Simoda, brach die See in derselben Weise über die herrliche, blühende Stadt Ohosaka herein, die für die schönste im ganzen Reiche gehalten wird, und zerstörte dieselbe. Die Erdstöße waren bei jener Gelegenheit nur leicht, und das erste Zeichen der bevor-

stehenden Verwüstung, das die überraschten Einwohner sahen, war das unvermuthete Hereinstürzen der See. In Yedo, der Bai von Yedo und den zahlreichen, stark bevölkerten Städten um dieselbe fanden gleichfalls große Verwüstungen statt, bei denen viele Menschen um's Leben kamen, allein es war nicht möglich, die Details darüber von den schlauen, verschlagenen Japanesen zu erfahren.

Unglück kommt selten allein; vor einigen Wochen ward der Palast des Mikado in Miyako durch Feuer zerstört, und dies Alles, in Verbindung mit der Ankunft der Amerikaner, Engländer, Russen, dem Erdbeben, und der Zerstörung ihres hohenpriesterlichen Heiligthums, konnte einen tiefen Eindruck auf ein so abergläubisches Volk nicht verfehlen.

Die langsame, temporisirende Politik der Japanesen ist genügend bekannt, und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß sie große Ueberraschung an den Tag legten, als Capitain Adams in anscheinend unziemlicher Eile zurückkehrte, um den Vertrag zu ratificiren, denn sie hatten unter dem Ausdruck „binnen achtzehn Monaten zu ratificiren" verstanden: „nach Ablauf von achtzehn Monaten zu ratificiren."

Capitain Adams sandte folgende Note an den Gouverneur: „Im zwölften Artikel des Vertrages ist bestimmt, daß ratificirte Copien binnen achtzehn Monaten, von dem Tage an gerechnet, wo derselbe in Kanagawa von Commodore Perry und den japanischen Commissairen unterzeichnet ward, ausgewechselt werden sollen. Ich habe zu diesem Zwecke eine Abschrift mitgebracht, die vom Senat der Vereinigten Staaten ratificirt und vom Präsidenten unterzeichnet ist. Ich wünsche dieselbe einem Beamten vom höchsten Rang zu überliefern, der vom Kaiser autorisirt ist, dieselbe

in Empfang zu nehmen, und wünsche dafür eine Abschrift in japanischer Sprache zu haben, die auf die gleiche Weise vom Kaiser bestätigt und unterzeichnet ist.

„Ich habe zu diesem Zwecke eine specielle Beglaubigung, die ich dem mit der Ratification beauftragten Beamten, zugleich mit dem Vertrag selbst, überliefern werde. Ich erwarte, daß dieser hohe Beamte eine gleiche geschriebene Beglaubigung vom Kaiser habe, die er mir zu derselben Zeit einzuhändigen hat. Dies ist Alles in völliger Uebereinstimmung mit dem heiligen Völkerrecht.

„Es ist wünschenswerth, daß der Austausch bald stattfinde, da ich mit der japanischen Abschrift sogleich nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren beabsichtige. Ich bin bereit zu diesem Zweck nach Yedo zu gehen, wenn dies die japanische Regierung wünscht, oder die Auswechslung an Bord der Vereinigten-Staaten-Fregatte Powhattan in gehöriger Form stattfinden zu lassen, sobald die japanischen Commissaire bereit sind.

„Der japanischen Abschrift muß das Siegel und die Unterschrift des Kaisers in derselben Weise beigefügt sein, wie das Siegel und die Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten der Abschrift, die ich bringe, beigefügt sind.

„Es wird nöthig sein, die Originalurkunde des Vertrags bei der Hand zu haben, wenn die Auswechslung stattfindet, damit ein Vergleich mit den Abschriften geschehen könne, um zu sehen, daß Alles übereinstimmt.

„Wenn die Auswechslung vollzogen ist, wird es für die Commissaire nöthig sein, zwei Bescheinigungen des Herganges zu unterzeichnen, die dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eingehändigt werden sollen.“

Am 29. Januar machte Capitain Adams dem Gouverneur von Simoda einen Besuch und fand in demselben einen der Commissaire, die den Vertrag abgeschlossen hatten, Isawa-Mimasaki Nokami. Während dieses Besuches ward das Mißverständniß über die Auslegung des zwölften Artikels erwähnt, und der Gouverneur versprach, darüber nach Yedo zu berichten, von wo in sechs Tagen eine Antwort eintreffen würde.

Am 4. Februar zeigte der Gouverneur an, daß eine Antwort von Yedo eingetroffen, allein da für weitere Verhandlungen die Ankunft der Commissaire von Yedo erwartet werden mußte, so fiel an dem Tage nichts von Wichtigkeit vor.

Am 9. Februar langte Hirajama Kauziro, ein Beamter von hohem Rang und vieler Bildung, von Yedo an und besuchte Capitain Adams an Bord, dem er ankündigte, daß die Commissaire Yedo verlassen hätten und in drei bis vier Tagen in Simoda eintreffen würden. Er äußerte, daß die Japanesen gänzlich unerfahren in den bei Ratificationen von Verträgen üblichen Formen seien. Verschiedene Einwände wurden wieder gegen die Lesart des zwölften Artikels aufgestellt, und um der Sache ein Ende zu machen, kündigte Capt. Adams an, daß, da er befürchte, ein ähnlicher Unglücksfall, wie der Diana zugestoßen, könne der Powhattan begegnen, indem während der letzten Tage wiederum neue Erdstöße fühlbar gewesen, wenn nicht bald eine Entscheidung gegeben, er mit seinem Schiffe selbst nach Yedo segeln und sich dort die Antwort holen würde.

Am 12. Februar verkündete endlich Kura-kawa-Kahei, der Vicegouverneur von Simoda, daß die kaiserlichen Commissaire angelangt und am nächsten Morgen bereit sein würden, Capt. Adams zu empfangen. Einige Einwendungen wurden noch wegen der verlangten Unterschrift des Kaisers gemacht, da derselbe nie öffentliche Documente unterzeichne, was stets durch den Ministerrath geschähe, allein auch diese wurden zuletzt beseitigt.

Am 13. Februar verfügte sich Capt. Adams, begleitet von Lieut. Pegram, dem Zahlmeister Eldridge, Hrn. Lobscheid (dem Dolmetscher) und Hrn. Oraig, Capt. Mc. Cluney's Secretair, der Notizen über die Verhandlungen niederschreiben sollte, nach dem Hause des Gouverneurs, wo er von folgenden Commissairen empfangen wurde: Ido-Tsu-Sima Nokami, Isawa-Mimasaki Nokami, Tsoesocki-Soerega Nokami, Matsmotu Dsulo und Koka kiu Idsero mit Tatsnoski als Dolmetscher.

Nach den üblichen Complimenten fand die folgende Unterredung statt:

Capitain A.: Haben die Commissaire das Originaldocument des Vertrages mit von Yedo gebracht?

Commissair: Wir haben dieselben Documente, die im vorigen Jahr in Kanagawa unterzeichnet worden, mit uns gebracht.

Die ratificirten Abschriften wurden mit der Originalurkunde und der holländischen Uebersetzung sorgfältig verglichen.

Capitain A.: Ihr habt es nun gehört, ist Alles richtig?

Commissair: Alles ist richtig, allein wir glaubten, daß die Ratification nicht vor achtzehn Monaten stattfinden solle. Die Schuld des Verzögerns war auf unserer Seite, und wir müssen uns damit entschuldigen, daß wir so viel mit den Russen beschäftigt waren.

Capitain A.: Da die amerikanische Abschrift nunmehr richtig befunden ist, so würden wir am besten die japanische Abschrift mit der holländischen Uebersetzung vergleichen, wenn dieselbe bei der Hand wäre.

Commissair: Wir haben die Urkunde, die im vergangenen Jahr gemacht wurde, und wünschen dieselbe nunmehr zu vergleichen.

Das japanische Document ward nun herbeigebracht und sorgfältig mit der holländischen Uebersetzung verglichen. Es fand sich ein kleiner Unterschied darin, indem die Japanesen behaupteten,

daß der Ausdruck in ihrer eigenen Sprache „nach achtzehn Monaten“ laute.

Capitain A.: Ist eine chinesische Abschrift bei der Hand? Wir können diese vergleichen.

Die chinesische Abschrift ward verglichen, und mit der englischen und holländischen übereinstimmend gefunden.

Capitain A.: Ihr seht, daß die japanische Abschrift die einzige ist, die sich von den übrigen unterscheidet. Das Mißverständniß ward von Euren eigenen Dolmetschern veranlaßt, die unsrigen verstehen nicht japanisch, und da die Originalurkunde in englischer Sprache ist, so muß folglich ein jeder Unterschied in der Uebersetzung unrichtig sein.

Commissair: In der That, es läßt sich nicht leugnen, der Irrthum ist auf unserer Seite.

Capitain A.: Jetzt möchte ich die japanische Ratification sehen, damit ich wisse, wie dieselbe unterzeichnet ist.

Commissair: Sie ist nicht hier, denn da wir fanden, daß sie von dem englischen Documente abwich, haben wir sie nach Yedo zurückgesandt.

Die Einwürfe gegen die Unterzeichnung des Kaisers wurden nun erneuert, und die lebhafte Discussion über diesen Gegenstand dauerte drei oder vier Stunden. Capt. Adams bestand darauf, daß die Unterschrift des Kaisers, gleich der des Präsidenten der Vereinigten Staaten, unumgänglich nöthig sei, denn im Laufe der Debatten stellte sich heraus, daß die von Yedo gebrachte Abschrift nicht die Unterschrift des Kaisers hatte. Die folgende Note in holländischer Sprache ward nun von Capt. Adams den Commissairen überreicht:

„Es scheint, daß die behufs der Ratification von Yedo gebrachte Abschrift nicht von dem Kaiser oder erhabenen Herrscher unterzeichnet war, wie laut Artikel XII. des Vertrags geschehen sollte. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, dieselbe gegen die

von mir gebrachte Urkunde auszutauschen, die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten unterzeichnet und untersiegelt ist. Ich will einen Brief an Abe Ise Nokami schreiben, denselben durch einen Officier an den Gouverneur schicken und diesen bitten, ihn sofort nach Yedo zu senden. In einem so unerwarteten Falle ist es meine Schuldigkeit, den Präsidenten der Vereinigten Staaten so bald als möglich davon zu unterrichten, damit er solche Maßregeln ergreife, wie er sie für die Ehre und Würde des Landes angemessen erachtet."

Nun baten die Commissaire um die Erlaubniß, sich auf kurze Zeit zurückzuziehen, um sich über die Note zu berathen, und kehrten nach einer Abwesenheit von etwa fünf Minuten wieder zurück.

Commissair: Wir sind dahin übereingekommen, daß des Kaisers Name auf den Vertrag gesetzt werden soll. Der Premierminister wird in seinem Namen unterzeichnen.

Capitain A.: Das genügt nicht. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat seinen Namen selbst unterzeichnet, und der Kaiser muß demnach dasselbe thun.

Commissair: Wir haben kein so großes Siegel wie die Vereinigten Staaten.

Capitain A.: Die Größe des Siegels ist unwesentlich. Wenn Ihr irgend ein Zeichen habt, das von der Regierung öffentlichen Documenten beigefügt wird, um zu zeigen, daß sie authentisch sind, so wird dieses Zeichen für genügend gehalten werden.

Commissair: Wir haben ein solches Zeichen.

Nach kurzer Besprechung mit einander sagten endlich die Japanesen, daß, um Mißverständnisse zu verhüten und die Freundschaft aufrecht zu erhalten, Alles nach dem Wunsche der Amerikaner gethan, und die Unterzeichnung des Kaisers, sowie des Ministerrathes dem Vertrag an der passenden Stelle beigefügt werden

solle. Eine Formel ward aufgesetzt und Capt. Adams zur Genehmigung vorgelegt.

Capitain A.: Das ist gut. Ich werde dieses behalten und es mit dem Vertrag vergleichen, wenn er ankommt, um Mißverständnisse zu vermeiden. Wann wird der Vertrag bereit sein?

Commissair: In acht Tagen.

Capitain A.: Ich kann nicht so lange warten; er muß früher kommen.

Die Japanesen sagten, daß in drei Tagen das neue Jahr begönne, was mit großen Festlichkeiten begangen würde, und nach Gesetz und Gebrauch würde in dieser Zeit keinerlei Arbeit vorgenommen. Da sie so ernstlich darauf bestanden, so ward zuletzt eine Frist von sieben Tagen dazu bestimmt.

Am 19. Februar erschien der Vicegouverneur an Bord und meldete, daß sogleich nach der letzten Unterredung die Commissaire nach Yedo geschrieben hätten, um die zur Ratification bestimmte Abschrift in der bedingten Form unterzeichnet zu erhalten; jetzt sei dieselbe zurückgekommen. Sie wurde nun Capt. Adams zur Prüfung vorgelegt, mit einem begleitenden Briefe des ersten Commissairs, welcher den Staatstitel des Kaisers erklärte, der bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurde.

Hr. Lobscheid hatte stets in seinen Uebersetzungen das Wort Kubo als gleichbedeutend mit Kaiser angewandt.

Der Brief lautete folgendermaßen:

Die Commissaire haben, so viel in ihrer Macht stand, und so deutlich als möglich, nach Yedo geschrieben, und über Alles, was kürzlich im Tempel von Tsio Lakzi verhandelt worden, berichtet, was von Hrn. Lobscheid und dem Commissair Idsero übersetzt worden, damit jedes Wort und jede Zeile genau dem Versprechen gemäß erfüllt werden möge. Ferner haben wir über den Schluß des Vertrages heute das folgende Document vom Ministerrath in Yedo erhalten:

„Der Grund davon ist dieser: daß, obschon Se. Excellenz Adams wünscht, das Wort Kubo unterzeichnet zu haben, die Regierung nach gehöriger Berathung dieses Wort unpassend findet, weil das Wort Kubo bei uns nur von niederen Leuten gebraucht wird; und daß in einem so wichtigen Document, wie dieser Vertrag und dergleichen, stets Tai-Koen geschrieben wird, was im Einklang mit japanischem Gebrauch ist; besonders aber sollte dieser Titel (d. h. „Hoher Herr“ oder „Erhabener Herrscher“) in einem öffentlichen Document geschrieben werden, welches in ein fremdes Land gesandt und getreulich bis in's ewige Leben aufgehoben werden soll. In ein solches Document sollte das Wort „Kubo“ als ein gewöhnliches, gemeines Wort nie geschrieben werden. Gleichfalls ist in den Briefen, die von Korea nach Japan und von Japan nach Korea geschrieben worden sind, das Wort Tai-Koen seit mehreren hundert Jahren im Gebrauche gewesen. Deshalb ist im Einklang mit altherkömmlichen Gebräuchen das Wort Tai-Koen zur Bekräftigung des Vertrages gebraucht worden, nicht nur weil es so recht ist, sondern weil es unhöflich sein würde, ein Wort, das nur von niederen Leuten gebraucht wird, in ein Document, auf gleicher Linie mit Seiner Majestät des Präsidenten der Vereinigten Staaten Unterschrift, von seiner eigenen Hand geschrieben, zu setzen. Das oben Erwähnte wird Sr. Excellenz Adams wohl bekannt sein, wenn er sich des japanischen Gebrauches vom letzten Jahre erinnert. Allein sollte er sich dessen nicht erinnern, oder die hohen Staatsbeamten es bezweifeln, so sind die Bevollmächtigten Ido-Tsu-Sima, Isawa Mimocuki, Tsoesocki Soeraega, Matzmoto Dzulo, und Hokakin Idsero ermächtigt, um allen Zweifel zu beseitigen, eine Erklärung zu diesem Zweck zu unterzeichnen. Das Wort Befehl oder Gebot bezeichnet Alles, was von dem erhabenen Herrscher an seine Unterthanen ergeht. Es versammelt seine Unterthanen und theilt ihnen mündlich seine Befehle mit. Es versteht sich von selbst, daß er in solchem Falle Gewalt hat, den Gehorsam

seiner Unterthanen zu erzwingen. Bisher sind in wichtigen Documenten von oder durch Autorität die Worte: Vollmacht oder Befehl benutzt worden, welche die obige Bedeutung ausdrücken. Die Bestätigung des Vertrages ist gleichfalls von den sechs Ministerräthen unterzeichnet, so wie Se. Excellenz Adams gewünscht, und zwar aus diesem Grunde: weil alle politischen Angelegenheiten, seien sie groß oder gering, von diesen Personen geordnet werden müssen, die in allen Regierungsangelegenheiten zu derselben Zeit zusammentreffen und in allen Staatsangelegenheiten in demselben Gerichtshof sitzen müssen. Deshalb werden in allen inneren Angelegenheiten sowohl, als in denen, die sich auf fremde Länder beziehen, die Namen aller dieser Personen unterschrieben. So ist es bisher auch mit den Documenten, die nach Rußland und Holland gesendet wurden, gehalten worden. Im Einklang mit unsern altherkömmlichen Gebräuchen wird dies demzufolge hier gleichfalls genau beobachtet werden. Wenn nur ein einziger Name zur Beglaubigung des Vertrages unterschrieben wäre, welcher ein wichtiges Document ist, das bis in's ewige Leben aufbewahrt werden soll, so würde dies gegen die Gebräuche Japans sein, und außerdem unhöflich gegen die Vereinigten Staaten. Alles dieses ist nach Bestimmung des Ministerrathes geschrieben, und mit der Beglaubigung des Vertrages gesendet. Um ein jedes Mißverständniß in der Uebersetzung zu vermeiden, ist das Gegenwärtige in holländischer Sprache geschrieben.

Ido-Tsu-Sima Nokami."

Nach der Verlesung dieses Briefes, den Hr. Lobscheid übersetzte, ward der ratificirte Vertrag, den der Vicegouverneur mitgebracht hatte, vorgezeigt. Derselbe trug die Unterschrift und das Siegel des Tai-Koen, mit einer Reihe japanischer Schriftzüge daneben, die, wie erklärt ward, seine Macht und Würde ausdrückten. Auf einer niedrigeren Stelle befanden sich die Unterschriften der sechs Ministerräthe.

Capitain Adams ward ferner ersucht, eine ratificirte Abschrift der Supplement-Artikel des Vertrages von Kanagawa nach den Vereinigten Staaten zu überbringen, und sobald dieselben gleichfalls von der amerikanischen Regierung bestätigt wären, sie nach Japan zu übersenden, was Capt. Adams zu thun versprach.

Am 21. Februar kam ein japanischer Beamter an Bord und zeigte an, daß die Commissaire bereit seien, Capt. Adams im Tempel zu empfangen, wohin sich derselbe mit so vielen Officieren der Powhattan, als im Schiffsdienst entbehrt werden konnten, begab. Der Vertrag ward von Matrosen getragen, und die Flagge der Vereinigten Staaten wehte darüber. Bei der Ankunft im Tempel wurden, nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, den Officieren von Seiten der Commissaire einige Geschenke als Gegengabe der von ihnen erhaltenen Bücher und Instrumente überreicht, von denen ausdrücklich erwähnt ward, daß sie nicht officiell von der Regierung kämen, in welchem Falle man sie nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten nicht hätte annehmen dürfen.

Die Verträge wurden dann von beiden Theilen hervorgebracht, genau verglichen, und nachdem die Commissaire nochmals feierlich versichert hatten, daß die Unterschriften des Tai-Koen und des Ministerrathes ächt und authentisch seien, und alles Uebrige in Ordnung gefunden ward, fand die Auswechslung in gehöriger Form statt.

Dies ward sogleich dem Capitain Mc. Cluney mitgetheilt, der mit der japanischen Flagge am Vormast einen Salut von siebenzehn Kanonen abfeuern ließ.

Hierauf setzte man sich zu dem Festessen nieder und trank in zahlreichen Schalen Sacki auf die innige Freundschaft der beiden Länder.

Die Commissaire nahmen eine Einladung an Bord zu kommen an und erschienen daselbst etwa eine Stunde später, mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren, Dolmetschern und Dienern.

Sie wurden mit einem Salut von dreizehn Kanonen empfangen und in der Kajüte bewirthet. Gegen Sonnenuntergang verließen sie das Schiff, anscheinend mit ihrem Besuch zufrieden, und wurden zum Abschied nochmals mit dreizehn Kanonen salutirt.

Am nächsten Morgen segelte die Powhattan nach Shanghae.

Trotz der Schwierigkeiten in Bezug auf die Unterzeichnung des Vertrages wurden die Japanesen geneigter gefunden, freundlich und gesellig zu sein, als früher. Die Ceremonien, die Decoration der Halle und die Bewirthung waren ebenso wie in Kanagawa, und täglich besuchten ein oder mehrere hohe Beamte das Schiff. Der Wunsch, daß bald amerikanische Handelsschiffe Japan besuchen möchten, ward mehrfach ausgesprochen, und der Gouverneur von Simoda deutete an, daß es ihm persönlich sehr angenehm sein würde, wenn ein Consul der Vereinigten Staaten für Simoda ernannt werden würde. Alle waren sehr begierig, Bücher über medicinische und andere wissenschaftliche Gegenstände zu erhalten, und Dr. Maxwell und Andere schenkten ihnen viele werthvolle Bücher. In der That wünschten sie gern Bücher über jeden Gegenstand, ausgenommen über Religion. Die Tractate, die Kaplan Bittinger unter ihnen zurückgelassen, brachten sie mir alle zurück und baten mich, sie aus dem Lande mitzunehmen. Sie erzählten, daß sie gelernt hätten, die dem Kaiser geschenkte Locomotive zu benutzen, allein der Telegraph wäre zu schwierig für sie.

Der russische Admiral Putiatine schloß während meiner Anwesenheit einen Vertrag ab, dessen Artikel, wie er mir sagte, genau dieselben wie in dem mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen wären, ausgenommen daß die Russen statt Napa-Kiang den Hafen von Nangasaki erhalten hätten.

Anhang.

Landwirthschaftliche
Bemerkungen und Beobachtungen.

Gesammelt

auf einer Fahrt der V.-St.-Dampffregatte Mississippi von den Verein. Staaten nach Japan während der Jahre 1852, 1853 und 1854.

Madeira.

Diese Insel bietet dem Besucher vieles Interessante. Abgesehen von ihrem heilsamen, entzückenden Klima und dem malerischen Reiz ihrer Landschaften, würde ihr weltberühmter Wein sie schon merkwürdig machen; nicht der Falerner, nicht der Chier übertreffen ihn. Aber, ach, wie traurig sieht es um die Insel und ihre Bewohner aus! Ein Mehlthau war kurze Zeit vor unserer Ankunft auf ihre Weinstöcke gefallen, und sie sahen in Folge der daraus entstehenden Mißernte nicht allein dem Mangel, sondern sogar der Hungersnoth entgegen. Dies ist jedoch nicht ihr größtes Unglück, da ihr drückendster Mangel, wie bereits früher geschehen, durch den menschenfreundlichen Beistand Fremder gehoben werden könnte; allein man vermuthet nicht mit Unrecht, daß sich dieser Mehlthau,

gleich dem auf den Kartoffeln, in unbestimmten Perioden wiederholen werde, und es läßt sich bezweifeln, ob die Insel jemals ihren früheren Wohlstand wieder gewinnen wird.

Diese Befürchtung wird noch gesteigert durch die Ausdehnung, welche jenes Uebel (ganz wie bei der Kartoffelkrankheit) über Frankreich und andere Weinländer Europa's, ja sogar bis zu den Weingärten an den Ufern des entlegenen Ohio genommen hat. Die Ursachen des Uebels, sowie seine Natur, werden in Europa untersucht werden, es genügt hier, anzuführen, daß es ein weißer, wolliger oder schwammiger Stoff ist, der sich auf den Zweigen der Pflanze und auf der Traube zeigt und ihre gehörige Entwickelung hindert, wahrscheinlich auf ähnliche Art, wie es bei dem Brand im Weizen der Fall ist.

Aus vorstehender Ursache allein fiel die Weinernte im Jahre 1852 von ungefähr dreihundert auf dreißig Pipen Wein. Wenn man nun bedenkt, daß dies fast der einzige Tauschartikel für ausländische Nahrungsmittel und Manufacturwaaren ist, so kann man sich einen Begriff von dem Umfange des Unglücks machen, besonders wenn es sich von Jahr zu Jahr wiederholen sollte.

In Bezug auf den Wein muß bemerkt werden, daß, wenn auch die Güte desselben von dem Klima abhängt, wo er gepreßt wird, und von der Art und Weise, wie man ihn behandelt, doch auch wiederum viel auf den Charakter und die Natur des Bodens, auf welchem er wächst, ankommt. So viel sich bemerken ließ, besteht die Weinbauregion in Madeira aus einem bröckeligen, roth-thonigen Boden, den eine Beimischung von Humus noch dunkler macht. Derselbe beschränkt sich hauptsächlich, wo nicht ausschließlich, auf die tieferen, zunächst der Seeküste gelegenen Theile der Insel; wenn man höher hinaufsteigt, so nimmt der Boden, der seine Fettigkeit verliert, eine hellere rothe Farbe an, besteht jedoch noch hauptsächlich aus Thon, mit kleinen, schwarzen Kieseln vermischt.

Er ist dem rothen Thonboden sehr ähnlich, welcher am östlichen Fuße von Blue Ridge in den Vereinigten Staaten zu finden ist und sich von dem Susquehannah aus auf der einen Seite, von dem Jamesflusse auf der anderen ausdehnt; aus ihrem fast gleichen Ansehen dürfte sich wohl schließen lassen, daß sie derselben geologischen Formation angehören. Es wurde eine Probe zur vergleichenden Analyse mitgenommen. Ohne Zweifel ist diese Gegend unseres Vaterlandes, so weit es den Boden anbelangt, für die Madeirareben geeignet; aber wird das Klima ihren Culturbedingungen ebenso gut entsprechen?

Unsere erfahrensten und thätigsten Weinbauer geben fremde Reben auf, weil sie an dem glücklichen Erfolge ihrer Cultur verzweifeln, und beschränken sich auf die Veredlung unserer heimischen Weinsaaten; aber ist denn mit dieser Weinart in den obenerwähnten Provinzen (Süd-Carolina), wo die Theepflanze wächst und gedeiht, ein Versuch angestellt worden? In größerer Nähe des Meeres ist dies der Fall gewesen, allein dort ist der Boden im Allgemeinen sandig. Es wäre wohl der Probe werth.

Madeira besitzt eine sehr große Kastaniengattung, welche mit Nutzen in unserem Lande eingeführt werden könnte. Die Frucht hat ungefähr einen Zoll im Durchmesser; roh ist sie ziemlich unschmackhaft und unverdaulich, allein wenn man sie röstet (und so findet man sie auf den Tischen der Wohlhabenden), so erinnert sie an die irische Kartoffel, ja ihr Geschmack ist noch angenehmer. Ihre nahrhaften Eigenschaften müssen beträchtlich größer sein — wahrscheinlich halten sie ungefähr die Mitte zwischen der letzteren und der Bohne. Als Futter für Schweine müßte jene Kastanie sehr schätzbar sein.

Einige kleine Strecken Weizen wurden ebenfalls gesehen. Die Aehren lagen auf Matten verstreut und der Sonne ausgesetzt, und mit Rüsselkäfern bedeckt. Es war eine geringere Sorte von dick-

ährigem röthlichen Weizen, der dem gewöhnlichen mittelländischen nicht verglichen werden kann.

Unter anderen hier heimischen Früchten wächst die Pfirsich neben der Banane, und die Birne neben der Orange. Dies würde jedoch kaum erwähnt worden sein, wenn nicht in dem Weingarten des amerikanischen Consuls, Mr. March, die Mandarinenorange von China bemerkt worden wäre. Sollte ein Versuch, dieselbe von China nach den Vereinigten Staaten einzuführen, fehlschlagen, so hätte man hier eine Quelle gefunden, welche nahe bei der Hand ist, und ihr Transport könnte während der Sommermonate durchaus keine Schwierigkeiten machen.

Sonst fanden sich keine besonders erwähnenswerthe Pflanzen, eine Art von Schlinggewächs ausgenommen, oder vielmehr ein weitzweigiger Strauch, welcher reizende Lauben bildet und den dichtesten Schatten gewährt. Wenn er auf Spalieren gezogen wird, so bedeckt er eine Länge von vielen Yards (1 Yard = 3 Fuß).

Beim Eintritt in die Stadt Funchal muß dem Reisenden sofort die Reinlichkeit der Straßen und die Sauberkeit des Pflasters auffallen. Die Straßen sind schmal und entweder durch Häuser oder durch Steinmauern begrenzt, welche letzteren sich in einigen Richtungen sogar bis auf das Land hinaus neben ihnen hinziehen. Diese Wege sind an steilen Stellen abgestuft, indem sie von der oberen Seite abfallen und von der unteren gedämmt, sowie mit Mauerwerk gestützt und eingefaßt sind. Während man auf diesen hügeligen Stellen geht, bemerkt man häufig, daß Weinstöcke in horizontaler Richtung, das heißt im rechten Winkel mit der Vorderseite, herauswachsen und auf Gestellen ruhen. Wenn sie gehörig ausgeputzt und nicht zu dicht gepflanzt werden, kann der darunter befindliche Boden zu Küchengewächsen oder Gras benutzt werden, und die Weinstöcke bedürfen weder der Pflege und Aufmerksamkeit, noch wird sie ihnen zu Theil. Auf welche Weise die erforderlichen at-

mosphärischen Einflüsse Zugang, und die Wurzeln, welche man auf dem gestampften Wege und längs dem Boden an der Mauer bemerkt, die nöthige Feuchtigkeit erhalten, mag in Frage gestellt bleiben; dem sei, wie ihm wolle, die Weinstöcke sind gesund und gedeihen. Sollte hierin nicht ein Fingerzeig liegen, einen Weingarten auf einem mäßigen Abhange, in breiten Terrassen anzulegen, dieselben mit Stein zu stützen, und die Weinstöcke von den Mauern entweder in horizontaler oder in perpendiculärer Richtung zu ziehen, sowie die ebenen Flecke auf die oben angedeutete Weise zu bebauen — das Ganze regelmäßig zu düngen, ꝛc.? Weder Gras noch Unkraut würden auf diese Weise jemals die Wurzeln und Zweige der Weinstöcke umschlingen oder behindern, und die Mühe der Pflege würde bedeutend verringert und durch die anderen Producte mehr als bezahlt werden, so daß die Trauben zum Weine reiner Gewinn blieben. Beiläufig gesagt, obgleich sich zum Besuche eines regelmäßig angelegten Weinberges keine Gelegenheit bot, so bemerkten wir doch, daß das dichte Einschließen, welches in Europa gewöhnlich ist, hier nicht befolgt wird, und daß rings um sehr viele Häuser oder Hütten die Weingeländer so gebaut waren, daß sie sich überlehnten und sich fast bis zu den Dachrinnen erhoben, auf welchen die Weinranken ebenfalls gezogen wurden und das Haus in eine Laube verwandelten; an Größe und Ausdehnung wetteiferten diese Weinstöcke mit denen des Mr. Miller aus Nord-Carolina.

Die Straßen und Wege in der Umgebung von Funchal sind mit kleinen, dünnen Steinen gepflastert, welche auf die hohe Kante gestellt und durch Einschnitte in ihrer Lage erhalten werden. Bei Regenwetter halten sie sich bewundernswürdig rein und werden von Fußgängern und Reitern, von Wagen auf Schlittenkufen und zum Transport schwerer Lasten auf Schleifen benutzt. Es ist unnöthig, der Pferde und des eigenthümlichen Reitens Erwähnung zu thun, da dies von allen Besuchern der Insel zu geschehen pflegt. Die Wagen auf Schlittenkufen sind erst in neuerer Zeit eingeführt

worden, allein die Ochsen auf der Insel sind lange daran gewöhnt gewesen, ihre schweren Lasten auf einfachen Planken, welche auf dem Pflaster hingleiten, zu ziehen. Die wohlgebauten, muskulösen, aber kleinen Thiere sind ihrer Arbeit wohl gewachsen, doch darf man sich dieselbe auch nicht so schwer vorstellen, als sie im ersten Augenblick erscheint. Die Fuhrleute umwickeln bei steilen Anhöhen die vorderen Enden der Schleife mit Tuch, um die Reibung zu vermindern, und die Fahrt bergabwärts geht leicht und schnell genug. Derartige Fuhrwerke sind höchst wahrscheinlich für solche Wege besser geeignet, als Wagen mit Rädern es sein würden, da das häufige Rollen von Kutschen, oder die Last eines einzigen Frachtwagens gewiß das leichte Pflaster zerstören würde, besonders nach einem durchdringenden Regen.

So viel sich während eines kurzen Aufenthaltes und bei wenig Gelegenheit zu Beobachtungen muthmaßen läßt, wird der Ackerbau, oder vielmehr der Gartenbau auf der Insel hauptsächlich durch Handarbeit betrieben und befindet sich in einem verhältnißmäßig einfachen, ja rohen Zustande. Loudon sagt:

„Es ist der Stolz der Insulaner, daß ihr Land den besten Weizen, den reinsten Zucker und den schönsten Wein der Erde liefert, wozu noch die gesündeste Luft und der Mangel aller giftigen Gewürme kommt.

„Die Abart der cultivirten Reben ist das, was in Frankreich der Rhenish genannt wird, eine kleine, schwarze Traube; allein ihr ganzer Charakter hat sich seit ihrer Uebersiedelung nach Madeira in hohem Grade verändert. Die Rebe, aus welcher der Malmsey-Madeira gezogen wird, ist der Cioutat der Franzosen, oder weißbeeriger Muskateller mit petersilienartig gezackten Blättern.

„Man sagt, die Insel sei, als die Portugiesen sie entdeckten, mit Waldungen bedeckt gewesen, und das Erste, was die neuen Ansiedler gethan, habe darin bestanden, daß sie den Wald in Brand steckten. Der Brand soll sieben Jahre lang gedauert haben und

die Hauptursache der Fruchtbarkeit des Bodens sein; allein welche Wirkung er auch anfangs gehabt haben mag, die dadurch verursachte Fruchtbarkeit hätte wohl kaum drei Jahrhunderte hindurch anhalten können.

Cap der guten Hoffnung.

Vom Ankerplatze erblickten wir viele Reihen von Bäumen mit tiefgrünem Laubwerk, zu hoch für Mais oder Zuckerrohr. Es waren Tannen von verschiedenen Altersstufen, von den kleinsten Pflanzen bis zu vollkommen ausgewachsenen, majestätischen Bäumen, welche verhältnißmäßig gelichtet worden sind. Ohne dieselben würde die Landschaft sehr kahl erscheinen, und sie erfüllen nicht allein den nützlichen Zweck, Feuerungsmaterial zu liefern, sondern dienen auch zur Verschönerung, sowie sie die Wege und Plätze der vorstädtischen Landhäuser beschatten. Aus dieser Ursache und im Widerspruche zu dem kahlen Anblicke der umgebenden Landstrecken gewähren sie ein behagliches, heimisches Ansehen. Diese Anpflanzungsweise würde sich in einigen Theilen unseres Landes mit Nutzen nachahmen lassen; englische, sowie schottische Culturschriften würden genügende Anweisungen dazu ertheilen.

Die wichtigsten Producte des Caps sind Weizen, Wolle, Wein, eine bemerkenswerthe Rindviehgattung, dickschwänzige Schafe und eine eigenthümliche mehlhaltige Pflanze, die über dem Erdboden wächst; — über alle diese Erzeugnisse lassen wir der Reihe nach kurze Bemerkungen folgen.

Der Capweizen ist von vorzüglicher Qualität, wird höher geschätzt als irgend eine in Großbritannien gebaute, oder dorthin eingeführte Weizenart und ist „zwischen 10 und 15 Sh. theurer verkauft worden, als der schönste Danziger". Er zeichnet sich durch seine Weiße, sein rundliches Korn und ungewöhnliches Gewicht aus, indem der englische Scheffel nicht selten über siebenzig Pfund wiegt. „Als die Holländer im Besitze des Caps waren, pflegten sie Weizensamen von da zu importiren." Sinclair sagt: „Als die Saat (von dieser Weizenart, die er gepflanzt,) in die Aehren schoß, wies sich die Sorte als weißer Rohrweizen aus. Das Stroh enthielt ein Mark, ähnlich dem der Binse — ein Umstand, der, wie man sagt, den Vortheil hat, daß das Korn im Fall der Fäulniß oder eines Mehlthaues seine Nahrung von dem Marke erhält." Ferner: „Der Ertrag ist groß; die Qualität vortrefflich, und wenn der Halm fault oder von Mehlthau befallen wird, so leidet die Aehre nicht dadurch, indem sie ihre Nahrung aus dem Marke zieht." (Kann dies so sein?)

Es bot sich keine Gelegenheit, die Weise seiner Bebauung kennen zu lernen, allein seine besondere Vorzüglichkeit läßt sich durch das Klima, in welchem er wächst, leicht erklären. Viele tropische Pflanzen gerathen am Cap gut; ebenso ist es bekannt, daß sich Weizen, wenn er Regen genug hat, um gut zu reifen, in einem heißen und trockenen Klima stets weit besser als in einem kalten und nebligen befindet.

Der Ertrag von Getreide (Gerste, Kleie und Weizen) genügt nicht nur für den heimischen Bedarf, sondern liefert noch einen mäßigen Ueberschuß zur Ausfuhr. Weizen wurde im Jahre 1851 an Körnern, Mehl, 2c. im Betrage von 14,908 Ctrn. ausgeführt. Diese Menge wird sich jedoch noch viele Jahre lang nicht erhöhen, wie groß auch die Ergiebigkeit des Bodens sei, und zwar wegen der augenscheinlichen Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Transportes aus dem Innern des Landes nach den Seehäfen, sowie

wegen des Mangels und der Theuerung der Arbeitskräfte, die jetzt schon kaum, und von Jahr zu Jahr weniger ausreichen, da Viele nach den Goldfeldern Australiens auswandern. Der letzte Umstand muß die Ausdehnung des angebauten Landes nothwendig vermindern, allein es wird auf der anderen Seite dadurch das Weideland vergrößert und demzufolge die Production der Wolle vermehrt werden, welche überhaupt durch die verminderte Ausgiebigkeit der Wollzucht in Australien, wo die Heerden seit der Entdeckung des Goldes vernachlässigt und theilweise sich selbst überlassen worden sind, einen neuen Aufschwung erhalten hat.

Deshalb hat sich auch die Ausfuhr von Wolle während der letzten zwanzig Jahre beständig vermehrt, und ein erfahrener Kaufmann behauptete, daß dieselbe sich bis zur Befriedigung der lebhaftesten Nachfrage steigern ließe. Diese Behauptung erscheint nicht übertrieben, wenn man die große Ausdehnung des Landstriches bedenkt, welcher in neuester Zeit am östlichen Ende der Kolonie für Ansiedler offen geworden ist — ein fetter, genügend mit Wasser versehener Landstrich, der sich trefflich für Schafzucht eignet. Im Jahre 1833 betrug die Ausfuhr 113,077 Pfund; 1841 hatte sie sich auf 1,016,807 Pfund gesteigert und im Jahre 1851 eine Höhe von 5,447,252 Pfund erreicht, ein Betrag, der jedoch wenig mehr ausmachte als der Ertrag des unmittelbar vorhergehenden Jahres; allein die ersten drei Viertel des Jahres 1852 versprachen wieder eine bedeutend höhere Ausfuhr, als alle vorhergehenden. Auf diese Weise bildet die Wolle bereits einen bedeutenden Exportartikel der Colonie. Den Werth der Schaffelle = 12,707 Lstrl. mit eingerechnet, steigt er bis auf 294,317 Lstrl., eine Summe, die den Gesammtwerth aller übrigen exportirten Artikel (= 222,317 Lstrl.) bedeutend übertrifft.

Daß sich dieser Industriezweig fortwährend heben wird, läßt sich nicht allein aus den obigen Bemerkungen, sondern auch aus der billigen Art, wie die Wolle erlangt, und aus der Leichtigkeit,

mit der sie zu Markt gebracht werden kann, schließen. Als Beweis für das wachsende Interesse an diesem Gegenstande geben wir nachstehenden Auszug aus dem Almanach des Caps der guten Hoffnung vom Jahre 1853: „Daß das Vorurtheil, welches früher unter den holländischen Farmern gegen Merino's und andere Wolle liefernde Schafe herrschte, nicht allein verschwunden, sondern dem lobenswerthen Wunsche, die Versuche in dieser Beziehung zu mehren und die Schafzucht zu veredeln, gewichen ist, erhellt aus dem lebhaften Verkaufe guter Weidematten in diesem Districte. (Graf Reynet.)"

Am 17. September 1852 wurden bei einem von Gebr. Mesenthal ausgehenden Verkaufe dreißig Merinowidder mit keinem geringeren Preise als 1,156 Lstrl. 17 sh. 5 p. bezahlt, was einen Durchschnittspreis von mehr als 38 Lstrl. (190 Dollars) per Kopf macht, wobei jedoch manche an 75 Lstrl. (375 Dollars) einbrachten.

„Es ist erfreulich," sagt das Lokalblatt, „die Namen so vieler holländischen Farmer in den Listen der Käufer zu finden, da es den Beweis liefert, daß sie die Wichtigkeit der Verbesserung ihrer Wollproduction wohl erkennen und das Vorurtheil gänzlich abgelegt haben, vermöge dessen sie früher über die Beschränktheit derjenigen lachten, welche, wie sie im Scherze sagten, 10 Lstrl. für ein Schaffell gaben!"

Die untersuchten Proben sind von trefflicher Qualität, und das Cap kann von jetzt an wohl als eine Quelle für unsere Manufacturen und als Nebenbuhler unserer Wollzüchter betrachtet werden.

Man bereitet hier zwei Sorten Wein, nämlich den gewöhnlichen, Cap-Madeira, Cap-Sherry ꝛc., und den Constantiawein. Von jenen Sorten werden jährlich gegen 500,000 Gallonen ausgeführt, die Gallone zu fünfzig Cents, allein dies ist verhältnißmäßig von geringerer Wichtigkeit. Von letzterer Sorte dagegen werden gegen 2000 Gallonen von der ganzen Colonie ausgeführt, die Gallone ungefähr zu 2 Dollars 50 Cents, und der Wein von der Capstadt

übersteigt sogar 3 Dollars 75 Cents per Gallone. Dieser ist süß, von trefflicher Güte und sein Vorrath ist sehr gering, da er nur an einigen besonders günstigen Stellen gezogen wird. Nur drei Weinberge liefern ihn, welche sich auf einen eigenthümlichen Boden von geringer Ausdehnung beschränken und ungefähr zehn Meilen von der Stadt entfernt liegen.

Die Trauben, aus denen der Constantiawein bereitet wird, (also genannt nach einem Weinberge, wo er herstammt,) sind zweierlei: Frontignac und Pontiac, und jede dieser beiden Arten zerfällt wiederum in zwei Abarten: die weiße und die rothe, oder schwarze Traube, welche natürlich wiederum einen hell- und einen dunkelfarbigen Wein erzeugen.

Der Boden, in welchem jene Reben wachsen, ist ein bröckeliger, thoniger Lehm, nicht unähnlich dem Traubenboden auf Madeira, ausgenommen, daß er von einer helleren rothen Farbe ist. Er ähnelt auch dem rothen Boden am östlichen Fuße des Blue Ridge in den Vereinigten Staaten und enthält, wie auch jener sehr häufig, kleine, weiße, bröckelige Kiesel, oder Fragmente von kalkigem Ansehen; ebenso bringt er an Stellen, wo er vernachlässigt wird, reichlichen Fichtentrieb hervor. Auch das Klima ist dem des erwähnten Landstrichs nicht unähnlich und unterscheidet sich von demselben hauptsächlich durch die größere Gleichmäßigkeit und den durchweg höheren Stand der Temperatur, oder vielmehr dadurch, daß dieselbe wohl nie so hoch steigt, noch jemals so tief fällt.

Zur Vorbereitung für einen Weinberg wird der Boden zuerst bis zur Tiefe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß mit einem Spaten umgegraben und dann gedüngt.

Wenn nach richtigem Düngen der Oberfläche dem Boden erst eine Weizen- oder Maisernte abgewonnen, und nach derselben das Land mit einem vierspännigen Pfluge, dem ein größerer, das untere Erdreich aufwühlender Pflug folgte, umgeackert würde, wenn man hierauf nochmals reichlich düngte, mit zwei vierspännigen

Pflügen Furchen zöge, und abermals den größeren Pflug folgen ließe, so ist es wahrscheinlich, daß diese Vorbereitung die zweckdienlichste sein würde; die Kosten wären dadurch bedeutend geringer, da die Getreideernte einen reinen Gewinn abgeben müßte.

Nach der Genugthuung zu schließen, womit einer der Landeigenthümer von unseren Arbeit sparenden „Cultivators" sprach, wird dieser tiefwühlende Pflug bei der Anlegung neuer Pflanzungen wahrscheinlich eingeführt werden.

Wenn der Boden gehörig vorbereitet ist, so werden die Weinstöcke in Reihen und zwar nach allen Richtungen hin vier bis fünf Fuß von einander entfernt gesetzt und hierauf von Jahr zu Jahr genau nach denselben Grundsätzen bearbeitet, welche man bei unserem Mais in Anwendung bringt. Es war gebräuchlich, die Oberfläche durch Handarbeit mit Spaten, Hacken und Rechen locker und frei von Unkraut zu erhalten; allein unsere Cultivators sind auf einem der Weinberge zwei Jahre lang zur vollkommenen Zufriedenheit und Freude des Besitzers zu diesem Behufe verwendet worden, und seinem Beispiele werden die Uebrigen gewiß nachfolgen.

Dieses Aufwühlen und Klären des Bodens wird so lange fortgesetzt, bis sich die neuen, jährigen Ranken der Weinstöcke über den Zwischenräumen der Reihen ausdehnen, wo sie dann durch ihren Schatten den Wachsthum des Unkrautes hemmen, und eine fernere Cultur ihnen leicht schaden könnte.

Die Weinstöcke werden weder durch Stäbe noch durch Geleite gestützt. Sie werden jährlich zweimal ausgeputzt, da sie das letzte Mal sehr dicht sind, und dürfen niemals hoch wachsen — ungefähr anderthalb bis zwei Fuß ist die Durchschnittshöhe für den Stamm. Das erste Ausputzen findet statt, wenn die Trauben ihre volle Größe erlangt haben und reifen — alle Schößlinge des Jahres hat man bis zu dieser Zeit wachsen lassen, um dadurch die Traube, wie den Boden, vor der Sonne zu schützen. Diese werden nun ziemlich bis an die Traube, welche in dicken Büscheln um die

obere Spitze des Stammes herum wächst, abgeschnitten und des Schattens und Dunges wegen um den Stamm herum auf den Boden gestreut. Beim zweiten Ausputzen werden die Ranken dicht am Stamme abgeschnitten, oder nur ein kurzes Ende davon gelassen; dies geschieht zwischen der Zeit der Ernte und dem Hervorschießen der Knospen des folgenden Jahres.

Um Wein zu bereiten läßt man die Trauben so lange am Stocke hängen, bis sie zusammenschrumpfen, oder vielmehr fast ganz trocken sind. Hierauf werden sie eingesammelt und mit dem Fuße zertreten; anstatt sie unmittelbar darauf zu pressen, wirft man sie in eine Kufe und läßt sie etwas gähren, wodurch der Saft leichter zu fließen scheint. Hierauf wird die Masse erst gepreßt und hat alle verschiedene Processe der Weinbereitung durchzumachen, bis endlich ein herrlicher Damenwein, der wohl eine Herzstärkung genannt werden kann, daraus entsteht.

Der Ritt nach den Constantiabergen ist sehr angenehm und Niemand sollte das Cap verlassen, ohne sie zu besuchen. Jeder Besucher wird sich gleich uns von der Höflichkeit und Gastfreundlichkeit der Besitzer überzeugen.

Das Rindvieh besitzt einige hervorragende Eigenthümlichkeiten. Es hat einen Höcker von mäßigem Umfange auf den Schultern, wodurch es dem Rindvieh des südlichen Asiens ähnlich wird; die Hörner haben einen ungeheuren Umfang und erinnern dadurch lebhaft an den abyssinischen Ochsen. Gut gemästet, giebt es ein herrliches Fleisch, und da es sehr groß wird und gut gebaut ist, so giebt es treffliche Zugochsen. Allein die Hügel, oder vielmehr die Berge des Landes sind so steil, daß sehr oft vor einen einzigen Wagen acht bis zwölf Paar Ochsen gespannt werden müssen. In solchen Fuhrwerken wird Weizen nach der Capstadt gefahren und Handelsgüter in das Innere des Landes befördert.

Merinoschafe sind erst in neuerer Zeit eingeführt worden. Die inländischen Schafe sind eine grobwollige Gattung, mit dicken,

fetten Schwänzen, welche ein Oel geben, das mitunter ausgeführt wird. Obwohl dieselben ein treffliches Hammelfleisch liefern, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß sie in kurzer Zeit von ihren modernen Nebenbuhlern, den Merinos, gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden. Wenn man die besondere Eigenthümlichkeit dieser Schafgattung, die fast über ganz Asien verbreitet ist, den Fettschwanz nämlich, mit der anscheinend abyssinischen Abkunft des Rindviehs in Verbindung bringt, so möchte man fast glauben, beide wären ursprünglich durch Leute, welche längs der östlichen Küste Afrika's aus der Nähe des rothen Meeres herkamen, in das Land gebracht worden.

Jene seltsame mehlreiche Pflanze wurde in dem öffentlichen botanischen Garten bemerkt, allein sie war zu jener Zeit noch nicht geprüft worden. Sie hatte das Ansehen eines großen, groben, braunen und abgestorbenen Stumpfes, bot jedoch das höchst eigenthümliche, auffallende Schauspiel zahlreicher langer, dünner, grüner, blühender Ranken, welche aus dieser anscheinend welken, leblosen Masse hervorwuchsen. Es läßt sich nichts Besseres über sie sagen, als was Loudon geschrieben hat:

„Eine der merkwürdigsten Knollenpflanzen wächst auf den Bergen von Graf-Reynet und wird Hottentottenbrod genannt. (Tamus elephantipes Herit., Testudinaria elephantipes, Burch.) Seine Knolle steht ganz über dem Erdboden und wächst zu einer ungeheuren Größe, sehr häufig bis zu drei Fuß in Höhe und Durchmesser. Sie ist dicht mit eckigen, holzigen Auswüchsen besetzt, wodurch sie einige Aehnlichkeit mit der Schale einer Schildkröte erhält. Das Innere besteht aus einer fleischigen Masse, welche sich sowohl der Farbe als der Substanz nach mit der Rübe vergleichen läßt. Von der Spitze der Knolle erheben sich verschiedene Stengel, deren Zweige sich leicht um alles Buschwerk in ihrer Nähe winden. Man vergleicht den Geschmack dieses Kolbens mit dem der ostindischen

Brodwurzel; die Pflanze ist nahe mit dem Genus dioscorea verwandt. (Burchell's Reisen.)"

Diese Pflanze wird von den Eingeborenen gegessen.

Indem wir auf jede Vollständigkeit in Bezug auf die Producte Süd-Afrika's verzichten, erwähnen wir nur noch, daß bei einer öffentlichen Zusammenkunft in Natal Jemand behauptete, „er könne durchaus nicht bezweifeln, daß sich die Baumwollencultur mit großem Erfolge betreiben lassen würde, das Einzige, was fehle, sei die Anstrengung." Ein Anderer äußerte, er habe es bis jetzt nur mit einer kleinen Quantität Baumwolle in der Gegend der Insel Sea und von New-Orleans versucht, aber beide Sorten seien gesund und trügen reichlich, ꝛc. Es wurde auch behauptet, daß Natal sich sehr gut für Zuckerproduction eigne, da der wahrscheinliche Ertrag $2^1/_2$ bis 3 Tonnen per Morgen sein würde.

Mauritius.

Dies ist eine schöne Insel im indischen Ocean, welche früher hauptsächlich als der Schauplatz der rührenden Geschichte Pauls und Virginiens bekannt war. In späterer Zeit wird sie, wenn auch weniger romantisch, doch noch berühmter werden durch ihre ungemeine Zuckerproduction, sowie durch ihre Lage, die sie zu einer Kohlenstation für die Dampfer in den indischen Gewässern höchst geeignet macht.

Sie ist von keiner großen Ausdehnung und bildet ein unregelmäßiges Oval von NO. nach SW., ungefähr 30 Meilen lang

und zwischen 18 und 27 Meilen breit; ihr Areal beträgt gegen 500,000 Morgen. Während ihre Lage sie für verschiedene halbtropische Producte geeignet macht, scheint doch nur ein einziges von diesen das Monopol des Fleißes und Unternehmungsgeistes erlangt zu haben. Die Zuckerausfuhr betrug im Jahre 1812 : 969,264, im Jahre 1820 : 15,524,755, und im Jahre 1830 : 67,926,692 französische Pfund. Von dieser Zeit an bis zu den Jahren 1843 und 1844 schwankte sie zwischen 60 und 68 Millionen Pfund. Während dieser Periode war es, wo die englische Emancipationsacte in Wirkung trat. In den Jahren 1845—46 betrug der Export 102,168,168 Pfund; 1851—52 : 137,375,179, und 1852—53 versprach er eine Höhe von 140 Millionen Pfund zu erreichen, was in englischem Gewicht über 154 Millionen Pfund Schwergewicht ausmachen würde. Welche ungeheure Höhe für den jährlichen Export eines solchen Ländchens!

Die Oberfläche der Insel besteht aus hohen Gebirgen, welche sich auf allen Seiten nach dem Ocean zu senken. Der Boden ist ein thoniger Lehm, mit einer fabelhaften Menge von Steinen übersäet. An den höheren Theilen ist die Temperatur kühl, ja zu Zeiten kalt, in der Nähe des Meeres dagegen warm, wie die Ländereien dort auch fetteren Boden haben, als mehr im Innern. Viele Jahre hindurch war der Anbau des Zuckerrohres demzufolge auf einen verhältnißmäßig geringen Raum beschränkt; allein seit der Anwendung des Guano in der europäischen Landwirthschaft ist derselbe auch reichlich auf Mauritius eingeführt worden, wodurch sich die Ausdehnung der Zuckerländereien bedeutend vergrößert hat und noch fortwährend steigt. Allein trotz des günstigen Klima's, des guten Bodens und der besten Düngemittel könnten doch solche Ernten wie die obenerwähnten nicht ohne eine gehörige Unterstützung von Arbeitskräften erzielt werden, und an diesen scheint denn auch großer Ueberfluß zu sein. Ich sage Ueberfluß, weil mich der ungemein niedrige Stand der Löhne zu diesem Glauben veranlaßt, obgleich selbst

darüber noch manche Klagen zu hören sind. Es kann hier keine wohlbegründeten, — das heißt, auf die Nothwendigkeit des Falles gestützten Petitionen geben, wegen abweichender Taxen zu Gunsten des durch die Arbeit gemietheter Leute producirten Zuckers und desjenigen, welcher das Ergebniß von Sklavenarbeit ist. Ebenso wenig wird diese Arbeit freiwillig geleistet, noch ist sie frei von Zwang, wenn wir nach gewissen Proben in einem Kohlenhofe, den wir von unserem Schiffe vollständig übersehen konnten, urtheilen dürfen. Der erwachsene, für fünf Jahre gemiethete freie Arbeiter, den man aus Hindostan kommen läßt, kostet mit Einschluß des Lohnes, der Nahrung, Kleidung, Arznei, ꝛc. nur gegen 50 Dollars im Jahre, die Kosten für die Pflege der Jungen, Schwachen und Alten abgerechnet. Es ist kaum möglich, daß Sklaven in Brasilien oder auf Cuba jährlich weniger kosten können, wenn sie überhaupt für so wenig zu erhalten sind, und in Louisiana können sie nicht weniger als 100 bis 150, oder 200 Dollars per Kopf kosten. Aber so ist es nun einmal in Ländern, wo die Bevölkerung so dicht ist, daß die Noth, die strenger gebietet, als Gesetze, die Menschen zum Arbeiten zwingt, und somit liegt es in dem Vortheil des Grundbesitzers, lieber gedungene Arbeiter zu beschäftigen, als Sklaven.

Unter solchen Verhältnissen greift die Emancipation natürlich um sich und wird immer mehr um sich greifen, wo die Interessen der gesetzgebenden Macht groß und gleichartig sind, sobald die Selbstsucht ein herrschenderes Motiv ist, als Philanthropie oder Mildthätigkeit, wenn es überhaupt in allen Fällen mildthätig wäre, zu emancipiren. Wenn die Freilassung unter widerstreitenden Verhältnissen stattfindet, so erfolgt aus derselben Unglück und Untergang und eine lange Reihe von Uebeln für alle Parteien.

Der Bau des Zuckerrohrs wird fast lediglich durch Handarbeit zu Wege gebracht. Ein Herr, welcher die Insel seit sechszehn Jahren bewohnt, berichtet, daß „er nur eine einzige Besitzung auf

ganz Mauritius kenne, wo der Pflug in Anwendung gebracht werden könnte." Dies hat seinen Grund in der großen Masse loser Felsstücke oder Rollsteine, welche über den in seinem Urzustande befindlichen Boden ausgestreut liegen. Jetzt sind diese Steine durch lange und mühselige Arbeit endlich in Reihen oder Dämmen gesammelt worden, so daß sie einem rohen steinernen Gehege gleichen. An manchen Stellen überraschen diese Dämme förmlich durch ihre Anzahl, Länge und die Nähe, in der sie neben einander laufen. Sie liegen nämlich drei bis vier Fuß aus einander und gehen aus einer bloßen Linie losgerissener Felsstücke abwechselnd in fortlaufende, gutgebaute Dämme von zwei, drei bis vier Fuß Höhe über. Da ihre Basis sehr breit ist, so ist natürlich der Zwischenraum des freien Bodens sehr schmal. Hier werden die Zuckerrohrsenker gepflanzt. Die Mühe, welche das erste Klären des Feldes verursacht, muß ungemein groß sein; allein sind die Felder erst auf solche Weise hergerichtet, so werden sie von den Pflanzern auch allen übrigen vorgezogen, da sie weniger Arbeit erfordern, um das Rohr von Gras rein zu halten, und auch weniger von Zugwinden zu leiden haben, als die anderen. Die dichte Steinschicht erhält die Erde kühl und beständig feucht, und man hält auch den Saft hier für reicher an Zuckerstoff. Ein solches Feld gleicht zur Zeit des wachsenden Rohres einer kahlen, dürren Steinfläche, weil das Rohr dahinter verborgen ist; allein wenn es seine volle Höhe ziemlich erreicht hat, so bietet es den Anblick eines grünen, wogenden Meeres, unseren edlen Maisfeldern nicht unähnlich. Der Ertrag ist sehr bedeutend; unser oben erwähnter Gewährsmann bemerkte, daß „5000 Pfund Zucker eine gute Ernte ist."

Ich bin außer Stande, in nähere Details über diese Cultur einzugehen, und vielleicht sind dieselben auch nicht von besonderem Interesse, aber ich will wenigstens noch hinzufügen, daß man sich außer dem Guano noch anderer Düngemittel bedient, worunter besonders die Asche der in den Dampfmaschinen verschiedener Be-

sitzungen als Feuerungsmaterial verwendeten Rohrhalme zu nennen sein dürfte.

Eine Gesellschaft von unserem Schiffe wurde von dem Besitzer einer dieser Pflanzungen bewirthet, und wir hatten Gelegenheit, uns die Einrichtungen anzusehen. Das Rohr wurde in Wagen, auf leichten durchbrochenen Lattengestellen, von Maulthieren gezogen. Das Zuckerhaus war sehr geräumig. Hier mußte das Zuckerrohr alle Processe durchmachen, von dem gewichtigen Pressen in der Dampfmaschine bis zur Ausdunstung des Saftes in Pfannen und seiner Verwandlung in Zucker. Die Maschine war sehr gut und wurde mit Reisig und den gepreßten, entzuckerten Rohrstäben geheizt. Das Feuerungsmaterial schien etwas karg zu sein, und es mag bemerkt werden, daß man sich auf Mauritius weit lebhafter für den Erfolg von Ericsson's Dampfmaschine interessirte, als in den Vereinigten Staaten. Diese Thatsache deutet an, wie aufmerksam jene Leute auf Alles sind, was auf ihren besonderen Vortheil von Einfluß sein kann.

Ueberall, wohin wir kamen, war das Wohnhaus des Besitzers im Vergleich zu der Pracht des Zuckerhauses, sowie zu der Ausdehnung und dem Werthe der Besitzung, klein und anspruchslos. Wir wurden stets mit der herzlichsten Gastfreundschaft, deren wir uns lange erinnern werden, empfangen und bewirthet.

Mauritius besaß früher große Heerden stattlichen Rindviehes, welches wahrscheinlich für den Bedarf der Bewohner genügte, allein eine unglückliche Epidemie, deren Veranlassung unbekannt blieb, hat diese Thiergattung fast ganz hingerafft. Jetzt erhält die Insel ihr ganzes Schlachtvieh durch Einfuhr von Madagascar.

Ceylon.

In Betreff dieser Insel haben wir nur wenige Bemerkungen über die Umgebung von Point de Galle zu machen.

Hier begegnen wir zuerst dem Muskatnußbaum. Innerhalb einer Meile von der Stadt befindet sich ein großer und mehrere andere Bäume der Art, welche ersterem nicht viel nachgeben. Mein kleiner freiwilliger Führer wünschte ganz besonders meine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, da er ihm als ein Gegenstand erschien, der das specielle Interesse der Fremden verdiente. Sein Anblick war aber auch eine vollkommene Belohnung für den deshalb unternommenen Spaziergang. Er war gerade mit Früchten bedeckt, die von Tag zu Tag mehr reiften, und in diesem Zustande giebt es wenig, oder gar keine Bäume, welche die herrliche Erscheinung des Muskatnußbaumes übertreffen, oder nur mit ihm in die Schranken treten können. Die Bäume waren in der üppigsten Entwickelung und sollen die ersten sein, welche auf Ceylon gepflanzt wurden. Ganz abgesehen von der Frucht, sind sie schon durch die Pfropfreiser allein eine Quelle sehr bedeutenden Verdienstes für den Eigenthümer.

Die Kokosnußhaine dieser Insel sind vielleicht in der ganzen Welt nicht schöner zu finden. Die Küste ist mit einem breiten Gürtel derselben umgeben, und auch diese Bäume sind groß und üppig. Es giebt keine Einfriedigungen um dieselben, noch sind die Leute besonders ehrlich; allein die Früchte werden durch ein äußerst einfaches Verfahren vor Plünderung bewahrt. Eines der großen palmenartigen Kokosnußblätter wird ungefähr sechs Fuß von dem Erdboden entfernt an dem Stamme des Baumes in die Höhe gelegt und dort vermittelst seiner kleinen Blättchen befestigt. Dies ist nicht etwa ein aus Aberglauben entsprungenes Zaubermittelchen, sondern jeder Versuch, das Blatt, wenn es verdorrt ist, herunterzureißen, um den Baum ungehindert erklimmen zu können, oder

über dasselbe hinwegzuklettern, würde einen so gewaltigen Lärmen verursachen, daß selbst die verschlafensten Bewohner einer nahe liegenden Hütte darüber erwachen müßten. Diese leblosen Wächter könnten einzig und allein durch Strickleitern zu umgehen sein.

Einige unserer Officiere besuchten einen Zimmetgarten in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt. Er befand sich in sehr vernachlässigtem Zustande; auch war die Luft keineswegs von dem erwarteten wohlthuenden Dufte erfüllt. Diejenigen, welche in den Ländern des Ostens würzige Lüfte erwarten, werden sich getäuscht sehen.

Singapore.

Nichts besonders Bemerkenswerthes bietet sich hier dar, als jener wundervollste aller Baumgärten oder Pflanzungen, — ein Garten von Muskatnußbäumen. In einer Nummer von Silliman's Journal ist ein vollständiger Bericht über die Cultur und Behandlungsweise dieser Bäume zu finden. Wir wollen hier nur einer besonderen Eigenthümlichkeit Erwähnung thun, und diese ist, daß jeder Baum, nachdem er gepflanzt worden ist, während der ersten zwei bis drei Jahre vor der Sonnenhitze geschützt werden muß. Dies geschieht durch grobe Matten, welche auf einem einfachen Lattengestell ruhen.

Die Mangosteen, welche bei Vielen für die köstlichste aller Früchte gilt, ist hier vorzüglich gut zu finden.

Es giebt hier einige großartige, freilich auch kostspielige Anstalten für die Bereitung des Sago's, und es werden große Massen

desselben geliefert. Das rohe Material stammt von der Sagopalme her und wird auf dem Handelswege von den umliegenden Inseln zugeführt. Ein freundlicher Bewohner der Insel, dessen Zuvorkommenheit wir vollkommen zu würdigen wissen, lenkte unsere Aufmerksamkeit auf diese Anstalten.

Bericht

über den

Landbau von China.

Von Daniel S. Green, Arzt der V.=St.=Flotte.

Meine Beobachtungen waren so beschränkt, daß sie mir kaum die einfachsten Notizen über den Landbau China's gestatten; allein einige Thatsachen von gewissem Interesse kann ich nicht unterlassen zu berichten.

Anstatt bei der Annäherung an die südöstliche Küste von China auf angeschwemmte Erdflächen oder ebene Ländereien zu stoßen, erblickt man eine durch lange Ketten hoher Gebirge wie mit einem ehernen Gürtel umgebene Küste. Diese Bergketten steigen unmittelbar am Strande empor, ohne auch nur durch einen schmalen Streif flachen Landes von dem Meere getrennt zu sein Inseln mit solcher Küstenbildung finden sich in großer Menge in diesen Gewässern. Die Gebirge sind jetzt der Wälder beraubt, wenn sie überhaupt jemals damit bekleidet waren, allein in einigen Thälern wachsen verschiedene Bäume und Knieholz. Die übrige Oberfläche

ist entweder ganz kahl, oder mit Unkraut und kurzen, groben Gräsern bewachsen. Im Ganzen genommen ist das Land ein elender, sandiger Thonboden, den hauptsächlich Mangel an Feuchtigkeit so schlecht macht. An einigen Stellen, besonders auf schmalen Landstreifen am Fuße der Hohlwege oder Schluchten, wo eine Bewässerung möglich ist, hat man kleine Strecken Landes bebaut; allein diese kleinen grünen Striche sind in der großen dürren Wildniß kaum zu sehen. Wiewohl China das „Blumige Reich" genannt zu werden pflegt, so bietet es hier doch einen keineswegs einladenden, sehr wenig versprechenden Anblick.

Wenn man den Canton- oder Pearlfluß hinauffährt, der an der Mündung sehr breit ist, nach Boca Tigris hin jedoch allmählich immer schmäler wird, so bieten beide Ufer fortwährend denselben Anblick wie die Seeküste; kurz, der Fluß geht hier durch eine Küstenkette von Gebirgen.

Ueber Boca hinaus dehnt sich das Land in ungeheurer Entfernung in flachen angeschwemmten Ebenen aus. Einige dieser Anschwemmungen haben sich erst in geschichtlicher Zeit gebildet, und weiterhin werden jetzt immer noch neue Landstrecken angespült. Sobald diese Formationen fortwähren und eine gehörige Ausdehnung erlangen, werden Eindämmungen aufgeworfen, zwischen denen sich in gemessenen Zwischenräumen Schleusen oder Kanäle befinden, um den Booten zu allen Theilen der Ebene Zugang zu gewähren, und auf solche Weise ist ein großer, vielleicht der größere Theil aller Kanäle in Stromwasser gebaut worden, woraus sich auch die geringen Kosten erklären. Die beim Graben der Kanäle ausgeworfene Erde bildet die Grenzen oder Einfriedigungen der Felder und zu gleicher Zeit eine Art von Damm; um nun zu verhindern, daß das Erdreich durch die Fluthen wieder hinweggespült wird, pflanzt man Reihen von Bananen, Bambus oder anderen Bäumen auf diese Dämme. Die Schleusen, durch welche das Wasser nach Verhältniß der Ebbe und Fluth zu- oder abfließen kann, je

nachdem es sich um Entwässerung oder Bewässerung handelt, werden aus Brettern zusammengefügt.

Diese Ebene ist von sehr bedeutendem Umfange, da sie von der Küstenbergkette bis zu den nächsten Hochgebirgen ungefähr dreißig bis vierzig Fuß breit ist und sich so weit erstreckt, als das Auge nur reichen kann. Auf ihrer ganzen Fläche werden jährlich zwei Reisernten gewonnen, ausgenommen an den Stellen, wo Zuckerrohr gepflanzt werden kann, und wo Küchengewächse für den Bedarf der Städte, Dörfer 2c. gebaut werden. Die Vorbereitung des Bodens für den Reis scheint einfach und nicht kostspielig zu sein; ebenso wenig haben wir jemals eine so große Anzahl von Feldarbeitern gesehen, wie wir nach dem Gehörten erwartet hatten. Zur Erntezeit scheinen die Städte ihre Bürger förmlich zu entsenden, um den Landleuten beizustehen, und wir begegneten einer ganzen Flotte von überfüllten Booten, deren sämmtliches Personal der Erfüllung jenes edlen Zweckes zueilte.

Das Land wird entweder mit dem Pfluge oder mit der Hacke vorbereitet. Der Pflug wird von einem großen, schwerfälligen, unansehnlichen Ochsen — dem Wasserbüffel — gezogen und ist ein rohes Werkzeug, das kaum eine Stufe höher steht, als sein alter Vorläufer in Griechenland oder Rom. Die Erde ist, während sie gepflügt wird, durchnäßt, weshalb sie sich sehr leicht bearbeitet, und da unmittelbar darauf das Wasser durch die Schleusen wieder eindringt und sie überschwemmt, so ist das Erdreich so vor dem Dörren durch die Sonnengluth geschützt. In demselben Zustande befindet sich der Boden, wenn er mit der Hacke, einem großen, breiten Werkzeuge, bearbeitet wird. Wenn eine Anzahl Arbeiter hinter einander stehend mit diesen Hacken arbeitet, so entstehen dadurch Furchen, die denen eines guten Pfluges mehr gleichen, als die durch einen chinesischen Pflug entstandenen. Nachdem der Boden gänzlich aufgewühlt oder durch Ueberschwemmung gelockert, vielleicht auch mit Eggen oder anderen Werkzeugen

bearbeitet worden ist, wird der junge, in Beeten gezogene Reis in regelmäßigen Zwischenräumen von ungefähr zwölf Zoll eingesetzt. Diese Arbeit wird von Leuten beiderlei Geschlechts verrichtet, die mit bloßen Füßen und nackten Beinen in dem Wasser herumwaten. Die Felder werden regelmäßig bewässert, bis der Reis der Reife naht, worauf sie trockengelegt werden. Reis ist das reichste Erzeugniß China's, da er das Hauptnahrungsmittel ausmacht und bei der zahlreichen Bevölkerung jenes Landes die Stelle des Brodes vertritt.

Außer dem Reis werden in der Umgebung von Canton noch verschiedene andere Producte erzeugt, als: Thee, auf einer beschränkten Strecke, Zuckerrohr von guter Qualität, verschiedene Wurzelsorten, viele Gemüse, als: Kartoffeln, Mais, Liebesäpfel ꝛc., sowie auch Früchte. Unter letzteren befindet sich auch eine sehr bemerkenswerthe Obstsorte, die in den Vereinigten Staaten eingeführt sehr werthvoll sein würde, nämlich die Mandarinorange, eine kleine, aber herrliche und äußerst wohlriechende Frucht in einer sehr dünnen Schale, die sich mit der größten Leichtigkeit vom Fleische ablöst, ohne die Finger mit dem Safte zu beschmutzen; die Hiche, ein besonderes Lieblingsobst der Chinesen, das in der That von sehr angenehmem Geschmack ist, und auf einem hohen, schönen Baume wächst, der ein heißes Klima erfordert; die Persimonpflaume, merkwürdig durch ihren großen Umfang (mehrere fast drei Zoll im Durchmesser), und mild und angenehm für den Gaumen. Coolieorangen, Bananen, Eieräpfel wachsen ebenfalls hier.

Diese Bäume werden gewöhnlich auf den Dämmen, von denen die Reisfelder umgeben sind, gepflanzt, wodurch sie nicht allein vor Schaden bewahrt werden und Raum ersparen, sondern auch dazu beitragen, die Einförmigkeit einer Landschaft, welche aus großen, weiten Ebenen besteht, zu mildern.

Die animalische Nahrung der Chinesen in diesem Theile des Landes scheint wenig Abwechslung darzubieten, da sie hauptsäch-

lich aus Geflügel und dessen Eiern, Fischen, Schweinen und einer Art gemeinen, untergeordneten Rindviehes besteht. Es giebt auch Hammelfleisch, allein dies wird für die fremde Bevölkerung aus dem Norden gebracht und zu hohen Preisen verkauft.

In der Behandlung des Geflügels, die Enten ausgenommen, scheint keine besondere Eigenthümlichkeit vorzuherrschen. Die Eier der letztgenannten Vögel werden in Canton in großer Anzahl ausgebrütet. Sie werden in großen, von Weidenruthen geflochtenen Körben von der Größe einer Tonne in Schichten, zwischen denen Papier liegt, geordnet, in Zimmer gestellt und dort in gehöriger Zeit korbweise ausgebrütet. Ich bin über die näheren Einzelheiten nicht unterrichtet und weiß nicht, ob die Zimmer künstlich gewärmt werden; allein einer der Officiere des Geschwaders war bei dem Verfahren zugegen und glaubte, das Brüten werde durch die natürliche Temperatur verursacht — wenigstens, als er es mit ansah. Das ganze Verfahren ist so sicher, daß man die Dauer der Brütezeit bis auf wenige Stunden kennt, und der Proceß in allen Eiern eines Korbes fast gleichzeitig vor sich geht und immer nur höchstens bei wenigen einzelnen fehlschlägt. Wenn die jungen Enten die gehörige Größe erreicht haben, werden sie in großen Entenbooten auf dem Wasser umhergeschickt. Unter dieser Bezeichnung denke man sich ein langes Boot mit breiten Plattformen, welche sich nach jeder Seite hin ausbreiten, mit einer Einfassung versehen und mit groben Matten bedeckt sind. In diesen Booten werden die Enten zu mehreren Hunderten untergebracht, und von Zeit zu Zeit den Fluß hinauf oder abwärts gerudert, um frischen Futterboden — die Ränder der Flüsse und Felddämme — aufzusuchen. Laufbretter, die über das Wasser gelegt werden, dienen den Enten als Steg beim Ausgange und bei der Rückkehr auf das Boot; diese Thiere sind so wohlerzogen, daß sie auf einen gewissen Ruf augenblicklich zurückkommen, und das mit einer solchen Pünktlichkeit, daß man scherzweise behauptet, die Saumseligen, welche zuletzt hereinkommen,

erhielten von den Hütern Schläge, um sie an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Am Morgen werden Massen von Eiern auf diesen Booten gefunden und an die Brüteanstalten abgeliefert, oder auf andere Weise benutzt.

Viele Familienboote*) besitzen ebenfalls ein Paar Enten, die wegen ihrer Eier gehalten werden. Ein cylinderförmiger Korb von ungefähr zwei Fuß Länge und einem Fuß im Durchmesser, der an den Enden geschlossen ist und am Stern des Bootes in horizontaler Richtung durch Stricke befestigt wird, enthält die Thierchen und stellt Hühnerhof und Hühnerhaus zu gleicher Zeit vor. Mitunter werden die Enten in das Wasser hinabgelassen; ja zuweilen gestattet man ihnen sogar, sich um das Boot herum eine freie Bewegung zu machen.

Die Fischteiche der Chinesen sind berühmt; sie sind sehr zahlreich und ergiebig, und versorgen die Einwohner mit einem großen und vielleicht dem nahrhaftesten Theile ihrer animalischen Nahrungsmittel. Unser Kaplan gab einem Missionär eine Uebersicht der neueren französischen Entdeckungen in Betreff der Fischzucht und ersuchte ihn, die Chinesen mit den näheren Einzelheiten darüber bekannt zu machen. Es wäre zu wünschen, steht aber zu bezweifeln, daß sie sich die Vortheile zu Nutzen machen, die ihnen dadurch geboten werden.

Das Schwein ist das Lieblingsthier der Chinesen, und sie ziehen das Fleisch desselben dem aller anderen Hausthiere vor. Es wird von den Chinesen auf das sorgsamste gepflegt, und wenn diese gleich in vieler Hinsicht kein allzureinliches Volk sind, so halten sie doch ihre Schweineställe in der größten Sauberkeit. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders von einem Herrn, der zu Singapore

*) Familienboote. Eine große Menge der Einwohner China's leben auf dem Wasser, in kleinen Booten. In diesen werden sie geboren, leben und sterben darin. Sie haben in denselben ihren ganzen Haushalt, Güter und Zubehör.

lebt, wo die große Mehrzahl der Einwohner aus Chinesen besteht, auf diesen Gegenstand gelenkt, indem derselbe auf einen der Schweineställe deutete und behauptete, sie seien reinlicher als die Wohnhäuser. Die Schweine werden gewöhnlich, wo nicht stets, in engen Ställen oder Häuschen gehalten, ein Gebrauch, der sehr alt sein soll. Da diese Thiere nicht viel Bewegung haben und mit nährendem Futter, wie Reisabfall, Küchengewächsen ꝛc. erhalten werden, so setzen sie sehr leicht Fett an und erlangen eine frühe Reife. Es giebt hier keine langen, schlanken, herumschnüffelnden Schweine, sondern lauter stämmige, wohlgenährte Thiere — die jedoch leicht dickbäuchig und breitrückig werden. Obgleich gewöhnlich klein, oder nicht über die mittlere Größe hinaus, erreichen einige dieser Thiere doch einen sehr großen Umfang, und geben in ihren ungeheuren Fleisch- und Fettmassen den Resultaten wenig nach, welche in England und Amerika mitunter durch starkes, lange fortgesetztes Mästen erreicht werden.

Es giebt Schweine, welche innerhalb der Vorhöfe der Tempel aufgezogen und gefüttert werden, und da sie geheiligt (vielleicht den Götzen geweiht) sind, so leben sie dort in guter Ruhe und Gemüthlichkeit, bis sie endlich eines natürlichen Todes sterben. Canton hat ein heißes Klima, und dennoch muß ich bemerken, daß ich dort weder finniges, noch tuberculöses Schweinefleisch gesehen habe, wie es in den tropischen Theilen Amerika's nicht selten der Fall ist.

Das Schweinefutter läßt man in leichte Gährung übergehen. Das Gähren bringt dieselbe Veränderung bei stärkehaltigen Nahrungsmitteln hervor, wie das Kochen, es löst oder trennt das Häutchen des stärkehaltigen Kornes. Korn und Reis, ja selbst Kartoffeln bestehen meistentheils aus stärkehaltigen Kügelchen, von denen jedes wiederum in ein Häutchen gehüllt ist, so wie es bei dem ganzen Korn der Fall ist; wenn dies Häutchen nun nicht gelöst wird, so läßt sich das stärkehaltige Kügelchen ebenso wenig

verdauen, als das Korn, wenn dessen Hülse nicht getrennt ist, und beide gehen dann häufig unverdaut wieder ab. Allein so wie das Mahlen die Hülse löst und das ganze Korn zermalmt, damit es verdaulicher und demzufolge nahrhafter wird, so löst das Kochen oder Gähren das Häutchen von dem stärkehaltigen Kügelchen ab und macht dieses verdaulich und folglich auch nahrhafter.

Das Rindvieh in diesem Theile China's ist von gemeiner, magerer Gattung, und obendrein sehr selten. Diejenigen Landstrecken, welche vermöge ihrer Fruchtbarkeit und Feuchtigkeit gutes Rindvieh hervorbringen könnten, sind alle angebaut, und das höhere Land kann wegen der Hitze des Klima's und seiner Dürre nur Gräser und Unkraut hervorbringen, welche sich durchaus nicht zum Futter des Rindviehes eignen würden.

Von Macao behält die Meeresküste ihren gebirgigen Charakter, mit einigen leichten Abflachungen nach Norden und Osten, bis nach Ningpo; allein über die hohen Inseln in der Gegend von Chusan hinaus wird sie niedrig und flach. Dies ist ein Theil der angeschwemmten Landebene, welche die Fluthen des mächtigen Yang-tse-kiang hier angespült haben. Gleich den Ebenen in der Umgegend von Canton, wird das Land nach allen Richtungen hin von Kanälen durchschnitten, welche zuweilen die Breite und den Namen eines Flusses annehmen. Aus diesen Kanälen oder Flüssen wird an Stellen, wo die Fluth nicht hoch genug steigt, um das Land zu überschwemmen, das Wasser durch eine einfache und rohe Maschinerie emporgepumpt. Dieselbe besteht aus einem starken Kammrad, das von Ochsen in Bewegung gesetzt wird und eine Walze am oberen Ende einer Mulde dreht; an dem unteren Ende dieser in den Kanal gesenkten Mulde befindet sich eine zweite Walze, und über diese bewegt sich wiederum eine endlose Reihe hölzerner Kasten. Diese Kasten schöpfen das Wasser aus dem Fluß, führen es in die Mulde und von da auf die Felder, wo es sich durch offene Kanäle weiter verbreitet. Die ganze Maschinerie kann sehr

leicht von einer Stelle auf die andere fortbewegt werden, und die Mulde wird in jedem Winkel, je nachdem das Ufer mehr oder minder abschüssig ist, angebracht.

Wenn man sich Shanghae im Monat Mai auf dem Woosung nähert, so bietet das Land zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, einen ungemein üppigen Anblick dar und bildet eine so abwechselnde und schöne Landschaft, als es sich bei einer so einförmigen Fläche nur immer erwarten läßt. Die hat seinen Grund in den vielen, zerstreut umherliegenden Flecken und Dörfern, die von großen, prachtvollen Bäumen umgeben sind, und in einer Menge kleiner Dämme, welche zusammengenommen die Einförmigkeit des Landes unterbrechen; hierzu kommt noch, daß sich das ganze Land im Zustande der vollkommensten Cultur befindet. Weizen und Gerste, die der Reife nahe sind, bedecken den Boden und dehnen sich ohne Ende Meile auf Meile aus, ohne von Einfriedigungen unterbrochen zu werden. Es ist in der That ein herrlicher Anblick. Hier und da gewahrt man einige Arbeiter, welche das Getreide vom Unkraut zu säubern scheinen.

In größerer Nähe und bei genauer Beobachtung wird man jedoch in Betreff der gemuthmaßten Geschicklichkeit und Sauberkeit chinesischer Cultur bedeutend enttäuscht. Das Land befindet sich in einem feuchten, fast schlammigen Zustande, der dem Weizen durchaus nicht zusagt, und der Boden zwischen den Reihen oder Furchen ist fast ganz mit Gras und Unkraut bedeckt. Sowohl Weizen als Gerste stehen in Reihen, als wären sie mit dem Pflanzstocke gepflanzt oder umgesetzt worden. Der Ertrag des Weizens ist keineswegs so ergiebig, als der Schein in einer gewissen Entfernung vermuthen läßt. Die Aehren sind klein und dürftig, und der Morgen wird wahrscheinlich nicht über zehn bis fünfzehn Scheffel liefern, wohingegen der Ertrag von Ländereien, die anscheinend von ähnlicher Qualität sind, in den Vereinigten Staaten und England die doppelte oder dreifache Höhe erreichen würde. Es

bot sich keine Gelegenheit, die Qualität des reifen Weizens zu prüfen, allein eine Probe von dem verflossenen Jahre war sehr mittelmäßig, — würde in unserem Lande nicht für „gangbar“ betrachtet worden sein, — und wurde dennoch von einem Verkäufer in Shanghae „guter Weizen“ genannt. Es war eine rothe, nicht gut gesäuberte Sorte und die Körner klein, verschrumpft und leicht. Wenn dies eine gute Sorte gewesen ist, so kann es Niemand Wunder nehmen, daß die Chinesen den Weizen nicht lieben, sondern ihrem einheimischen Producte, dem Reis, den Vorzug geben. Das thun sie in demselben Maße, als die Engländer den Weizen über den Mais schätzen. Vor einigen Jahren wurden zwei Chinesen mehrere hundert Meilen in das Innere des Landes gesendet, um sich von einer israelitischen Gemeinde, welche in einer Stadt am Whang-ho lebt, eine Copie der hebräischen Bibel zu verschaffen. In ihrem Reiseberichte schildern sie die Größe ihrer Noth, die fast an das Verhungern grenzte, indem sie erzählen, daß die Leute, welche längs jenem Flusse wohnten, dazu gezwungen gewesen wären, „Weizenbrod“ zu essen, da ungewöhnliche Zugwinde und Wassermangel eine Mißernte des Reises verursacht hätten.

Im Herbste wird in diesen Gegenden zum zweiten Mal gesäet, und diese Aussaat besteht hauptsächlich aus Reis, sowie aus Baumwolle. Die Baumwolle wird im Mai von einem Manne in den stehenden Weizen gesäet. Sie bleibt unbedeckt und keimt, wo sie zu Boden fällt. Sie gehört meistens der weißen Sorte an, wiewohl man zuweilen auch nankingfarbige Baumwolle gewahrt.

Auf den Baumwollenfeldern wird noch eine dritte Ernte gewonnen, die aus einer großen, harten Kleiesorte besteht. Diese wird mitten zwischen die wachsenden Baumwollenpflanzen gesäet und erlangt ihre Reife im zeitigen Frühjahre.

Es möchte auf diese Weise scheinen, daß die Chinesen jährlich zwei Ernten von fast allen cultivirbaren Ländereien erhalten, oder wenigstens von denjenigen Landstrecken, welche bewässert wer-

den können. Und obgleich der Ertrag wohl nicht so reichlich ist, als er es bei besserem Verfahren sein könnte, so genügen doch die zwei jährlichen Kornernten für die Erhaltung einer so zahlreichen Bevölkerung. Allerdings wird von diesen Ernten wenig zum Unterhalt von Arbeitsthieren verwendet, da es deren nur wenige, ja fast gar keine giebt.

Außer den gewöhnlichen Gemüsepflanzen giebt es noch eine Art derselben, die so allgemein, so häufig und beliebt ist, daß ich nicht umhin kann, ihrer Erwähnung zu thun. Sie ist für die Chinesen das, was der Kohl für die Holländer ist, und gehört gleich diesem zur Klasse der Brassica. Der Petsai, — der chinesische Name der Pflanze, — scheint ein Mittelding zwischen Mangold (Beete) und grünem Kohl zu sein, hat lange, etwas schmale, gekräuselte Blätter und trägt in gutem Boden bei gehöriger Bewässerung sehr reichlich.

Es giebt in dieser Gegend auch einen kleinen gelben Klee von geringem Werth; allein eine andere Kleeart, die in unseren mittleren und ganz besonders in unseren südlichen Staaten von großem Werthe sein würde, ist ebenfalls dort heimisch. Dr. Wilson, einer der Aerzte in englischen Seediensten, der während des Opiumkrieges einige Zeit lang auf der Insel Chusan stationirt war, spricht sich folgendermaßen darüber aus:

„Gegen das Ende des Herbstes, nachdem die Reisernte eingesammelt worden ist, wird eine harte Kleeart gesäet, welche trotz gelegentlicher starker Fröste während des Winters kräftig wächst. (Der Wechsel des Thermometers ist von 88° auf 28° Fahrenheit.) Man benutzt diese Kleesorte, die sehr reichlich gezogen wird, fast stets als ein Düngemittel, und sie besitzt auch ohne Zweifel ungemein fruchtbare Eigenschaften." Nachdem er sich darüber ausgesprochen, wie schnell sie wächst, wie nahrhaft und überdies wie angenehm sie für das Auge ist, da sie eine Menge dunkelrother Blumen trägt, fügt er hinzu: „Man weiß nichts Genaues über

die Eigenheiten dieses Klees, allein er wächst in trockenem Boden und ähnelt der Pflanze, welche man in England spanischen Klee nennt, wenn er nicht vielleicht gar derselben Sorte angehört."

Jedenfalls würde sich dieser Klee als sehr brauchbar zum Düngen bewähren. Ich wünschte mir Samen davon zu verschaffen, war es jedoch nicht im Stande. Ebenso bemühte ich mich, Samen von dem Haidekorn der Färber (Polygonum tinctorium) zu erlangen, allein ebenfalls ohne Erfolg. Man sagt, daß diese Pflanze in China sehr häufig zum Färben benutzt wird, und die steigende Nachfrage unserer Manufacturen nach Färbestoffen macht eine derartige Hülfsquelle ungemein wünschenswerth.

Dieses Volk ist wegen seines Erfolges in Anwendung von Düngemitteln so merkwürdig, daß selbst der flüchtigste Beobachter nicht umhin kann, einige Bemerkungen darüber zu machen, und als ein solcher habe auch ich es gethan.

In dem Auszuge aus Dr. Wilsons Bericht ist des grünen Düngemittels bereits Erwähnung gethan worden. Als oberes Düngungsmittel wird der angespülte Niederschlag von den Rändern und Betten der Flüsse und Kanäle über das Land vertheilt; Abfall und Unflath aller Art scheint sorgfältig gesammelt und, nachdem er gegohren hat, benutzt zu werden. Ob man Harn oder mineralische Düngemittel anwendet, wurde nicht in Erfahrung gebracht, wiewohl es ohne Zweifel mit großem Nutzen geschehen könnte. Außer den oben erwähnten Mitteln werden sowohl flüssige als consistente menschliche Excremente allgemein und vielleicht in größerer Masse verwendet, als in irgend einem anderen Lande. Man giebt sich durchaus keine Mühe, den üblen Geruch zu beseitigen, und die natürliche Folge ist, daß die Ausdünstung beim Sammeln, Vertheilen und bei der Bearbeitung dieses Düngers eine der größten Unannehmlichkeiten ist, welche sich dem Fremden sowohl in den Städten, als auf Landstraßen und Feldern bemerkbar macht. In den Städten befinden sich an den Seiten der Straßen in ver-

schiedenen Zwischenräumen Behältnisse, die von den Vorübergehenden besucht werden und so offen sind, daß sie sowohl das Auge, als die Nase beleidigen. Der Inhalt dieser öffentlichen Behältnisse und derjenigen in den Wohnhäusern wird in unbedeckten Eimern nach chinesischer Weise durch die Straßen nach den zum Weitertransport bestimmten Booten geschafft — eine Beförderungsart, die für den Fremden äußerst ekelerregend ist, während die Bürger des himmlischen Reiches diesem „eingeborenen Gebrauche" die größte stoische Gleichgültigkeit entgegensetzen. Wenn man hierzu noch den Schlamm und Schmutz in den engen Straßen rechnet, so möchte es wohl schwer halten, einen widerwärtigeren, schmutzigeren Ort zu finden, als eine chinesische Stadt, — Shanghae als Muster genommen.

An dem Bestimmungsorte angelangt, wird die übelriechende Masse in geräumige irdene oder andere Behälter geworfen, durch leichte Decken vor der Sonne und dem Wetter geschützt, von Zeit zu Zeit mit Wasser versetzt und für die Zeit der Verwendung aufbewahrt. Die Zeit der Benutzung scheint einer der wichtigsten, wo nicht der wichtigste Punkt zu sein, da der Dünger entweder bei den keimenden oder den ganz jungen Pflanzen angewendet wird. Dies treibt die Pflanze in einer kritischen Periode, von welcher ihre ganze künftige Entwicklung und Reife großentheils abhängt. Dies Düngemittel scheint stets in flüssigem, verdünntem Zustande, in kleinen Schöpfgefäßen jeder einzelnen Pflanze zugetheilt zu werden. Die mächtigen Wirkungen desselben sind zu wohl bekannt, als daß sie einer weiteren Auseinandersetzung bedürften.

Da wir von Düngemitteln sprechen, so mag bemerkt werden, daß die erste Vorstellung beim Anblick der bereits erwähnten zahlreichen Dämme auf den Ebenen des Woosung diejenige war, es seien Düngerhaufen, die man mit Erde bedeckt hätte und bis zum Gebrauche aufbewahre; allein ihre Größe und Anzahl, sowie das reiche Grün, womit sie bedeckt sind, erweckte einen Zweifel an der

Richtigkeit dieser Vorstellung. Es sind Gräber oder Kirchhöfe für diejenigen, welche nach ihrem Tode auf die Oberfläche der Erde gelegt zu werden wünschten. In der Nähe von Canton begräbt man sie in Höhlen, welche man an den Abhängen der Hügel und Berge gegraben hat. Allein trotz der Gräber bleibt dieses Stückchen Erde in landwirthschaftlicher Beziehung nicht ohne nützliche Verwendung; man giebt das darauf wachsende Gras dem Rindvieh, das entweder auf diese Dämme getrieben wird, oder das abgemähte Gras erhält.

Hausthiere gleich denen in der Umgebung von Canton finden sich auch um Shanghae herum, den Wasserbüffel mit eingerechnet. Die Milch dieses Thieres wird sogar von der ausländischen Bevölkerung benutzt. Außer dem gewöhnlichen chinesischen Schweine begegnet man hier noch einer häßlichen kleinen schwarzen Gattung, mit eingedrücktem Gesicht und seltsamer, runzliger Nase — wahrscheinlich von Java abstammend. Es giebt auch Schafe um Shanghae, und zwar von zwei Sorten, der dickschwänzigen und einer gewöhnlichen Gattung, welche in Gestalt und Ansehen den Dorsetschafen in England nicht unähnlich ist. Beide geben sehr gutes Fleisch, das der erstgenannten Sorte ist jedoch das bessere. Dieses Hammelfleisch ist überhaupt das beste, was wir in China gefunden haben, und wird von hier für die Fremden bis nach Hong-kong geschickt, wo es hoch im Preise steht — ungefähr $37\frac{1}{2}$ Cents das Pfund. Diese Schafe werden vermuthlich von dem Hügellande in der Nähe von Ningpo, wo nach mehreren Berichten gutes Weidegras wachsen soll, hergeschafft. Die Wolle der Dickschwänze ist nur grob, und die der anderen Gattung kann sogar eher grobes Haar genannt werden, als Wolle. Wenn es, wie man sagt, in China feine Wolle giebt, so ist sie uns wenigstens nicht zu Gesicht gekommen.

Enten sind hier nicht so allgemein wie um Canton; sie scheinen durch das hühnerartige Geflügel aus der Volksgunst verdrängt

worden zu sein. Dies Geflügel ist, wie überall, in den verschiedenartigsten Größen zu finden, allein die größte Sorte hat vorzugsweise den Namen der Stadt angenommen und wird Shanghaes genannt. Hierunter giebt es nun Mischlinge aller Art. Die besten sind wohlproportionirt, d. h. sie haben große Körper mit kurzen Beinen und Hälsen, und sind von einfacher, bescheidener Farbe, weiß oder grau, lederfarben oder gelb und roth, was von ihrer guten Abstammung und Zucht zeugt. Allein es wird jetzt in England oder den Vereinigten Staaten besseres und weit mehr veredeltes Geflügel gezogen, ebenso wie man jetzt in Frankreich, Sachsen oder Amerika bessere Merinos finden kann, als in Spanien. Nach dem in Shanghae gekauften Fleisch zu urtheilen, sind sie als Bruthühner nicht allzu wünschenswerth, denn es war grobfaserig und unschmackhaft, was jedoch vielleicht seinen Grund in dem Futter haben kann, womit man jenes Geflügel aufzieht.

Man bedient sich in dieser Gegend allgemein einer Haue, welche aus drei bis vier Zinken oder Zähnen besteht — unserer Dünghaue nicht unähnlich. Sie bezweckt dasselbe, was unsere heutigen Gärtner durch das Auflockern des Erdbodens erreichen.

Zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen. Aus dem Vorgehenden wird man den Schluß ziehen, daß ich die herrschende übertrieben hohe Meinung von der Vollkommenheit des chinesischen Landbaus keineswegs theile, allein ebenso einleuchtend ist es, daß ungeheure Massen Lebensmittel gebaut werden müssen, um die dichtgedrängte Einwohnerzahl zu erhalten. Wie kann dies ohne Wissenschaft und Geschicklichkeit geschehen? Vier Punkte lassen sich auf diese Frage erwiedern.

1) Ein Klima, das durch seine große Hitze im Sommer auf die Vegetation äußerst günstig einwirkt.

2) Die fast allgemeine Anwendung der Bewässerung, welche vermöge der natürlichen Verhältnisse des Landes mit weit geringerer

Mühe und in einer viel größeren Ausdehnung ermöglicht werden kann, als man sich vorzustellen vermag.

3) Die große und allgemeine Verwendung starker, ammoniakhaltiger Düngemittel, ein Hülfsmittel, von dessen Wirksamkeit die Erfahrung die Leute überzeugt hat.

4) Die Art der Benutzung dieser Düngemittel für die keimende oder junge Pflanze, — ein Vortheil, den die langjährige Uebung an die Hand gegeben hat. Durch diese vier großen Mittel können ohne Wissenschaft oder bedeutende Betriebsamkeit, bei geringer Arbeit, wenig Kunst und Unterricht erstaunliche Resultate erzielt werden. Und dies scheinen auch in China die Haupthülfsmittel zu sein.

Ich hatte beabsichtigt, einige Bemerkungen über die nährenden Eigenschaften des auf solche Weise erzeugten Reises und der übrigen Nahrungspflanzen zu machen; allein ohne daß ich auf Beweisgründe oder Einzelheiten in Betreff des kohlenstoffhaltigen oder wässerigen Zustandes jener Producte eingehe, wird folgendes kleine Fragment der „Uebertreibung in der Bewässerung", das ich aus einem Notizbuche entlehnt, genügen, um meine Ansichten über jenen Gegenstand vollkommen zur Anschauung zu bringen:

„In Valencia
Ist Fleisch Gras,
Gras ist Wasser,
Männer sind Frauen,
Frauen — Nichts."

Ehrfurchtsvoll ergeben

Daniel S. Green.

Bericht

über

chinesische Agriculturwerkzeuge.

Von G. R. West.

Die Chinesen sind in der Wissenschaft der Mechanik hinter dem Jahrhundert zurück. Wenn man indessen bedenkt, daß sie keine theoretischen Regeln als Anleitung in der Construction von Maschinen und in der Anwendung mechanischer Kräfte besitzen, so muß man gestehen, daß sie immerhin eine überraschende Geschicklichkeit und Kraft entfalten. Alle Maschinen, deren sie sich zur Erreichung verschiedener Zwecke bedienen, sind auf die einfachste und ursprünglichste Weise hergestellt.

In den rohen Erfindungen, die bei den Chinesen wahrscheinlich schon seit Tausenden von Jahren bestanden haben, sind wichtige Gesetze der Maschinerie verborgen, und der theoretische Mechaniker kann in ihnen die Muster so mancher praktischen, nützlichen Maschinen erkennen, welche jetzt in den westlichen Ländern allgemein benutzt werden.

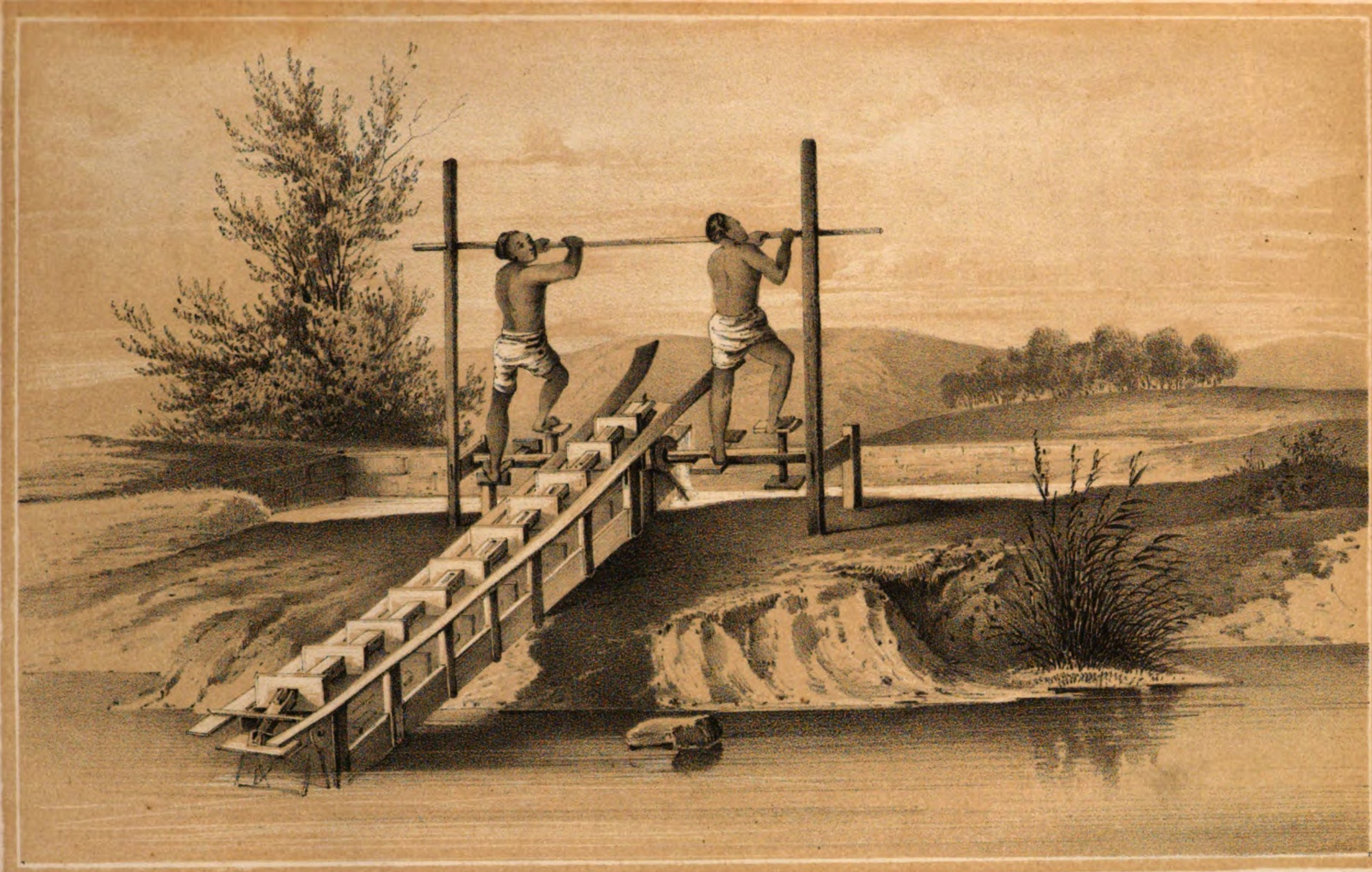
In Beziehung auf Landbau, sowie auf Künste und Fabrikation, stehen die Chinesen auf einer sehr beschränkten Stufe. Dies erklärt

in einer Hinsicht ihren fortwährenden Gebrauch roher Maschinen und ihren hartnäckigen Widerstand gegen alle fremdländischen Neuerungen. In diesem beschränkten Kreise ihrer Thätigkeit leisten ihnen indessen ihre einfachen Geräthschaften bessere Dienste, als es mit den vervollkommneten Maschinen westlicher Nationen möglich wäre.

So bedienen sie sich zum Beispiel des Pfluges, um den angeschwemmten Boden für den Anbau des Reises umzuwühlen, und es ist nicht nöthig, daß er sehr tief geht oder viel Kraft besitzt. Der chinesische Pflug hat nur einen Griff, sonst ist er im Ganzen ebenso, wie der bei uns gebräuchliche, und auch wie dieser mit einer metallenen Pflugschar versehen.

Das Pflügen findet statt, während die Felder überfluthet sind; der Wasserochse, das Lastthier des südlichen China, zieht den Pflug wohlgemuth durch den Brei, von dem Ackersmanne geleitet, der in derselben unverwüstlichen Laune bis an die Kniee in Schlamm und Wasser hinterherwatet.

Dem Pfluge folgt eine Egge mit einer Reihe eiserner Klingen, welche der Länge nach in dem Gestell angebracht sind, um die zähen Erdklöße des angeschwemmten Landes zu zertheilen. Dann erst wird die Zahnegge benutzt. Es giebt deren zwei verschiedene Arten; die größere besteht aus einem horizontalen Rahmen mit kurzen, starken Zähnen. Sie wird von dem Büffel gezogen und beim Gebrauche durch Auflehnen des Führers, oder durch anderes Gewicht niedergedrückt, um tiefer in den Boden einzugreifen. Die kleinere Egge ist mit einer Reihe langer Zähne versehen, die in einem Winkel von 60—70° an einem einzigen Pflugbaume angebracht sind, an welchem sich Handhaben befinden, um sie zu lenken und in die Erde hineinzupressen. Diese letztere wird allgemein durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt. Außerdem giebt es noch eine andere Egge mit kurzen Zähnen, welche von einem Vförmigen



Lithogr. von C. Heyn. Druck von J. G. Fritzsche, Leipzig.

Chinesische Maschine zur Bewässerung der Felder.

hölzernen Gestelle ausgehen; diese wird nur mit der Hand hin- und hergezogen.

Zum Auflockern des härteren Erdreiches dient eine Haue. Sie gleicht mehr unserer Spitzaxt als unserer Gartenhaue, wiewohl sie viel breiter und dünner ist als erstere. Sie verrichtet dieselben Dienste wie unser Spaten. Der Boden wird hierauf mit einem Handrechen, aus vier langen gekrümmten Zähnen bestehend, aufgebrochen und gemischt.

Die in China allgemein gebräuchliche Kornreinigungsmaschine ist ein treues Ebenbild der Handmaschine, deren wir uns in den südlichen Staaten bedienen, und es wäre von großem Interesse, die Frage zu entscheiden, ob wir den Chinesen oder sie uns den Vorzug der früheren Erfindung einzuräumen haben.

Das Dreschen wird entweder zur Erntezeit auf den Feldern, oder auch in den Farmhäusern vorgenommen, auf Cementfußböden, mit Dreschflegeln von Bambus.

Die Zeit der Ernte scheint in China wie überall eine fröhliche zu sein. Männer, Frauen und Kinder, Alles ist bei dieser nothwendigen und angenehmen Beschäftigung thätig; Hühner und anderes Hausgeflügel folgt ihnen in die Felder nach, um die zu Boden fallenden Körner aufzupicken. Das Mähen des Reises geschieht mit einer kleinen Sichel, deren Schneide ausgezackt ist. Die Sense scheint den Bürgern des himmlischen Reiches unbekannt zu sein.

Die Chinesen sind in den Vorrichtungen zum Heraufziehen des Wassers, womit sie ihre Felder tränken, ungemein erfinderisch. Unter vielen andern Werkzeugen und Methoden bedienen sie sich besonders der Kettenpumpe, von welcher es drei verschiedene Arten giebt; eine derselben wird durch thierische Kraft, die beiden anderen durch Menschen in Bewegung gesetzt. Jene ist mit einem Mechanismus versehen, welcher seinem ganzen Zwecke nach genau der Pferdekraft gleicht, die unsere Farmer gebrauchen, um die Schnellig-

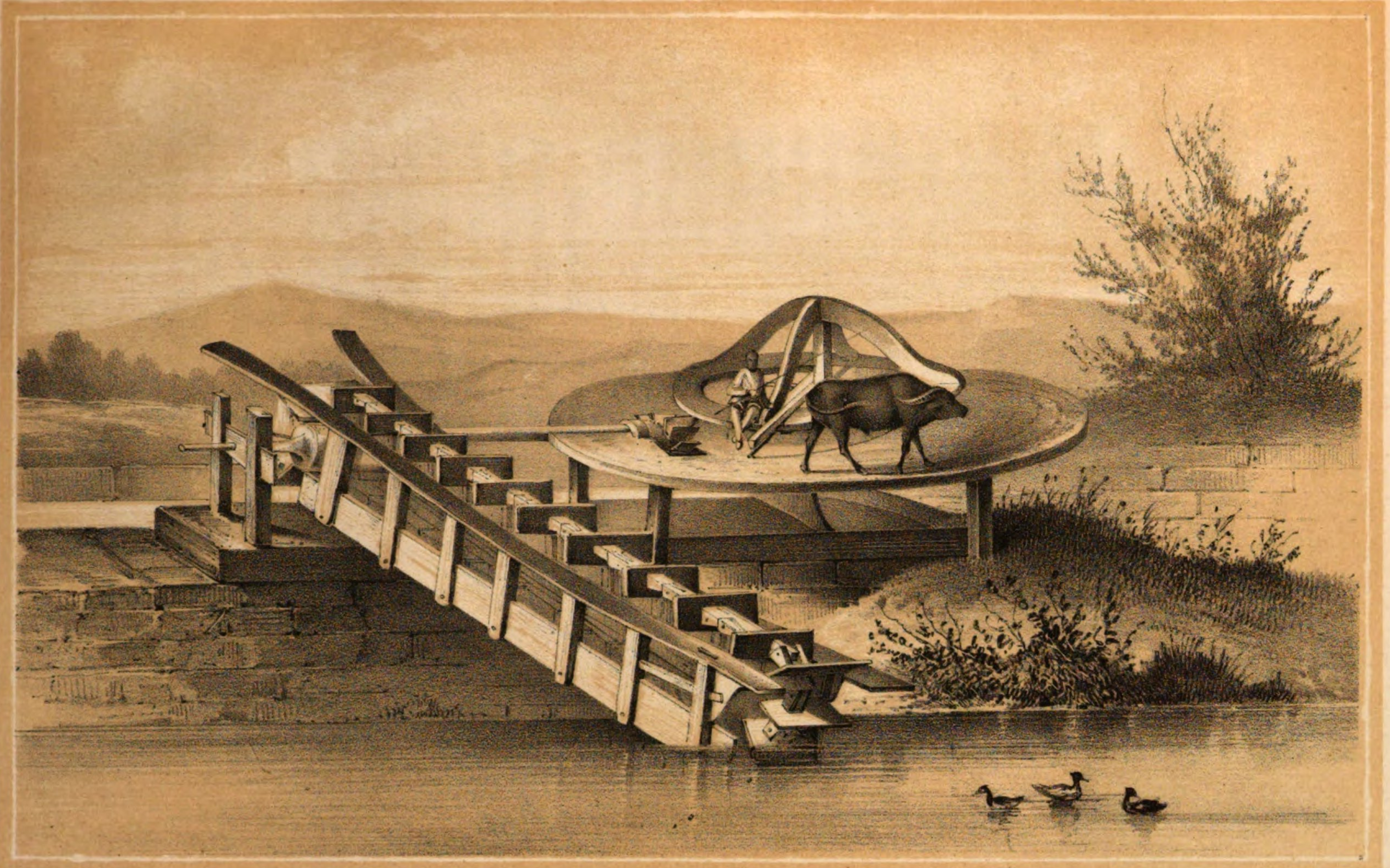
keit des Dreschens, des Kornausschälens und verschiedener anderen landwirthschaftlichen Arbeiten zu vermehren. Diese Maschine ist in China wahrscheinlich ebenso alt als der Ackerbau selbst, und beweist, wie zeitig das Volk mit der Thatsache bekannt war, daß Kraft und Schnelligkeit in umgekehrtem Verhältniß stehen, und daß an Kraft oder Zeit gewonnen wird, je nachdem die bewegende Kraft in größerer oder kleinerer Entfernung von der Achse eines Rades angebracht ist.

Die Kettenpumpe besteht aus einer von Brettern geformten hohlen Rinne, welche an jedem Ende mit einer kurzen, gezahnten Achse versehen ist, über die eine Kette ohne Ende mit einer Reihe von Eimern läuft. Diese Rinne liegt in angemessener Neigung mit einem Ende in dem Wasser, welches emporgezogen werden soll. Sobald die obere Achse durch die bewegende Maschine, welche sich am Ufer des Kanales, Flusses oder Teiches befindet und von einem Ochsen getrieben wird, in Thätigkeit ist, beginnt sich die Kette zu drehen. Die Eimer schöpfen das Wasser und heben es bis an das Ende der Rinne, von wo es auf die Felder fließt (s. Bl. 2.).

Die zweite Art der Kettenpumpe wird von Menschen in Bewegung gesetzt, welche in einer Art von Tretmühle mit den Füßen arbeiten. Die obere Achse der endlosen Kette erstreckt sich bis zu einer langen Stange an einer Seite der Rinne, und ist mit kurzen, von der Mitte ausgehenden Armen versehen, welche als Hebel für die Bewegung der Füße dienen. Auf diese Weise theilt sich der Stange und der endlosen Kette mit den Eimern eine drehende Bewegung mit (s. Bl. 3.).

Bei der dritten Art ist am Ende der oberen Achse eine Kurbel angebracht, die durch Menschenhand gedreht wird.

Brod ist ein in China unbekannter Nahrungsartikel. Reis hingegen bildet dort die Stütze des Lebens. Das wenige zur Pastetenbäckerei erforderliche Mehl wird gewöhnlich vermittelst einer



Lithogr. von C. Heyn. Druck von J. G. Fritzsche, Leipzig.

Bewässerungsmaschine, von einem Büffel getrieben.

kleinen Handmühle gemahlen. Diese besteht aus zwei Steinen, deren unterer feststeht, während der obere sich auf ihm herumbewegt. Die einfache Vorrichtung wird von einem Manne oder Knaben durch eine Stange, welche an einem kurzen Hebelarm um die Peripherie des oberen Steines befestigt ist, in Bewegung gesetzt (s. Bl. 6., a und b).

In den südlichen Provinzen sieht man häufig große, durch Büffel getriebene Mühlen, in denen Knochen zum Düngen, Bohnen zu Oel, oder andere Substanzen gemahlen werden. Eine solche Mühle besteht aus einem kreisförmigen, steinernen Troge von vierzig bis fünfzig Fuß im Umfange, in welchem sich ein schweres steinernes Rad dreht. Der Hebebaum, an welchen der Büffel gespannt ist, dient als Stützpunkt einer Stange, welche in der Mitte des Troges im Boden befestigt ist, und der Büffel geht in einem Kreise an der äußeren Seite des Troges hin. Das Steinrad, welches sich frei um seine Achse in dem Hebebaum dreht, woran der Büffel geschirrt ist, wird nicht allein auf dem kreisförmigen Troge herumgezogen, sondern dreht sich beständig um seine eigene Achse, und zerreibt und zermalmt jede Substanz, die sich in dem Troge befindet (s. Bl. 4.).

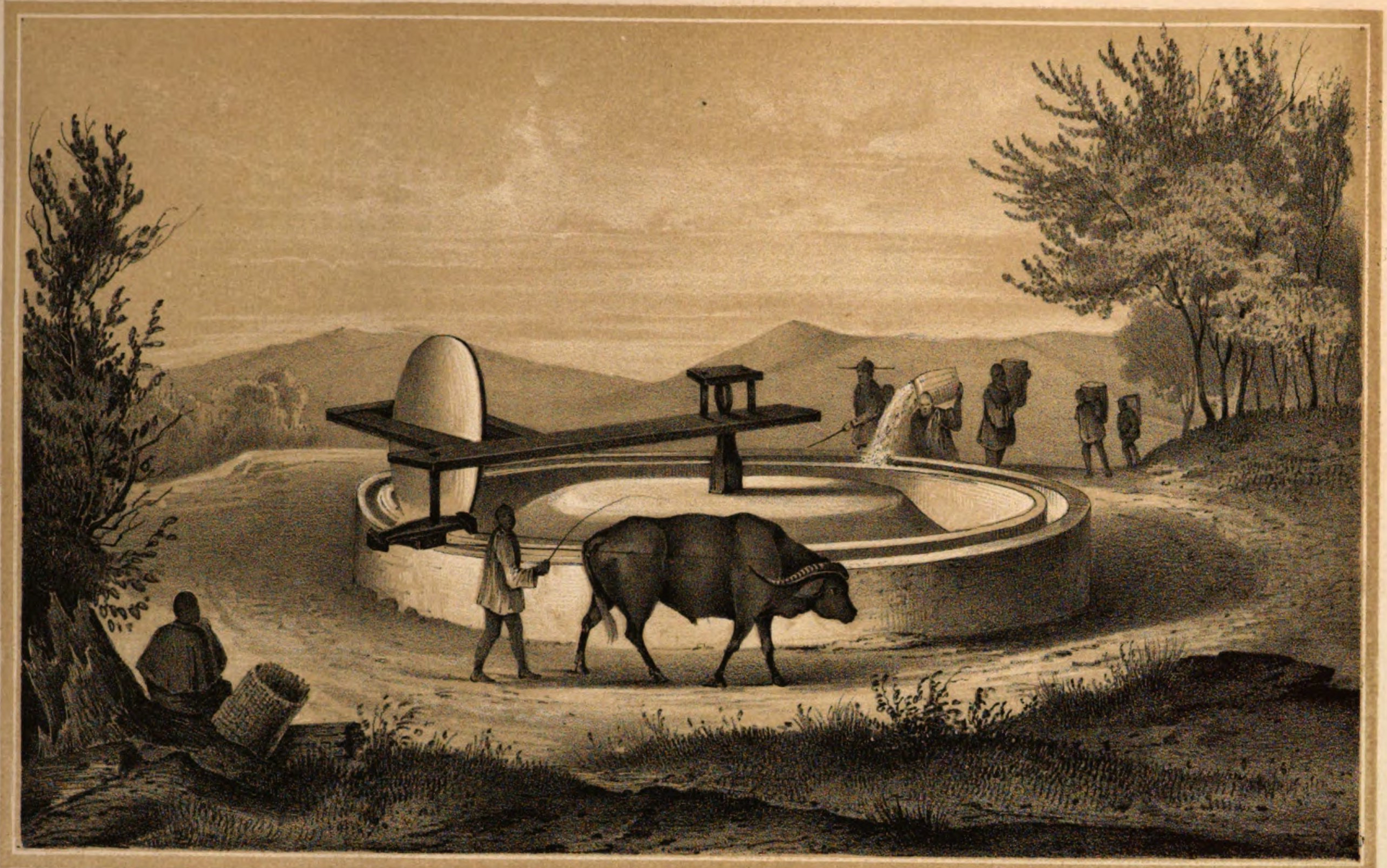
Die Zubereitung des Reises für den Markt beschäftigt in China eine große Menge von Personen, während mit unseren verbesserten Reisreinigern und Maschinen zum Enthülsen des Reises keine bedeutende Handarbeit nöthig wäre, und die ganze Arbeit in dem tausendsten Theile der Zeit und mit weit größerer Leichtigkeit abgethan sein würde.

Es giebt verschiedene Arten von Mühlen, deren man sich zum Enthülsen des Reises bedient. Eine derselben besteht aus zwei kreisförmigen hölzernen Blöcken, welche so über einander angebracht sind, daß der obere Block bei seiner Bewegung mit der Oberfläche des unteren in Berührung kommt, und auf dieselbe Weise wie die vorher beschriebenen Hausmühlen von einem Manne oder Knaben gedreht werden können. Der Reis wird durch das Loch des oberen

Blockes geworfen und fällt zwischen den äußeren Rändern der Blöcke theilweise enthülst heraus.

Diese Maschine ist unvollkommen, und der Reis muß, nachdem er durch sie gegangen, noch mehrere Processe durchmachen, ehe die Körner gänzlich von den Hülsen befreit und für den Handel fertig werden. Große steinerne Mörser mit schweren Keulen werden zu diesem Zwecke benutzt. Die letzteren werden entweder mit dem Fuße, mit der Hand, oder durch Wasserkraft, je nachdem die Verhältnisse sind, regiert (s. Bl. 5., d).

Die Vorrichtung zum Reinigen der Baumwolle, wie man sie in den Hütten in der Umgegend von Shanghae antrifft, ist, wiewohl des Genies eines Arkwright nicht würdig, doch immer noch vortheilhafter zum Entfernen der Samenkörner der Baumwolle, als die Art und Weise, wie dies in unseren kleinen Städtchen noch zuweilen geschieht. Sie besteht aus einem Rahmen, an dessen einem Ende sich zwei aufrecht stehende Hölzer befinden, welche als Träger zweier kleinen horizontalen Walzen dienen, von denen die obere mit leichtem Drucke auf der unteren ruht, so daß sie sich durch die Bewegung der letzteren dreht und zugleich so viel nachgiebt, daß die Baumwolle zwischen den Walzen hindurch kann. Die Maschine wird durch eine Kurbel oder einen ledernen Riemen in Bewegung gesetzt, den eine Person, auf einer Bank neben der Maschine sitzend, mit einer Hand bewegt, während sie mit der anderen die Baumwolle nach den Walzen führt (s. Bl. 5., c).



Lith. von C. Heyn. Druck von J. G. Fritzsche, Leipzig

Bericht

über die

medicinische Topographie und den Landbau

der Insel Groß-Lew-Chew.

Von Dr. D. S. Green, Flottenarzt.

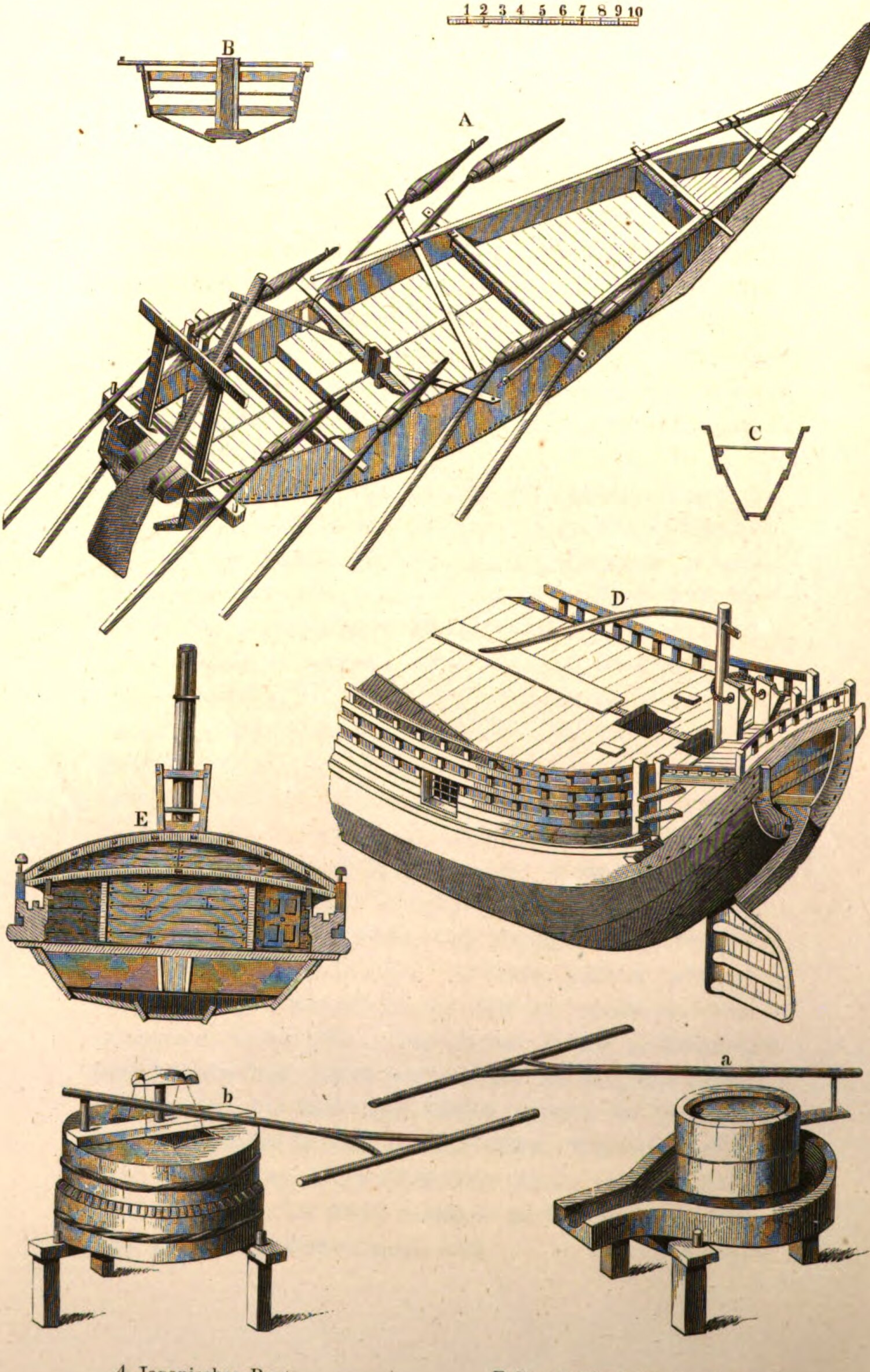
Sir!

In Folge der Durchforschung von Lew-Chew, die ich Ihren Befehlen gemäß unternommen, habe ich die Ehre, Ihnen folgenden Bericht vorzulegen:

Von einer kleinen Abtheilung Officiere und zwei Matrosen als Köchen ꝛc. begleitet, verließ ich Napa am 31. Januar 1854, um eine Erforschungsreise über die Insel Groß-Lew-Chew zu unternehmen. Der Hauptzweck der Expedition war, nach Kohlen zu suchen, von denen an den Küsten der Shah-Bai, in einer Entfernung von einigen sechszig Meilen, Spuren entdeckt sein sollen. Dieser Gegenstand ist jedoch Sache des geologischen Berichterstatters. Mein Bericht wird nur kurz sein und sich im Allgemeinen über die gesunde Lage der Insel, ihr Klima und ihre physischen Zustände, sowie über den Landbau verbreiten — wobei ich mir erlauben werde, gelegentlich einige zufällige Bemerkungen einzuflechten. Es sei jedoch

im Voraus erwähnt, daß die ganze Strecke von nicht weniger als 125 Meilen in fünf Tagen zurückgelegt wurde, und die gemachten Beobachtungen deshalb mehr oder weniger oberflächlich sein mußten; allein um diese Mangelhaftigkeit zu ersetzen, werde ich auf einige Thatsachen, welche im vorigen Sommer während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts bemerkt wurden, Bezug nehmen. Auf solche Weise ist in der That des Stoffes genug vorhanden, der sich bei gehöriger Verwendung zu einer interessanten Auseinandersetzung eignen würde.

Die Insel liegt zwischen 26 und 27° nördlicher Breite, ist ungefähr sechszig bis siebenzig Meilen lang und im Durchschnitt gegen zehn bis fünfzehn Meilen breit. Sie besteht aus niederen und höheren Ländereien, da sich in der Mitte ein Gebirgskamm hinzieht, der einzelne Spitzen von tausend Fuß Höhe enthält und nach beiden Seiten Ausläufer sendet, die längs der Küste Vorgebirge bilden und mit Buchten und Auszackungen abwechseln. Die ihm entquellenden Flüsse sind schmal und kurz, aber wundervoll klar und durchsichtig; da sie nach kurzem Laufe den Ocean erreichen, oder zur Bewässerung benutzt werden, so giebt es keine umfangreichen Strecken angeschwemmten Erdreichs; die vorhandenen werden ohne Unterschied zum Reisbau benutzt, so daß es auch nicht einen Fußbreit eigentliches Sumpfland in Lew-Chew giebt. Die Regierung würde den Entdecker eines Sumpfes mit Gold belohnen, da die productive Thätigkeit des Landes hierdurch bedeutend gewinnen, und der Morastboden sehr bald in lachende Kornfelder umgewandelt werden würde. Der gänzliche Mangel an Sümpfen, sowie die reine Luft, welche von der See her von allen Seiten beständig über das Land weht, müssen natürlich die Insel von allen miasmatischen Uebeln, wie Wechselfieber, Neuralgie, gelbem Fieber 2c., freihalten; leichte Wechselfieber können möglicher Weise zur Zeit der Reife des Reises entstehen, wo das Wasser auf eine kurze Periode dem Lande entzogen wird.



A Japanisches Boot.

B }
C } Querdurchschnitte desselben.

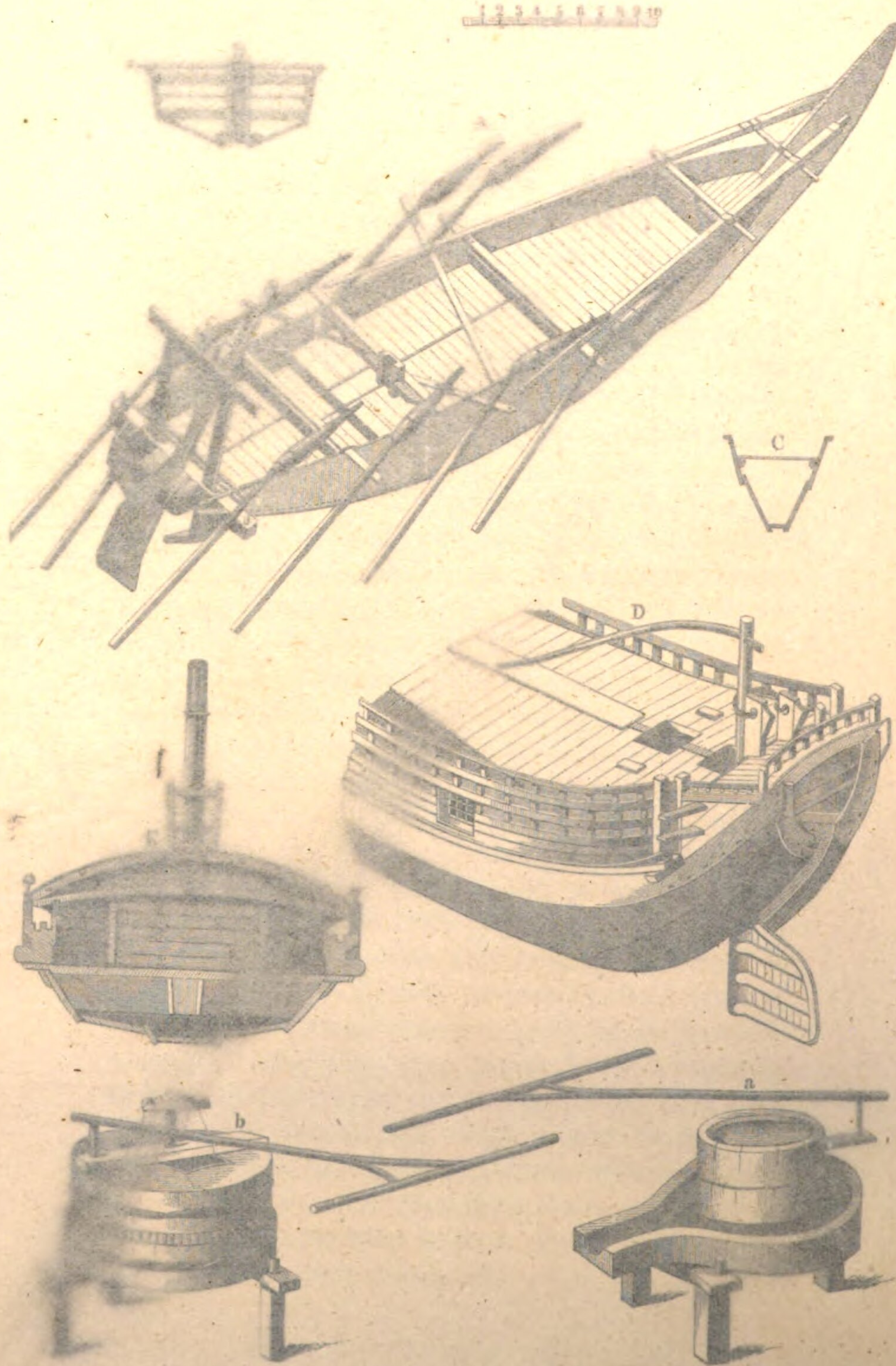
D Hintertheil der Dschunke.

E Querdurchschnitt derselben.

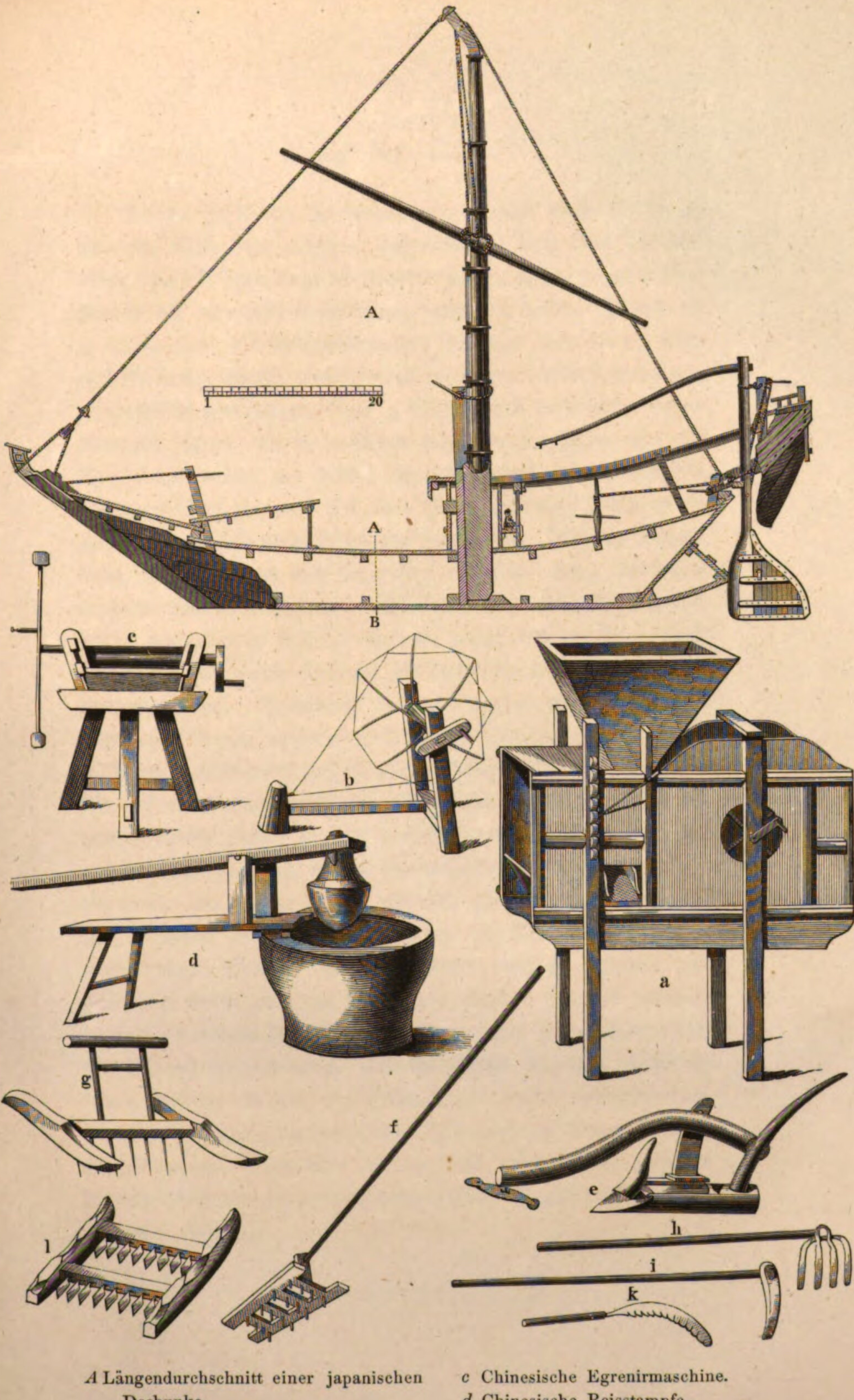
a }
b } Chinesische Handreismühlen.



A Längendurchschnitt einer japanischen Dschunke.
a Chinesische Schwingmaschine.
b Chinesisches Spinnrad.
c Chinesische Egreniermaschine.
d Chinesische Reisstampfe.
e—*l* Chinesische Ackergeräthschaften.



A Japanisches Boot.
B }
C } Querdurchschnitte desselben.
D Hintertheil der Dschunke.
E Querdurchschnitt derselben.
a }
b } Chinesische Handreismühlen.



A Längendurchschnitt einer japanischen Dschunke.
a Chinesische Schwingmaschine.
b Chinesisches Spinnrad.
c Chinesische Egrenirmaschine.
d Chinesische Reisstampfe.
e—l Chinesische Ackergeräthschaften.

Da die Insel den Tropenländern so nahe liegt, so könnte man eine starke Hitze erwarten, allein dieselbe wird durch die Seewinde und die hohe Lage des Landes sehr gemäßigt; aus diesem Grunde hat man auch Krankheiten, welche in heißen Ländern oft zu finden sind, als Gallenstörungen, Diarrhöe, Cholera etc., nicht zu befürchten. Ebenso wenig treffen die kalten Nordwestwinde von dem asiatischen Continent diese glückliche Insel mit ihrem durchkältenden Athem, da sie während ihres langen Zuges über die See, durch welche von Süden her ein Strom warmen Wassers fließt, gemildert werden. Auf diese Weise geschwächt, bringen sie auch keine entzündlichen Uebel wie Lungensucht, Rippenfellentzündung, Rheumatismus und dergleichen mit sich. Kurz, es scheint durchaus keine Veranlassung zu endemischen oder epidemischen Krankheiten vorhanden zu sein, — es wäre denn, daß die Leute durch verhältnißmäßig elende Nahrung für Drüsenkrankheiten empfänglich gemacht würden. Sporadische Fälle der vorher erwähnten Krankheitsklassen können natürlich vorkommen, allein ihr Grund würde in begangener Unvorsichtigkeit oder zufälligen Ursachen zu suchen sein. Diese Ansicht konnte zwar nicht durch persönliche Erfahrung geprüft werden, allein es muß bemerkt werden, daß ich unter der ganzen Menschenmenge, die ich bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, nur eine einzige Person gefunden habe, deren Zustand auf eine Krankheit des Verdauungssystemes hinzudeuten schien. Personen, welche Spuren ansteckender Uebel, wie der Blattern und venerischer Krankheiten, an sich trugen, wurden hingegen mehrfach bemerkt. Auf dem Marktplatze zu Napa waren einige Frauen und Männer mit eingesunkenen, platt im Gesicht liegenden Nasen zu sehen, ja sogar ein Fall der Elephantiasis wurde wahrgenommen.

Um zu zeigen, wie sporadische Fälle eintreten können, welche Mittel dagegen angewendet werden, und um vielleicht auch die physische Ausdauer der vorherrschenden Klasse darzustellen, führe ich folgenden Fall an:

Am dritten Tage führte unser Weg über drei der bereits erwähnten Vorgebirge, mit sehr steilen Anhöhen und Abhängen und einer Spitze von ungefähr 200 Fuß. Die ganze Gesellschaft mußte diesen Weg hin und zurück zu Fuß machen. Der Dolmetscher, der während der verflossenen Tage weit weniger gegangen war, als irgend Einer von uns, sollte heute an unserem ganzen Marsche theilnehmen. Ehe wir jedoch ein Obdach für die Nacht erreichten, wurden wir von einem kühlen, nebelartigen Regen überfallen. Am folgenden Morgen schickte Usisarti, so hieß der Dolmetscher, anstatt selbst zu erscheinen, einen Andern und ließ uns um ein wenig Zucker bitten. Er hatte ein eintägiges Fieber, das in Folge der Anstrengung und Erkältung des vorhergehenden Tages entstanden war, und er blieb auf meinen Rath zurück. Der Zucker vertrat die Stelle der Medicin. Er verwendete ihn zuerst zu Zuckerwasser, was ihm, wie er glaubte, bald Linderung verschaffen würde. Hierauf mischte er ihn mit Stärke von Bataten zu einem Teige und gab kochendes Wasser hinzu; dies genoß er und meinte, er würde, nachdem er ein wenig geschlafen, zum Aufbruche bereit sein. Das Uebel war leicht und anscheinend von kurzer Dauer; die Arzenei war ebenfalls einfach (ganz französisch) und dem Anscheine nach genügend. — Andeutungen einer thätigeren, äußerlichen Uebung finden sich in dem Laufe des Rückgrates und dem starken Unterleib vieler Einwohner vor.

Um diesen Zweig des Berichtes zu schließen, sei nur noch bemerkt, daß das Klima von Lew-Chew vielleicht ebenso angenehm, so frei von der Strenge des Winters, wie der Hitze des Sommers ist, als irgend eines auf der Erde, und deshalb die Insel fast, wenn nicht ganz so gesund ist, als irgend eine im Meere.

Landbau.

Der Boden ist nicht überall gleich. Auf der südlichen Hälfte der Insel liegt er auf Kalkstein, welcher sich auf den Spitzen und Abhängen der Hügelkämme an vielen Stellen durch die Erdschicht hervordrängt und die Landschaft eigenthümlich und malerisch erscheinen läßt. Sehr häufig haben solche Stellen das Ansehen von Ruinen einer Festung, einer Abtei, oder eines Schlosses. Inmitten dieser Felsen, sowie rund um dieselben herum, ist die Erdschicht dünn und daher, ausgenommen auf kleinen Plätzchen, für den Anbau nicht geignet. Es giebt in dieser Gegend, wie überhaupt auf der ganzen Insel, wenig sandigen Lehm, oder Sandboden überhaupt. Die höheren Landstrecken bestehen hauptsächlich aus hellem thonrothen Lehm, mit Kieseln von verschiedener Größe und Farbe gemischt; einige niedere Landflächen, besonders Becken, dagegen aus einem blauen oder schieferfarbigen Thon; die Thalgründe und Schluchten, welche zu solchen Becken führen, sind aus dem angeschwemmten Lande der Bergabhänge und vegetabilischem Stoff geformt, und bilden einen fetten, bröckeligen, thonigen Lehmboden. Je weiter wir nach Norden kamen, desto höher und ärmer wurde der Boden, bis endlich ungefähr in der Mitte der Insel, auf der Parallele der Barrow-Bai, die Cultur, einzelne kleine Thäler ausgenommen, gänzlich aufhört.

Der mittlere Theil besteht aus Hügeln und Bergen; der Boden desselben ist, so viel sich bemerken ließ, im Allgemeinen weißer, mit Sand untermischter Thon, der auf einem harten, trockenen, elenden, rothen Thonlager ruht. Die vorherrschende Vegetation ist Buschwerk, die Berge schienen jedoch aus der Ferne mit Bäumen bekleidet zu sein. In der Nähe der See liegen auf beiden Seiten Ebenen von geringer Ausdehnung und bilden die Mündungen der Gebirgsthäler. Diese Ebenen sind meist gemischter Lehmboden: doch finden sich auch sandige Stellen, welche angebaut sind. Die Felsarten sind Gneis, weicher Granit &c.

Das Klima ist im Allgemeinen den Zwecken der Landleute anscheinend günstig. In einer officiellen Urkunde Lew-Chew's wird von „Trockenheit" gesprochen, und wir wissen mit Bestimmtheit, daß das Land im unmittelbaren Bereiche der Typhons oder Orkane liegt. Dergleichen Rückschläge sind nicht häufig.

Wege und Brücken. — In dem südlichen Theile sind die Straßen sechs bis zehn, in der Nähe größerer Städte oder Flecken sogar zwölf bis fünfzehn Fuß breit. An Stellen, wo die Wege durch den Regen sehr weich oder schmutzig werden können, oder bei steilen Anhöhen, wo das Erdreich hinweggespült werden würde, sind sie mit rohen Steinen gepflastert. Ueber die Flüsse führen feste, gutgebaute, steinerne Brücken, auf einem, zwei, mitunter sogar drei römischen Bogen ruhend; einige sind sehr alt und scheinen für die Dauer von Jahrhunderten gebaut zu sein. Ich bemerkte in dem Seitengeländer einer dieser Brücken einen einzelnen Stein von zwölf Fuß Länge, zehn Zoll Stärke und ungefähr zwei Fuß Breite oder Tiefe. In den weniger cultivirten und bergigen Gegenden schwinden die Wege bis zu einem bloßen Fußpfad, einer Indianerfährte, und führen an manchen Stellen durch Abstufung oder Abnutzung über tiefe Einschnitte von sechs bis zehn oder zwölf Fuß hinweg. Die Uebergänge über die Ausläufer und Bergkämme bestehen in buchstäblichem Sinne aus Leitern oder Stufen, welche in den weichen Stein oder den festen Thon eingeschnitten sind, oder aus rohen, aber an die richtigste Stelle gelegten Steinen. Auch die Brücken gewinnen hier ein anderes Ansehen, und sind nichts als leicht aneinandergefügte Bretter, die auf Pfeilern von rohen Steinen ruhen.

Einfriedigungen und Zäune. — In dem offenen, bebauten Lande giebt es deren keine, ausgenommen wo dasselbe an die wilderen Theile grenzt, in denen sich, wie man sagt, wilde Schweine aufhalten sollen. In den weniger cultivirten Theilen giebt es sehr große, oft mehrere hundert, ja selbst mehrere tausend Morgen

umschließende Einfriedigungen, und ebenso kleinere um einzelnstehende Hütten oder Flecken. Sie bestehen aus kleinem Bauholz, das mitunter gespalten und auf's Gerathewohl zu Staketen, Pfählen, Pfosten und Geländern verwendet wird; mitunter stützen sie sich auf eine Art flacher, blätterförmiger Korallen, und sind außerdem zuweilen von einem ordentlichen Graben oder einem Damme umgeben; letzterer ist aus großen, regelmäßig über einander liegenden Erdklumpen gebaut. An einer Stelle wurde eine horizontale Einfriedigung, deren Zweck auf den ersten Blick nicht deutlich war, bemerkt. Sie schien zu einem Obdach bestimmt zu sein, allein es war nicht zu sehen, daß sie als solches benutzt worden wäre. Die Hügelabhänge waren so steil, daß ein aufrecht stehendes Gehege, wenn es nicht sehr fest war, unbedingt bald in Unordnung gerathen und nutzlos werden mußte; allein indem man eines an der Lehne des Hügels angebracht und an den äußersten Spitzen durch aufrechtstehende Säulen gestützt hatte, war es gut befestigt worden und bildete von jeder Seite ein tüchtiges Geländer, es sei denn, daß es einem Thiere einfiele, darauf hinauszugehen und mit einem Satze hinabzuspringen.

Grundbesitz. — In dieser Beziehung vermuthet man, daß die Regierung alle Ländereien in ihrem Besitze hält, dieselben an große Pächter vermiethet, welche wiederum kleinere Parcellen daraus machen, bis es endlich bis auf den Familien- oder persönlichen Ackerbauer kommt. Dies Alles gründet sich auf das Pachtsystem, wonach ein gewisser Theil der Producte als Taxe oder Pacht abgeliefert werden muß.

Arbeit und Wohnungen. — Die Arbeit wird fast ausschließlich von Menschen — Männern und Frauen, — und nur ein sehr geringer Theil von Pferden und Ochsen verrichtet. Die Arbeiter werden von Männern beaufsichtigt, welche Sonnenschirme tragen. Ob Letztere Polizeibeamte, Pächter, welche ihre Untergebenen beaufsichtigen, oder Agenten der Regierung sind, die als Aufseher handeln,

weiß ich nicht. Wenn das Letztere der Fall ist, so würde die Regierung dadurch Grundbesitzer und Lehnsmann zugleich, und gestattete dem Arbeiter, sich in Producten bezahlt zu machen.

Die Wohnungen sind nicht einzeln in dem Lande zerstreut, sondern bilden, je nach der Fruchtbarkeit des Districtes, größere oder kleinere Dörfer und sind gewöhnlich, wenn es sich thun läßt, auf felsigen oder unfruchtbaren Stellen gelegen, wohin sich zur Nachtzeit alle Einwohner zurückziehen. Die Häuser und ihre Einrichtung sind überall ziemlich von derselben Art. Ein wenig von der Straße abwärts gebaut, sind sie von allen Seiten von Bambusrohr oder Bäumen eingeschlossen und ringsum von einem kleinen freien Raum oder Hof umgeben. Im Hintergrunde dieses Hofes befindet sich der unvermeidliche Schweinestall, und vorn das ebenso unvermeidliche Hühnerhaus. Mitunter sieht man wohl auch einen Kuhstall und in einigen wenigen Höfen sogar Kornböden. Die Häuser selbst bestehen aus Zimmerwerk und Brettern, haben gedielte Fußböden und sind mit Schilf oder Rohr gedeckt; im Ganzen genommen sind sie bequem, wenn auch klein. Die Straßen sind zu beiden Seiten mit Bambus oder Immergrünbäumen besetzt, und wenn das Laubwerk derselben nicht genügt, um eine für das Auge undurchdringliche Mauer zu bilden, so hilft man sich durch Rohrmatten oder steinerne Mauern, von denen viele durch die Länge der Zeit so abgenutzt sind, daß sie mehrere Fuß unter der ursprünglichen Höhe zurückbleiben. Diese Dörfer sind ganz romantisch, und schöner als die meisten der Art, welche ich bisher in anderen Ländern gesehen habe.

Werkzeuge, — roh und einfach. Der Pflug ist klein und leicht, nach dem altgriechischen oder römischen Muster gebaut, und wird von einem Bullen oder einzelnen Pferde gezogen.

Die Egge ist ein breiter Rechen, aus einem Hauptstück von vier bis sechs Fuß Länge und ebenso viel Zoll in's Gevierte bestehend. Zwei aufrechtstehende Stücke und ein Querholz dienen

als Handhabe. Die sechs Zoll langen Zähne sind von Eisen und stehen ungefähr acht Zoll aus einander (s. Bl. 5., g).

Die große Haue ist so geformt, daß sie auf einen Schlag zwölf bis sechszehn Zoll tief eindringt. An der Schneide ist sie fünf oder sechs, andem oberen Ende acht oder zehn Zoll breit. Die Krampe ist eigenthümlich, indem sie aus einem breiten, flachen Stück Eisen besteht, welches quer über das obere Ende des Blattes geschmiedet ist und eine Oeffnung bildet, in welche der Stiel oder Griff hineingesteckt wird. Dieses breite Eisenstück dient dazu, den Griff zu verstärken, wenn man ihn als Hebel gebraucht. Die Handhabe ist nur zwei bis drei Fuß lang.

Die kleine Haue ist ungefähr von der Größe unserer amerikanischen Jätehaue, hat eine der beschriebenen ähnliche Krampe und einen kleinen, sechs bis acht Zoll langen Stiel.

Die Sichel besteht aus einer eisernen, zollbreiten Klinge von ungefähr acht Zoll Länge, ist sehr leicht gekrümmt und hat einen rechtwinklig befestigten fußlangen hölzernen Griff.

Die Axt ist ein hölzerner Hammer mit einem Stiel von gewöhnlicher Länge und sehr schmalem, aber langem, mit Eisen beschlagenem Hauptstück — der Schneide. Das Eisen ist hier in der That so selten, daß die Ambose der Insulaner an ihrer oberen Fläche kaum sechs Zoll in's Gevierte messen.

Außer diesen Ackerbauwerkzeugen habe ich eine Zuckermühle und eine Handmühle gesehen, von denen später noch die Rede sein wird.

Planirung, Bodencultur rc. — Zwei Rücksichten scheinen die Bewohner von Lew-Chew bei allen ihren Unternehmungen zu leiten, nämlich: die Zurückhaltung des Wassers oder der Feuchtigkeit, und das Vermeiden des Ueberwaschens der Oberfläche. Um nun diese höchst lobenswerthen Zwecke zu erreichen, bedarf es, besonders in einem hügeligen Lande, bedeutender Planirung

und eines sehr tiefen Anbaues, und an Beidem hat man es nicht fehlen lassen.

Wo sich nur ein größerer oder kleinerer Fluß findet, oder wo Quellen aus den Seiten der Hügel hervorsprudeln, da wird sofort, wenn die Stellen nicht allzu steil sind, das Planirungssystem in Anwendung gebracht. Wenn die Schlucht sehr eng ist, so werden die Seitenwände zunächst dem Grunde einige Fuß tief in perpendiculärer Richtung abgegraben, wodurch die ebene Fläche breiter wird, je mehr die Seitenwände von einander entfernt werden. Durch leichte, schmale, querüber laufende Dämme werden Stufen gebildet und mit Gras bekleidet. Die Höhe dieser Dämme ist stets gering, und die Länge der Stufe richtet sich nach der Böschung des Abhanges. Selbst ein Plätzchen von sechs Fuß in's Gevierte wird nicht verachtet oder vernachlässigt. An Stellen, welche nicht enge Schluchten, sondern offene, gestreckte Thäler sind, werden die Wände dadurch planirt, daß die Dämme in einer gebogenen Linie, in Uebereinstimmung mit dem Grunde, darüber hinweglaufen, wobei der Bogen stets das Thal hinaufgeht. Wenn der Strom breit genug ist, um Seitenabzüge zu gestatten, so werden offene Gräben längs den Abhängen hingeführt, in denen das Wasser allmählich über alle Stufen fließt, deren Eindämmung der Oberfläche angepaßt, nämlich da, wo eine Erhöhung in das Thal eingreift, außen oder auf der Seite, wo aber eine Vertiefung gegen ihre Fläche drückt, nach innen gewölbt ist. Auf diese Weise werden keine eigentlichen Deiche gemacht, welche leicht hinweggewaschen werden könnten, sondern sanfte Abhänge von einem Fuß oder darüber, die ohne Gefahr des Wegschwemmens von Stufe zu Stufe führen und nur ganz leichter Schranken oder Dämme bedürfen. Diese letzteren sind ganz mit Gras bewachsen und dienen zu gleicher Zeit als Abgrenzungen und als Fußpfade. Ein langes und breites, auf solche Weise angelegtes Thal, mit einem ansehnlichen Strome, bietet durch seine zahllosen gekrümmten grünen Raine



Lith. von C. Heyn. Druck von J. G. Fritsche, Leipzig

Japanische Dschunke

und Stufen, die sich oft von einigen Fußbreit bis auf einen Morgen Landes oder mehr ausdehnen, einen ebenso hübschen, als interessanten Anblick dar. Bei größerer Ausdehnung der einzelnen Landflecke hat man der Bequemlichkeit halber, oder als Landmarken, gerade Linien als Abtheilung gezogen. Durch diese einfache Anordnung können sich große Wassermassen über geebnetes Land verbreiten und so sanft von Stufe zu Stufe herabrinnen, daß sie die schwachen Dämme nicht zerreißen und dem Boden durch Auswaschen keinen Schaden zufügen können. Dies ist die Planirung für bewässertes Land.

Die Planirung des hohen Landes ist derselben nicht unähnlich, allein sie wird nicht mit solcher Genauigkeit ausgeführt, da eine vollkommen wagerechte Lage nicht so nöthig ist; wo sie jedoch nicht allzu große Arbeit erfordert, wird sie so viel als möglich hergestellt. Ein sanfter Abhang kommt oftmals vor. Die Abhänge der Hügel werden in Terrassen abgetheilt, deren Breite zwischen wenigen Fuß und vielen Ellen abwechselt; ebenso ist es mit der Länge, je nach der Abflachung oder Form des Landes. Auf den Dämmen, welche ein oder mehrere Fuß tief sind, ehe eine andere Terrasse beginnt, befinden sich ebenfalls schmale Ränder von Gras. Auf diese Weise bietet ein kegelförmiger Hügel mit seinen nach außen gewölbten Terrassen den Anblick einer kreisförmigen Riesentreppe, deren Stufen vom Fuß bis zur Spitze hinaufführen. Wo ein regelmäßiges und steiles Thal ist, sind die Stufen nach innen gewölbt und bilden ein ungeheures Amphitheater. Die Terrassen sind gleich den bewässerten Landstücken mit Unterabtheilungen, sowie mit Steinlinien oder leichten, mit Gras bewachsenen Erddämmen als Landmarken versehen. Sie sind gegen die Mitte zu leicht aufgeschichtet und längs des Randes läuft eine kleine Furche, in welcher sich das überflüssige Regenwasser sammelt, um dann auf die nächste Terrasse herabzurinnen. Ehe es jedoch abfließen darf, muß es über ein Loch oder ein Behältniß in dem

Erdboden hinweglaufen, worin sich Kartoffelkraut, Erbsenstroh und dergleichen befinden. Hier bleibt alles angeschwemmte Erdreich als Bodensatz zurück und dient zur Düngung, während das freilich etwas getrübte Wasser allein weiterfließt. Ehe es jedoch in den Strom oder Fluß mündet, muß es zu demselben Zwecke durch ein bedeutend größeres Behältniß fließen.

Die herrlichsten Beispiele dieser beiden Planirungsarten und der vollkommensten Cultur, sowie die besten Ländereien, welche wir auf unserem Marsche gesehen, trafen wir zwischen Nugah und Tanegah an; besonders bildete die Umgegend von Tanegah eine ganz eigenthümliche, höchst malerische Landschaft. Diese ist eine kurze Strecke südwestlich von Port Melville, und verdiente wegen der wie Festungen aussehenden Hügel in der Mitte und rings herum „Fort-Hill-Plain" (Festungs-Hügel-Ebene) genannt zu werden. Nahe dabei ist die schönste Bergschlucht, durch welche wir kamen, deren oberer Theil noch seine ursprünglichen Waldungen behalten hat, während ein klarer Strom mitten hindurchfließt. Inmitten einer dichten Masse tropischer Vegetation fanden wir hohe Cypressen und Unmassen von Farnkräutern. Beide Ufer waren an mehreren Stellen durch die herabhängenden riesigen Wedel der letzteren, von denen sich einige bis zu einer Höhe von zwanzig, dreißig, ja sogar fünfunddreißig Fuß erhoben, dicht verhüllt. Wer ein Freund dieser zierlichen Pflanzengattung ist, könnte seiner Vorliebe hier bis zur Uebersättigung Genüge leisten. „Fern-Glen" (Farnschlucht) würde ein passender Name für das Thal sein. In dem unteren Theile war eine einfache, gegen acht Fuß hohe Wasserleitung über den Fluß gelegt, um das Wasser in geeigneter Höhe für die Bewässerung größerer Flächen zurückzuhalten. Sie bestand aus roh behauenen Trögen, die von gabelförmigen Stämmen gestützt wurden. An der Mündung des Thales befindet sich ein langer, eingepfählter, mit Erde ausgefüllter Damm, um die Kraft des Flusses

zu brechen, wenn Gewittergüsse denselben zum tobenden Bergstrom angeschwellt haben.

Wir wenden uns nun von den Theilen der Insel, die durch die Arbeit von Jahrhunderten zu nutzbarem Boden umgewandelt worden sind, zur eigentlichen Cultur des Landes. Wir werden dieselbe nach den verschiedenen Ernten classificiren; wenn wir jedoch vorausschicken, daß das Land in Folge des Pachtsystems fast gänzlich auf Individuen gefallen (oder wo möglich in kleine Abtheilungen zerfallen) ist, und die Arbeit durch Menschenhand verrichtet wird, so möchte sich die Bezeichnung Gartenbau besser für die Cultur dieses Landes eignen, als der herkömmliche Terminus: Ackerbau.

Reis (oryza sativa) scheint das geschätzteste, wenngleich wahrscheinlich nicht das wichtigste Product zu sein. Derselbe wächst nur in bewässertem Lande; dieses wird dadurch vorbereitet, daß es zuerst vollkommen mit Wasser gesättigt wird, so daß nachher die langen Hauen tief und leicht in das Erdreich eindringen können. Während der Fleck noch überfluthet ist, geht eine Anzahl Männer (zwei, drei oder vier) auf denselben, und ein Jeder haut eine Furche darüber; sie stehen bis an die Kniee in Schmutz und Wasser, wobei die Nothwendigkeit des kurzen Griffes einleuchtet. Der erste zieht eine Linie von ziemlich einem Fuß Breite über den Boden, nicht unähnlich einer Pflugfurche; der zweite folgt mit einer gleichen Schaufel und Furche, und so auch die Uebrigen. Haben sie ihre Arbeit vollendet, so gleicht das Feld durch seine wohl geordneten Raine oder Furchen ziemlich dem gepflügten Lande, und es ist überraschend, mit welcher Schnelligkeit es also in Stand gesetzt wird. Ich habe dieses Verfahren häufig beobachtet, und immer nur auf diese Weise, obgleich es möglich ist, daß man sich zu Zeiten dabei des Pfluges bedient. Es scheint jedoch, als ob erst nach einiger Zeit der Pflug angewendet würde, um den Boden noch mehr aufzulockern. Diesem folgt wiederum die Egge, um das

Ganze wirksamer zu mischen und die Oberfläche des Landes ganz eben zu machen, wobei das noch immer zurückbleibende Wasser als Richtmaß dient. Hier wird also Land, das nicht nur naß ist, sondern in Wahrheit unter Wasser steht, gepflügt und geeggt! Was würden unsere Landwirthe zu einem solchen Verfahren sagen, welches ihrer besten Praxis so gänzlich zuwiderläuft? Und dennoch bewährt es sich ebenso gut, als das ihre. Jetzt erklärt es sich allerdings, wie es möglich ist, daß diese leichten Ackergeräthschaften ihrem Zwecke entsprechen und von einem einzigen kleinen Pferde oder Ochsen gezogen werden können. Wir selbst haben übrigens nur Ochsen bei dieser Arbeit gesehen, die während derselben bei jedem Schritt bis an den Bauch einsanken.

Die nächste Arbeit besteht in dem Aussetzen der Pflanzen, welche vorher auf ähnlichen Landflecken, die in jedem Thale liebliche grüne Plätze bilden, gewachsen sind. Ueber den Boden werden durch Linien, worin keine Pflanzen wachsen, Grenzen gezogen, — da selbst kleine Plätze verschiedenen Personen angehören. Vor den Krähen schützt man das Ganze durch einige gespaltene, bald aufrecht, bald in Bogen in die Erde gesteckte Bambusstäbe, oder auch durch Schnüre, die auf Stöcken über den Fleck gezogen werden. Die Pflanzen werden mit der Hand herausgezogen, in Bündel von der erforderlichen Größe zusammengebunden und, bis sie gebraucht werden, in das Wasser gesetzt. Das Verpflanzen geht mit großer Schnelligkeit vor sich. Eine Anzahl Menschen setzen die Pflanzen in Zwischenräumen von sechs oder acht Zoll in die Erde, was, da dieselbe unter Wasser steht, so rasch geschieht, als die Hand erhoben und wieder gesenkt werden kann. Die Uebung macht die Leute gewandt, und Linien sind daher überflüssig. Vor ihnen liegt eine Wasserfläche, hinter ihnen grünt ein Reisfeld in regelmäßigen Reihen. In allen Perioden des Wachsthums, worin Referent den Reis gesehen hat, war die Erde mit Wasser bedeckt, was vermuthlich so lange fortdauert, bis

das Korn reift — ausgenommen im Fall einer ungewöhnlichen Dürre. Ist dies der Fall, so wird die künstliche Bewässerung durchaus nöthig, oder die Trockenheit muß großen Schaden bringen; denn sie verdirbt den Reis, welcher das hauptsächliche Nahrungsmittel aller oberen Klassen und wahrscheinlich auch ein bedeutender Bestandtheil der Tribute oder Abgaben an Japan ist.

Anscheinend erfordert der Reis keine fernere Pflege, es wäre denn, daß Wasserpflänzchen, welche sich vielleicht einschleichen, ausgerissen würden. Vor der Reife wird er geschnitten, in Bündel gesammelt und in freier Luft und der Sonne getrocknet. Alle später folgenden Operationen sind mir unbekannt. Ein Herr aus Süd-Carolina, welcher viel Reis auf Feldern gesehen, meinte, daß der Morgen ungefähr zwanzig (engl.) Scheffel tragen würde; er bemerkte zu gleicher Zeit, daß der Kopf (die Rispe) sehr groß sei, was er dem Umstande zuschrieb, daß der Reis umgepflanzt, anstatt mit der Hand ausgesäet wird. Aus diesem Grunde kann der Ertrag ein größerer sein. Wir sind der Meinung, daß jährlich zwei Ernten reifen; außerdem wird den Reisfeldern noch eine Winterernte von Taro oder von Bataten abgewonnen, wie sich daraus folgern läßt, daß dieselben auf Feldern wuchsen und gesammelt wurden, welche damals (1. Februar) weder mit Reis bepflanzt waren, noch den gehörigen Vorbereitungen dazu unterworfen wurden.

Taro (arum esculentum?) ist eine Wasserpflanze und wächst in dem feuchteren Lande und in Gräben. Wo die Batate auf Reisfeldern angebaut wird, welche aus steifem Thon bestehen, wird sie in der Art wie Erdbeeren oder Spargel auf Beete gepflanzt, deren höchster Punkt trocken, während der Zwischenraum feucht oder naß ist. Von einer Düngung der Reisfelder haben wir niemals etwas bemerkt, allein da dieselben fettes, angeschwemmtes Erdreich haben und fast unausgesetzt vom Wasser berührt werden, so bedürfen sie wahrscheinlich keiner anderen Unterstützung.

Die unbewässerten hoch gelegenen Ländereien werden in ganz

ähnlicher Weise vorbereitet, wie die Reisfelder — die große Haue ist das hauptsächlichste, wo nicht das einzige Werkzeug zum Aufwühlen des Bodens. Der Pflug und die Egge mögen vielleicht auch hier auf die vorerwähnte Art gebraucht werden, allein wir haben zu keiner Zeit ein solches Verfahren gesehen. Ob ein Spaten zweckdienlicher sein würde, ist zweifelhaft, und da das Eisen für Anschaffung von Spaten und Haue zu selten ist, so verdient letztere den Vorzug, weil sie sich zu den verschiedenartigsten Zwecken gebrauchen läßt. Wenn das Land einmal in einen offenen, aufgelockerten Zustand versetzt worden, so ist alle fernere Cultur leicht und rasch auszuführen; es darf niemals wieder hart und fest werden, eine beständige Reihenfolge von Ernten, sowohl aus Wurzeln als aus Halmfrüchten bestehend, wird darauf gewonnen und die Entfernung der Wurzeln dient zugleich als Vorbereitung für die folgende Ernte. Weder Gras noch Klee wird jemals gesäet — zwei kleine Stellen mit grob aussehendem, allem Anscheine nach wild wachsendem Grase waren die einzigen Ausnahmen unter den Tausenden von Abtheilungen, die wir gesehen. Demzufolge tritt auch kein Vieh den Boden fest, und derselbe bleibt leicht und gut zu bebauen. Während der Arbeit bewegt der Ackersmann seine Füße sehr selten; wenn er sie aus der um ihn her aufgehäuften Erde herauszieht, so setzt er sie in die tiefe Furche zunächst dem unbearbeiteten Lande, wo er wiederum bis an die Kniee in den staubigen, von der Hacke aufgelockerten Erdboden versinkt. Ländereien, welche so tief durchwühlt werden und fast ganz, oder vollkommen eben liegen, sind merkwürdig geeignet, das Regenwasser aufzusaugen und zurückzuhalten, zumal sie durch Eindämmungen von fester Erde, welche als Fußpfade dienen und deshalb festgestampft sind, geschützt werden. Ebenso wenig ist zu befürchten, daß sie jemals zu feucht werden könnten, da das überflüssige Wasser durch die hinreichend poröse untere Erdschicht sickern, oder durch die bereits erwähnten Vertiefungen an den Rändern ablaufen kann. Ein

weiterer Vortheil dieser Feldbestellung ist, daß sie den Wurzeln aller Pflanzen den schönsten Raum gewährt, sich auszubreiten und zu entwickeln.

Die unbewässerten Vertiefungen oder Zwischenräume, welche querüber geebnet und in Stufen oder Terrassen verwandelt werden, sind hauptsächlich mit Zuckerrohr, Bohnen, Hirse und stellenweise mit Weizen bebaut. Wunderbar genug verweist man den letzten fast immer nach dem höher gelegenen und ärmeren Boden. Bataten, die Nahrungspflanze der arbeitenden Klassen, werden überall und als zweite oder Zwischenernte gebaut.

Zuckerrohr (saccharum officinarum). — Hiervon werden hauptsächlich in den südlichen Theilen der Insel beträchtliche Massen gezogen. Gleich allen anderen Erzeugnissen wird es in kleinen Abtheilungen, selten über einen Morgen im Umfange, angebaut. Es wird sehr dicht gepflanzt — ungefähr einen Fuß oder noch weniger aus einander — und hat in allen Entwicklungsstufen ein sehr üppiges Ansehen. Ob der Boden, nachdem es gepflanzt ist, nochmals aufgelockert, oder ob das Unkraut, wenn solches vorhanden, nur mit der Hand ausgerissen wird, ist uns nicht bekannt geworden. Die Ernte geschieht, indem es mit der Sichel niedergehauen wird, worauf man die Blätter und Spitzen abstreift, und es dann in Bündeln nach den Zuckermühlen trägt, — deren zwei bis drei neben einander an der Landstraße zu liegen pflegen. Das Rohr ist klein und kurz — vermuthlich die Folge des gedrängten Pflanzens — mißt vielleicht drei Viertel bis einen Zoll im Durchmesser und ungefähr vier Fuß in der Höhe.

Die Mühlen verdienen erwähnt zu werden; sie sind einfach, aber höchst praktisch. Sie bestehen aus drei Cylindern von hartem Holz, welche durch ein hölzernes Gestell in aufrechter Stellung erhalten werden; dieselben haben ungefähr einen Fuß im Durchmesser, zwei Fuß in der Höhe und stehen in einer Reihe, mit einem Zapfenloch und Keil an jeder Seite, um die Entfernung

zwischen ihnen und dem Stempel abzustufen. Der mittlere Cylinder hat eine sechs Fuß hohe Achse, welche sich durch das Gestell ausdehnt, und woran ein fünfzehn Fuß langer Hebebaum befestigt ist, durch den die Mühle mit Leichtigkeit in Bewegung gesetzt wird. Ein Ochs oder Pferd bildet die bewegende Kraft und geht in einem Kreis von ungefähr dreißig Fuß im Durchschnitt umher. Dieser Mittelcylinder hat an seinem obern Ende eine Reihe von Zähnen (aus hartem Holz), welche, statt in Zähne, in Zapfenlöcher eingreifen, die in den beiden anderen Cylindern angebracht sind. Hieraus besteht die ganze Vorrichtung, welche den Saft in eine Kufe oder einen Behälter führt, der in einer nahen Vertiefung angebracht ist. Das Rohr wird zwischen die rechte und die mittlere Walze gesteckt; ehe es von dort loskommt, wird es schon auf der entgegengesetzten Seite erfaßt, wie ein Strick zusammengedreht und hierauf wieder zwischen die mittlere und linke Walze geschoben. Durch dieses doppelte Verfahren scheint das Rohr vollkommen ausgepreßt und seines Saftes entledigt zu werden, welcher in hohem Grade zuckerhaltig zu sein scheint. Er wird in zeitweilig errichteten Häusern, in dünnen eisernen Pfannen von acht bis zehn Gallonen Inhalt gekocht. Das ausgepreßte Rohr wird sorgfältig aufgestellt, um zu trocknen, und jedenfalls auch hier, wie anderswo, zur Feuerung benutzt, da man mit Brennmaterialien sehr sparsam ist. Ich bin nicht im Stande, den Ertrag des Zuckers zu beurtheilen, allein er muß wahrscheinlich ein sehr guter sein. Wie man ihn verwendet, ist ebenfalls nicht bekannt; zum Thee sicher nicht, da derselbe nie süß gemacht wird, vermuthlich aber zum Einkochen von Eingemachtem für die höheren Klassen, und vielleicht auch zur Versendung nach Japan. Der Zucker scheint hier, wenigstens unter den Volksklassen, etwas Seltenes zu sein, da einer unserer Dolmetscher einmal schickte und uns um ein wenig bitten ließ, während wir uns in einem großen Dorfe oder einem Städtchen aufhielten, eine Bitte, die, an Fremde gerichtet, sehr ungewöhnlich erscheinen mußte.

Weizen (triticum vulgare). Dieser wird in demselben, oder vielleicht in etwas geringerem Umfange gebaut als Reis, und ist in zweierlei Arten vorhanden, bärtig, d. h. mit Grannen, oder glattköpfig, ohne Grannen. Am ersten Februar war er in allen Stadien seines Wachsthums zu finden, von dem reifen, die Sichel erwartenden Korne bis zu der eben hervorsprossenden Saat; ja es wurden sogar noch Vorbereitungen zu neuen Anpflanzungen gemacht, indem die unerschöpflichen Bataten gesammelt und der Boden für den Weizen zugerichtet wurde. Dieser wird meistens in Zwischenräumen von sechs oder acht Zoll mit dem Pflanzstock eingesetzt, in Furchen gesäet, oder mit der Hand ausgestreut. Der junge Weizen war an vielen Stellen von zwei Krankheiten heimgesucht, deren eine ihm ein gelbes Ansehen verleiht, das seinen Grund in dem Absterben der Halme hat, welche durch kalte, selbst frostige Nächte und darauf folgende warme oder heiße Tage gelitten haben. An anderen Stellen hatte er ein verkrüppeltes Ansehen, indem einige der Stengel gesund aufwuchsen, während viele zwergartig waren und am Boden neue Schößlinge trieben, was, wie wir sogleich erkannten, von einer Fliegenart herrührte. Es gelang uns trotz aller unserer Bemühungen nicht, dieselbe aufzufinden. Nur ihre Larve glaubten wir in Form eines kleinen Wurmes in dem Halm, oder, wo derselbe durchgefressen war, in der Scheide des Blattes zu entdecken. Von dem Gliederwurm, welcher gegenwärtig in einigen Theilen der Vereinigten Staaten so verderblich ist, war keine Spur zu finden.

Der zum Anbau von Weizen bestimmte Boden wird gedüngt, so weit der Dünger zureicht, der aus dem gewöhnlichen Unrath der Häuser und Ställe besteht und bei der Vorbereitung mit dem Lande verarbeitet wird. Man vertheilt ihn in kleinen Haufen auf der Oberfläche, was eine schlechte Behandlungsweise sein würde, wenn man ihn nicht alsbald mit dem Erdreich mischte, was höchst wahrscheinlich geschieht. An einigen Stellen wird eine gelbe

Substanz über das Land gesäet oder gestreut, welche dem Guano nicht unähnlich ist, und die wir anfangs für Mergel hielten, allein bei näherer Untersuchung schien es Sand von der Meeresküste zu sein. Es soll übrigens auch Mergel auf der Insel geben. Der Ertrag des Weizens ist nur mäßig; — so viel sich nach dem Anblick, während er noch auf dem Felde stand, beurtheilen ließ, acht bis neun engl. Scheffel vom Morgen, während geringere Stücke vielleicht nicht über drei oder vier, bessere Strecken dagegen bis zu zehn oder zwölf, ja einige wenige sogar sechszehn oder achtzehn Scheffel tragen mochten. Dieses Product ist nicht so, wie der erste Wachsthum es verspricht, denn die Köpfe (Aehren) sind kurz und das Korn klein. Was wir untersuchten, war rother Weizen.

Von der Ernte und dem darauf folgenden Verfahren gewahrten wir nichts, als bis der Weizen nach der Mühle kam, welche mit der Hand in Bewegung gesetzt wurde. Die Steine waren von guter Qualität, ungefähr einen Fuß im Durchmesser, fünf bis sechs Zoll stark, und die inneren Flächen regelmäßig zugeschliffen. An dem äußeren Rande des oberen Steines befindet sich ein Loch, in welches eine aufrechtstehende Handhabe gesteckt und dann gedreht wird, durch welches Verfahren man ein ziemlich gutes Grobmehl erhält. Dieses ungebeutelte Mehl ist braunfarbig, sehr klebrig und giebt leichtes, süßes Brod. Außer anderer Verwendung, zu welcher sich überall Weizen- und Reisstroh eignet, werden namentlich alle Schuhe oder Sandalen, deren man sich auf der Insel bedient, von einem oder dem anderen verfertigt.

Gerste (hordeum distichum) wird, wiewohl in geringer Menge, auf dieselbe Weise gezogen, wie Weizen.

Hirse von zwei- bis dreierlei Art wird hier gefunden. Die eine Sorte (holcus vel andropogon sorghum) ist dem Ginster ähnlich und wird in Reihen gepflanzt, oder wächst in einzelnen Halmen; die beiden anderen (setaria germanica? und s. italica?) werden entweder in Furchen gesäet, oder mit der Hand ausgestreut.

Die letztere Sorte hat einen sehr großen, zusammengesetzten Kopf (Aehre), welcher aus vielen kleineren Aehren besteht, und muß sehr ergiebig sein. Keine dieser Arten scheint jedoch so viel zu tragen, als die zuerst genannte, wenn sie in der Havanna, auf Cuba, gezogen wird. Die Stengel dieser Sorte werden von den Insulanern als Leuchten oder Fackeln benutzt; dieselben werden in Bündel von sechs oder sieben Fuß Länge und einem halben Fuß im Durchmesser zusammengebunden, welche eine Stunde lang brennen und bei nächtlichen Wanderungen und anderen Gelegenheiten, wie zum Beispiel beim Fischen, ein gutes Licht geben; eine Anzahl solcher Lichter kann man oft des Nachts längs der Küste erblicken.

Bataten (battatus edulis), deren es zweierlei Sorten giebt, rothe und weiße, machen, sowohl der Jahreszeit, als dem Umfange des Landes entsprechend, die Haupternte der Insel aus; sie entsprechen unserem Mais in den südlichen und westlichen Staaten als allgemeines Nahrungsmittel und gedeihen zu jeder Jahreszeit. Der Ertrag ist keineswegs so reich, als sich nach der Wichtigkeit ihrer Production und dem Eifer, womit die jungen Pflanzen mit flüssigem Dünger und dem Bodensatz aus den vorher beschriebenen Löchern oder Behältern versehen werden, vermuthen ließe. Dies hat seinen Grund vermuthlich in der Weise des Pflanzens, oder vielmehr des Einsetzens der Ranken, denn die Wurzeln selbst werden niemals gepflanzt. Wenn das Land vorbereitet und eine Anzahl junger Ranken zur Hand ist, geht ein Mann, der eine kleine Haue verkehrt in der Hand hält, nämlich mit der Schneide zunächst seinem Körper, anstatt nach außen, schnell durch das Feld und zieht zwei Furchen, indem er die Haue in Zwischenräumen von neun oder zehn Zoll in die weiche Erde hineinstößt, den Boden auf deren Spitze emporhebt, beim Zurückziehen der Hand die Krampe der Haue als Stift gebraucht und hierauf das Steckreis mit der linken Hand unter die Spitze schiebt; sobald die Haue herausgezogen ist, läßt er die Erde wieder zurückrollen und preßt sie beim

nächsten Schritte mit dem Fuße fest. Dies ist eine rasche Art und Weise, sich ein Batatenfeld in vollem Wachsthum zu verschaffen, und es wird durch den flüssigen Dünger, welchen man nach chinesischer Sitte in zwei Kübeln trägt, die an den beiden Enden einer auf den Schultern getragenen Bambusstange hängen, frisch und blühend erhalten. Der Dünger wird jeder einzelnen Pflanze aus kleinen Schöpfgefäßen zugetheilt. Allein beim Einsammeln der Ernte finden sich an jeder Ranke nur ein bis zwei Knollen vor, und auch diese sind gewöhnlich nicht groß. Durch das dichte Anpflanzen und den schnellen Wachsthum können jährlich zwei bis drei Ernten gewonnen werden. Möglicher Weise ist der Ertrag größer als bei uns, allein dem Anscheine nach kann dies kaum der Fall sein. Die Batate ist das vorherrschende Nahrungsmittel des Volkes. Bei zwei Gelegenheiten sah ich, wie unsere Führer ihr Mahl einnahmen, und beide Male bildeten Bataten die Hauptspeise und waren das eine Mal nur von einigen sehr kleinen Fischen und das andere Mal von etwas eingelegtem, oder mit Fett zubereitetem Salat begleitet — ein sehr frugales Mahl.

Sago (cycas revoluta). Als wir die ersten Gehege gewahrten, fragte ich den Dolmetscher, wozu sie da wären? Er erwiederte: „Die Nordgegend in Lew-Chew sehr unbehaglich; arme Leute müssen Tannzapfen pflanzen," worunter er die Sagopalmen verstand, die vor den wilden Schweinen 2c. geschützt werden müssen. Die Ebenen, Thäler und fetten, höheren Ländereien ausgenommen, schienen sie in der That darauf angewiesen, dem undankbaren Boden durch Handarbeit einen kärglichen Unterhalt abzuzwingen.

An einigen Stellen, wo die Berge frei von Steinen sind, werden dieselben bis auf die höchste Spitze, dreihundert Fuß oder darüber, bepflanzt. Die Seiten einiger Berge erheben sich in einem Winkel von ziemlich 75°, ja einer aus unserer Gesellschaft schätzte es sogar auf 80°. Um das Wegwaschen des Erdreichs zu verhüten, oder Abtheilungen zu machen, oder zu beiden Zwecken,

werden von dem Grunde aufwärts enge Vertiefungen gezogen und die Pflanzen in einem kurzen Zickzack über diese Vertiefungen weggepflanzt, wodurch das Wasser sich auf jeder Abtheilung in geringerem Grade ansammelt, und durch das Aufhalten desselben die Strömung vermindert und gleichmäßig gemacht wird. Der Boden wird nur so lange kahl erhalten, bis die Pflanzen frischen Trieb ansetzen, worauf man Gras wachsen läßt, was nicht allein an und für sich nützlich ist, sondern zugleich als Schutz gegen das Fortwaschen des Erdreiches dient. Nicht an diesen „unbehaglichen" Stellen allein wird der Sago erbaut, sondern auf vielen Hügelkämmen und auf felsigen Höhen, wo genug Erdreich und Fruchtbarkeit zu finden ist. Es scheint einige Jahre zu währen, ehe die Sagopflanze ihre eigentliche, nutzbare Größe erreicht, und es stehen solche jederzeit in genügender Menge im Lande, um eine Hungersnoth zu lindern, wo nicht zu verhüten, wenn Orkane und Trockenheit sich in demselben Jahre vereinigen sollten, die Hoffnungen des Landmannes zu vereiteln. Der Orkan fügt nämlich zu Zeiten dem Zuckerrohr, der Hirse ꝛc. großen Schaden zu, und die Trockenheit kann dem Reis und dem Weizen, den Bohnen und den Bataten ebenfalls bedeutenden Abbruch thun.

Verschiedene gemüseartige Pflanzen werden sehr häufig gezogen und bilden einen wichtigen Nebenartikel in der Nahrung des Arbeiters. Es giebt mehrere Sorten Bohnen (faba), darunter die Pferdebohne, eine sowohl hier, als in Japan und in China bemerkte Art mit kleinen haarigen Hülsen, und in dichten Büscheln wachsend, ferner die ächte, schwarz genarbte Bohne, und die Kuh- oder indianische Erbse, welche in den Vereinigten Staaten einheimisch ist. Die Gartenerbse (pisum sativum) ist in zweierlei Arten vorhanden, die eine mit weißer, die andere mit purpurfarbiger Blüthe. Sie wird gewöhnlich reihenweise gesäet und scheint ergiebig zu sein. Letztere Gattung wird auch mit der Hand ausgestreut und nebst der ersteren als Zwischenernte gezogen. Die Erbsen

werden niemals gestützt, oder mit Stöcken versehen. Man glaubt, daß auch Erdnüsse (arachis hypogea) erbaut werden. Aus den Bohnen wird sehr häufig ein Nahrungsmittel zubereitet und auf allen Märkten zum Verkauf geboten, welches dem Käse bis zum Verwechseln ähnlich ist, und zu dessen Bereitung man wahrscheinlich auch Ziegenmilch benutzt.

Rüben (brassica rapa), Rettige (raphanus sativus), von ungeheurer Größe, und in gekochtem Zustande den Rüben im Geschmacke ähnlich; sehr dünne, aber lange Möhren (daucus carota sativa), fabelhaft große Kürbisse (lagenaria), Eierpflanzen (solanum esculentum), Warzenkürbisse (cucurbita verrucosa), Zwiebeln (allium) und andere eßbare Producte, sowie Pfeffer (capsicum annuum), Fenchel (foeniculum vulgare) 2c. werden allgemein gebaut. Gurken (cucumis sativus) von auffallender Größe sind im Ueberfluß vorhanden.

Weder irische Kartoffeln (solanum tuberosum), noch Mais (zea mays) wurden wahrgenommen, und sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht vorhanden, obgleich der letztere als hier vorhanden in Hall's „Lew-Chew" und in Belcher's „Reise in den Samarang" erwähnt wird.

Eine sehr gesunde, schöne und zarte Tabaksart (nicotiana tabacum) wird gebaut, und zwar in genügender Menge für den Bedarf aller Klassen, und diese scheinen, von den höchsten bis zu den niedersten herab, in gleichem Grade daran gewöhnt zu sein und nicht ohne denselben bestehen zu können. Die Bewohner machen auf ihren Reisen regelmäßig Halt, thun ein paar erheiternde Züge aus ihren ungewöhnlich kleinen Pfeifen und setzen hierauf ihren Weg in der besten Laune fort. In der Weise des Tabaksbaus liegt nichts besonders Eigenthümliches, allein beim Anmachen wird er dem Wind und Wetter unnöthiger Weise, oder absichtlich ausgesetzt und ist demzufolge sehr schwach. Bei geeigneter

Behandlung würde er die schönsten Cigarren abgeben, da er Stärke mit Milde vereinigt.

Gräser. — Nur eine Art ist der besonderen Beachtung würdig. Ein grobes Gras, etwa aus der Klasse des arundo, schießt wild empor, und dazwischen einige feinere, aber sehr kurze Grasarten; ebenso zwei Sorten zwergartigen Klees mit gelben Blüthen, die Lupuline (medicago lupulina) und Hopfenklee (trifolium procumbens), auch Schafklee genannt. Dieses Gras wird an den Rändern und Abhängen der Terrassen, wenn dieselben nämlich abhängig genug sind, und des ungepflügten Landes geschnitten, und den Pferden und Viehheerden als grünes Futter gegeben. Es giebt kein großes trifolium (Klee), noch poa, phleum, lolium, noch dactylis, oder wenn diese Sorten wirklich vorhanden, so sind sie doch nicht nutzbar und müßten von Botanikern gesucht werden. Es giebt jedoch eine Grasart, welche prächtige Einfassungen in Dörfern bildet und mir beim ersten Blick als Poa auffiel, da die Halme in Länge und Form dieser Sorte glichen und sehr grün waren. Bei näherer Untersuchung fanden sich jedoch auf der unteren Seite des Halmes weiße erhabene Rippen; ein Stengel konnte nicht gefunden werden. Die Pflanze breitete sich durch Rhizoma's aus und hatte Knollen, oder vielmehr Beulen an den faserigen Wurzeln. Es ist eine harte Pflanze, und würde wahrscheinlich in dem sandigen Boden und trockenen Klima von New Jersey, Maryland ꝛc. gedeihen. Wenn sie sich rasch verbreiten sollte und die Heerden sie als Futter liebten, so würde sie für jene Staaten eine sehr nutzbare und werthvolle Gabe sein. Es muß jedoch bemerkt werden, daß, wie kurz andere Grasarten auch geschnitten und für die Heerden gesammelt wurden, die letzterwähnte stets unberührt zu bleiben schien.

Einige wildwachsende Stengel wurden gesehen und für die gelbe Lucerne (medicago falcata) gehalten. Sie waren gröber als die Lucerne und werden, außer in einigen armen Ländereien

Frankreichs oder Englands, nicht cultivirt. Hier wurden sie auf einem fruchtbaren Flecke bemerkt, standen sehr üppig und hatten grobe, holzige Stengel. Man scheint hier keinen Gebrauch davon zu machen, obschon sie sich als Futter recht gut verwenden lassen würden. Wilder Knoblauch (allium oineale) wucherte in einigen Weizenfeldern, oder vielmehr Abtheilungen, „so dicht wie Hopfen."

Früchte. — Von diesem Producte ist wenig bekannt. Eine Sorte großer und kleiner Orangen (citrus aurantium) wird zu Markte gebracht, ist aber unbedeutend. Pfirsichbäume (persica vulgaris) von beträchtlicher Größe und gesundem Aussehen standen in Blüthe. Wassermelonen (citrullus vulgaris) sind im Ueberfluß, aber nicht vorzüglich vorhanden. Außerdem wurde keine andere Obstart wahrgenommen. Aepfel, Birnen, Kirschen, Erdbeeren 2c. würden ohne Zweifel fortkommen.

An verschiedenen Stellen auf den Hügeln gegen Norden wuchs eine wilde Himbeere (rubus japonicus) ; die ungewöhnlich große Blüthe ist weiß und gleicht derjenigen der Brombeere (rubus villosus). Für eine wilde Pflanze ist die Frucht ebenfalls sehr groß, allein der Geschmack ist nicht sehr entschieden, oder vielmehr sehr mild. Durch Verpflanzung und Veredlung würde diese Obstart bedeutend gewinnen und es dürfte wahrscheinlich der Mühe lohnen, sie in den Vereinigten Staaten einzuführen. Thunberg erwähnt vier Himbeerarten, welche in Japan existiren sollen, und die Beschreibung einer dieser Arten stimmt mit der oben genannten überein.

Eine andere Ranke, oder ein Gesträuch, wurde in ähnlicher Lage gefunden und anfänglich irrthümlicher Weise für Wein gehalten, so groß ist die Aehnlichkeit der Blätter und sogar des Stieles, nur daß der letztere spröder ist. Welche Art von Frucht es tragen mag, ist unbekannt; die Blüthe ähnelt jener der oben erwähnten Himbeerart, oder der Erdbeerblüthe, und wächst an der Vereinigung des Blattes und Stengels, ganz ohne, oder mit sehr kurzem Pedunkel.

Eine wilde Feigenart (ficus) mit zwei reifen Früchten wurde ebenfalls bemerkt; es war jedoch nicht mehr als ein Strauch von zwölf bis sechszehn Zoll Höhe zu nennen.

Banane (musa sapientum). Dieselbe wird im Allgemeinen nicht ihrer Frucht wegen gezogen. Zahlreiche Stellen werden damit besetzt, und da die Pflanzen sehr dicht zusammen stehen, so muß der Ertrag des Materials, um dessen willen sie gezogen werden, ein sehr reicher sein. Die Fasern dienen nämlich anstatt des Hanfes oder Flachses zur Verfertigung des Tuches, welches — vielleicht mit Baumwolle vermischt — allgemein getragen wird. Auch Papier wird wahrscheinlich daraus verfertigt. Da die Banane auf diese Weise eine Hülfsquelle zur Bekleidung der Einwohner ist, so zählt man ihre Cultur zu den wichtigsten Zweigen auf der Insel. In Verbindung hiermit mag auch die Baumwollenpflanze (gossypium herbaceum) erwähnt werden. Sie wird in geringer Anzahl, reihenweise und, gleich allen anderen Erzeugnissen, auf einer kleinen Fläche erbaut. Die einzigen Ausnahmen glatten, oder ebenen Feldbaues sind die vorerwähnten Batatenbeete, in schwerem, nassem Thonboden, und ein kleiner, „hügeliger Fleck," der, wie wir vermutheten, mit Erdnüssen bebaut war.

Die Kleidung der oberen Klassen ist stets sauber, im Sommer kühl und leicht, im Winter gefüttert oder wattirt, und meistens von blauer Farbe. Die Kleidung der arbeitenden Klasse ist gröber und meistens ungefärbt; Leute dieser Klasse dürfen niemals Strümpfe tragen, ebenso wenig erinnere ich mich, sie jemals mit Sandalen gesehen zu haben. Bei der Arbeit sind sie im Sommer fast halb nackend, zu anderen Zeiten jedoch anständig bekleidet. Im Regen verlassen sie ihre Arbeit nicht, sondern stülpen einen breitgeränderten, kegelförmigen Hut auf, binden einen lockeren, rauhen, kurzen Kragen um, beides aus den Blättern des Zuckerrohres oder der Banane roh gearbeitet, und setzen ihr Tagewerk ohne Unterbrechung fort. Dies wurde wenigstens bei einem mäßig starken Regen,

der uns traf, beobachtet. Außerdem trägt sonst Niemand aus dem Volke gewöhnlich einen Hut.

Verschiedene Färbestoffe werden häufig benutzt, allein wir konnten uns keine Gewißheit darüber verschaffen, welche Arten es waren; die eine war vielleicht der chinesische Färberbuchweizen (polygonum tinctorium).

Kornspeicher. — Diese sind der Beachtung wohl werth. In den Städten werden sehr viele (vermuthlich) öffentliche Kornspeicher errichtet, von denen zuweilen zehn bis zwölf an einem Orte zu finden sind. Die Kornböden der Privatleute sind bereits erwähnt worden. Sie erheben sich ungefähr sechs Fuß über den Boden und werden von Pfosten gestützt, welche auf Steinen ruhen. Das Ganze ist viereckig, von geflochtenem Rohr oder Planken, und dick mit Stroh gedeckt. Ein solcher Speicher wird vier- bis fünfhundert Scheffel, oder mehr noch halten. Reis, Weizen, Hirse ꝛc. werden wahrscheinlich darin aufbewahrt, wo dies Alles durch das dichte Dach und die Entfernung vom Erdboden vollkommen kühl und trocken erhalten und vor Ungeziefer bewahrt wird, — eine nothwendige Vorsichtsmaßregel, da es eine bedeutende Anzahl sehr großer Ratten giebt.

Thiere. — Die Pferde sind klein, aber thätig und kräftig; hauptsächlich werden sie von den Reichen zum Reiten benutzt, auch tragen einige Lasten zu Markte, allein dergleichen Arbeit wird fast stets von Männern und Frauen verrichtet. Ich hörte, daß Pferde am Pfluge und in den Zuckermühlen gebraucht würden, habe es jedoch niemals gesehen. Das Rindvieh ist größtentheils schwarz und kurz gehörnt. Die Bullen sind nicht groß, aber in ziemlich gutem Zustande und arbeiten auf die bereits angedeutete Weise. Sie werden durch einen Riemen angeschirrt, der die Brust kreuzt und zu einem rohen, hölzernen Sattel führt, von wo er als Joch nach der Stelle geht, an welcher der Strang befestigt ist. Die Kühe werden scheinbar nur zur Erhaltung und Fortpflanzung der

Heerden gebraucht. Ob das Fleisch des Rindviehes schließlich als Nahrungsmittel benutzt wird, ist nicht bekannt. Ziegen hält man vermuthlich wegen ihres Fleisches und vielleicht auch, um ihre Milch zur Bereitung des Bohnenkäses zu benutzen.

Schweine giebt es in großen Massen, und in jedem Hause der Dörfer findet man einen Stall, in welchem zwei bis drei Stück nebst ihren Ferkeln gehalten werden. Sie sind von einer kleinen schwarzen Race, werden selten über hundertundfünfzig Pfund schwer, aber sehr fett; der Speck ist nicht weich und locker, wie bei dem chinesischen Schwein, sondern gut angesetzt und derb. So lange sie noch jung sind, haben sie ein häßliches, vernachlässigtes Ansehen, allein wenn sie erwachsen sind, werden sie wohlgestaltet, mit geraden Rücken und Bäuchen, guten Köpfen und Leibern und kurzen Beinen. Die Einführung einiger Paare dieser Race nach den Vereinigten Staaten dürfte wünschenswerth sein, wiewohl die große Anzahl der chinesischen Schweine, die sich schon daselbst befindet, es nicht zur Nothwendigkeit macht. Schweinefleisch scheint das vorherrschende, wo nicht das einzige animalische Nahrungsmittel der Bewohner von Lew-Chew zu sein; es wird eingesalzen und aufbewahrt. Hausgeflügel wird in beträchtlicher Menge aufgezogen, allein der Verbrauch desselben beschränkt sich der Wahrscheinlichkeit nach auf die oberen Klassen.

Düngemittel scheinen sorgfältig gesammelt und angewendet zu werden. Dieselben werden aus den Kuhställen, Schweineställen und den Bodensatzbehältern in den Feldern bezogen. Da die Thiere sämmtlich grünes Futter bekommen, so müssen sie eine große Menge Dünger geben. Ob derselbe gut verwahrt wird, oder in welcher Weise dies geschieht, können wir nicht angeben. Wie die menschlichen Excremente verwendet werden, ist nicht bekannt; gewiß ist aber, daß sie sich weder den Sinnen auf so unangenehme Weise aufdrängen, noch in derselben Art benutzt werden, wie in China. Jedenfalls wird ein Volk, das sich jedes culturfähigen Plätzchens

bemächtigt, dieselben auf irgend eine Weise verwenden, und vielleicht geschieht dies eben zum Zweck des Düngens.

Außer der Ansammlung und Verwendung der bereits besprochenen Anschwemmungen werden die leichteren, höheren Ländereien mit festem Thon aus nahe liegenden Gründen nur oberflächlich gedüngt. Dies sah ich ziemlich inmitten der Insel. Auch wurde auf einer angeschwemmten Fläche, wo ein Strom in das Meer fällt, so daß jene Stelle dadurch den Ueberschwemmungen durch Salzwasser ausgesetzt ist, folgendes Verfahren beobachtet: um das überflüssige Wasser abzuleiten, waren große Gräben würfelförmig darüber gezogen, und nachdem der Zwischenraum getrocknet, war die Erde weggeschafft und auf den angrenzenden Feldern vertheilt worden.

Bauholz und Feuerungsmaterial. — Die Mehrzahl der zugänglichen ursprünglichen Wälder ist aufgebraucht worden. Einige Cypressen (taxodium distichum?) und harte Holzarten werden noch in den Schluchten gefunden. Der gegenwärtige Wuchs auf unbebautem Land scheint aus Fichten und Unterholz verschiedener Arten zu bestehen. Zweierlei Fichtenarten (pinus palustris? und p. Strobus) scheinen das Hauptmaterial für Bau- und Brennholz auszumachen. Sie werden zu beiden Seiten der öffentlichen Wege angepflanzt, wo sie in der Hitze des Sommers schattige Alleen bilden und, sobald sie die Reife erlangt, einzeln gefällt und zu Bauholz verwendet werden. Auf diese Weise findet man Bäume von jedem Alter unter einander gemischt. Sie umgeben auch gewisse ebene und offene Plätze in der Nähe von reichbevölkerten Dörfern und Städten, welche für gymnastische Spiele und Kampf-Uebungen bestimmt zu sein scheinen. Diese Plätze sind gegen zweihundert Yards lang, zwanzig bis dreißig Yards breit, vollkommen geebnet und daher sehr gut geeignet zu Wettrennen, gleichviel ob zu Fuß oder zu Pferd, zum Ringen 2c, und zum Ballspielen. Dies Letztere ist vermuthlich ein Lieblingsvergnügen der Bevölkerung, da am Neujahrsabend sehr viele, mit buntfarbigen Faden

schönverzierte Bälle auf dem Markte zum Verkaufe ausgeboten wurden, und als meine Führer zufällig einen Ball auf dem Wege fanden, so belustigten sie sich eine Zeit lang damit, ihn mit ihren Füßen vor sich her zu rollen. Die ältesten und schönsten Fichten waren rings um diese Plätze zu sehen. Sie werden auch auf Strecken, welche durch frühere Kornernten erschöpft sind, sowie auch in ärmeren Districten angepflanzt und zu Brennholz verschnitten, wenn sie vier bis sechs Zoll im Durchmesser haben. Dies gewährt dem Boden, der in Folge der chemischen Wechsel, welche im Laufe der Jahre vorgehen, mehr oder weniger erneuert worden ist, „Ruhe". Der Fichtenstaub enthält, was nicht allgemein bekannt ist, mehr Phosphor, den er durch lange Hauptwurzeln aus dem Boden zieht, als irgend eine andere vegetabilische Substanz, und daher kommt es, daß ein Fichtenwald am meisten geeignet ist, das Land zu erneuern, da Phosphor den Körnerernten nothwendig ist. Außerdem wachsen sie auf felsigen Hügelkämmen, in einigen Hainen, 2c. Die Fichte scheint ebenso geheiligt oder verehrt zu werden, als die Mistel in alten Zeiten; alle Dörfer, Boote und Dschunken werden am Neujahrsabend mit diesen ewig grünen Zweigen geschmückt.

Anderes Brennmaterial giebt das trockene Zuckerrohr und dessen Blätter, dürres Knieholz, grobes Gras, 2c., und da dergleichen nicht im Ueberfluß vorhanden ist, so wird es höchst sparsam in kleinen gutgeformten, holzsparenden Oefen verbraucht.

Die zum Tragen von Lasten und anderen Zwecken so nutzbare Bambusart (arundo bambos) wird in Pflanzungen gezogen, die mit ihren langen schlanken, hoch in die Luft ragenden Stämmen und dem grünen Gras, das den Erdboden mit dichtem Rasen überzieht, einen schönen Anblick geben. Wir sahen zwei bis drei dichte Haine dieser Gattung, von mindestens vier Morgen Ausdehnung, welche durch drei Seile, die einige Fuß vom Boden

entfernt um sie herumgezogen waren, eingeschlossen wurden. Waren sie geheiligt, oder war ihre Benutzung verboten?

Noch einige allgemeine Bemerkungen muß ich hinzufügen, ehe ich über diesen Gegenstand abschließe. In Anbetracht der obwaltenden Verhältnisse würde sich das gegenwärtige Ackerbausystem der Bewohner Lew-Chew's kaum verbessern lassen. Der Betrag des von ihnen verbrauchten Fleisches und der Fische scheint sie gesund zu erhalten, und wenn man ihnen eine Anzahl von Arbeitsthieren zuführen wollte, so würden dieselben mehr Erdfrüchte erfordern, als ihr Fleisch vergüten könnte. Ueberdies könnte die auf solche Weise überflüssig gewordene Handarbeit keine Beschäftigung in Manufacturen finden, da die Leute hier kein rohes Material zu verarbeiten haben und nicht mit ausländischen Handelshäusern in Verbindung stehen, um von ihnen Bestellungen auf ihre Güter zu erhalten. Thiere würden also dadurch, daß sie Menschen den Platz wegnehmen, die Bevölkerung vermindern. Einige Plätze mit Klee, Lucerne, Wicken und sogar mit Lieschgras würden vortheilhaft sein, indem diese Cultur dem Lande wohl thut, das Viehfutter vermehrt, eine größere Menge Dünger abwirft und dem Boden eine rechtzeitige Ruhe gestattet. Die Leute gebrauchen ihre wenigen Werkzeuge sehr geschickt, und es könnten vielleicht nur einzelne mit Nutzen hinzugefügt werden, wie zum Beispiel bessere Sicheln, oder Sensen, um ihre Ernten schneller zu sammeln, ein großer Handrechen, um ihre gemähten Ernten zu säubern, so wie es von unsern Landbauern geschieht, und vielleicht Spaten, Schaufeln, 2c. Einige Schafe, die sie von Commodore Perry zum Geschenk erhalten, können nützlich werden, indem sie sowohl Wolle als Fleisch liefern, und können auch in ziemlicher Anzahl auf den vorhandenen Grasländereien ernährt werden. Mais und irische Kartoffeln dürften wohl mit Erfolg eingeführt werden, ebenso Aepfel, Kirschen und dergleichen. Auch würde es für uns von Nutzen sein, ihre Feigen, wilden Himbeeren, das grüne Randgras

und die vielköpfige Hirse, sowie vielleicht ihre Färbepflanze nach unserer Heimath zu übersiedeln.

Daß die Insel seit vielen Jahrhunderten bewohnt ist, beweisen die geebneten Wege und die bedeutenden Vertiefungen in denselben, die Bauart und das unverkennbare Alter der Brücken, die Alterthümlichkeit der Dörfer, die große Menge von Mauerwerk in den Städten und Festungen, von denen einige alt und verfallen, andere neu oder im Neubau begriffen sind, vor Allem aber beweist dies die unberechenbare Arbeit, welche zu der Planirung des Landes für den Feldbau erforderlich gewesen. Das, was jetzt so vollkommen ist, konnte nur durch stufenweise Entwickelung entstehen, gleich dem kunstvollen Bau der Ameisen, oder der Bienen. Die Bevölkerung muß beträchtlich gewesen sein und ist es noch, vielleicht 150,000, möglicher Weise sogar 200,000 Köpfe. Dies wird nicht unglaubwürdig erscheinen, wenn wir bedenken, daß es im Norden neun und im Süden einundzwanzig (oder siebenundzwanzig) Städte giebt, Städte mit Gasthäusern (oder Kunquas), sowie außerdem noch zahlreiche Dörfer. Diese Städte, mit Einschluß von Shui und Napa, zählen mindestens 4,000 bis 5,000 Einwohner, und durch die Bevölkerung der Dörfer würde die oben angeführte Zahl reichlich herauskommen. Ebenso wenig wird diese Summe zu hoch für den Ertrag der Lebensmittel erscheinen, wenn wir erwägen, daß der Mensch allein fast alle Producte des Bodens verzehrt, die außerdem aus der ringsum wogenden See noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Die Oberfläche der Insel beträgt 400,000 bis 500,000 Morgen Landes, wovon mindestens ein Achtel, wahrscheinlich aber mehr, bebaut wird. Es können 4,000 oder 5,000 Morgen Reisland da sein, welche zu 20 Scheffel und jährlich mit zwei Ernten gegen 160,000 oder 200,000 Scheffel tragen würden; es giebt 5,000 bis 6,000 Morgen Weizen, die, zu acht Scheffel gerechnet, 40,000 bis 50,000 Scheffel tragen. Ferner sind 2,000 Morgen mit Zuckerrohr bepflanzt; und die übrigen 30,000 bis

35,000 Morgen Kartoffeln, Bohnen, 2c. 2c., mit doppelten oder dreifachen Ernten, müssen sehr reichlich tragen.

Während der Abwesenheit des Geschwaders in Japan machte der Officier, welchen man zur Bewachung des Kohlendepots zurückgelassen hatte, einen Versuch, irische Kartoffeln, Mais und Liebesäpfel zu bauen. Dieser Versuch schlug unglücklicher Weise fehl. Der dazu benutzte Boden bestand aus steifem, zähem Thon. Möglicher Weise war er im Anfange gut vorbereitet worden, allein sehr bald nachdem die Pflanzen emporwuchsen, kam ein schwerer, peitschender Regen, und unmittelbar darauf heißes trockenes Wetter, wodurch die Erde vollkommen verhärtet, fast versteinert wurde. Dieselbe scheint nachher nie wieder aufgelockert oder pulverisirt worden zu sein. Die Folge davon war, daß, obgleich die Kartoffelranken groß und kräftig schienen, dennoch keine Knollen wuchsen. Bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß der Hauptstengel dicht unter der Oberfläche zusammengepreßt und erdrückt worden war, so daß dieser und alle daran befindlichen Wurzeln schwarz und todt waren; dicht unter der Oberfläche hatte der Stengel neue Wurzeln getrieben, und dies allein erhielt dem Gewächse die Kraft und das Grün. Ich bedauerte dies Mißlingen um so mehr, da es die Einwohner wahrscheinlich von einer Wiederholung des Versuches abschrecken wird.

Der Mais hatte keinen besseren Erfolg; er war aus derselben Ursache verkümmert und zwerghaft, und heftige Winde hatten ihn überdies niedergeworfen. Der Ertrag bestand aus einigen kleinen Aehren, die nur unvollkommen mit Körnern gefüllt waren. Der Dolmetscher benachrichtigte mich, daß sie den Mais schon früher gekannt, allein daß Orkane seine Anpflanzung und Pflege verhindert hätten.

Die Liebesäpfel geriethen etwas besser. Andere ungünstige Umstände abgerechnet, war der Boden, auf dem sie standen, arm, da er eingesperrt und von Bäumen beschattet war. Allein die

Ranken erfreuten sich, obgleich sie dicht gedrängt standen, des schönsten Wachsthums, und die Frucht war, wiewohl klein, doch reichlich.

Dieser Bericht dürfte von Manchen für sehr lang angesehen werden, und für Solche würde eine einfache Aufzählung von Reis, Weizen, Zucker 2c., als Producte der Insel genügen. Allein wenn man einen richtigen Begriff von ihrem Landbau zu geben wünscht, sind dergleichen Einzelheiten nothwendig und müssen, wo das Verfahren und die Erzeugnisse sich gleichen, bei einem kleinen Lande in derselben Ausführlichkeit gegeben werden, als bei einem großen. Mit dieser Bemerkung übergebe ich meinen Bericht ehrfurchtsvoll.

D. S. Green,
Arzt der V.-St.-Flotte.

An
Commodore M. C. Perry.

Beobachtungen

über den

Ackerbau etc. von Lew-Chew.

Während eines Aufenthaltes auf der Insel vom 22. Januar bis zum 7. Februar 1854 gesammelt

von

Dr. James Morrow.

Die Ansicht, welche man bei der Annäherung an den Hafen von Napa vom Schiffe aus genießt, ist wundervoll. Von der Küste bis zu dem höchsten Punkte der allmählich aufsteigenden Gebirgsabdachung scheint ziemlich die ganze Oberfläche in der höchsten Entwickelung der Cultur zu stehen. Die verschiedenen Schattirungen von Grün, welche durch die mannigfaltigen Ernten hervorgebracht werden, die Gruppen großer, ausgebreiteter Waldbäume, welche die lieblichsten Haine bilden und die Einförmigkeit der bebauten Felder unterbrechen, dann auf den ferneren, gleichmäßigen Linien der Hügelkämme die eigenthümlichen Fichten, mit ihren ungegliederten Stämmen, ihren flachen, breiten Gipfeln, zwischen

denen der tiefblaue Himmel durchblickt: Alles vereint sich zu einem reichen, von der üppigsten Cultur geschmückten Landschaftsgemälde. Auch bei der Landung und bei näherer Besichtigung wird der Besucher nicht enttäuscht.. Jeder Fußbreit Landes scheint sorgfältig bebaut zu sein, es wäre denn, daß unbesiegbare Hindernisse seinen Anbau unmöglich machen.

Nach allen Richtungen findet das Auge Abtheilungen mit Bataten, die in breiten, flachen Beeten von 8 bis 10 Fuß Breite und selten mehr als 30 Fuß Länge gebaut werden und von anderen, ähnlichen Abtheilungen durch schmale trockene, mit einander in Verbindung stehende Gräben getrennt sind. Nur wenige dieser Beete tragen ausschließlich Bataten, denn gewöhnlich wächst auf ihnen zu gleicher Zeit auch eine Ernte der gemeinen wälschen Bohne (oder Hausbohne), die in Reihen 2 oder $2^1/_2$ Fuß, und in den Rillen 6 bis 12 Zoll von einander entfernt stehen. Diese Bohnen standen am 1. Februar in voller Blüthe und schienen sogar besser zu gedeihen als die Bataten, welche zu dieser Zeit zur Ernte reif waren; an vielen Stellen sahen wir Leute, welche sie mit einer breiten, tiefen Haue mit sehr kurzem Griffe ausgruben. Die Ranken waren nicht sehr üppig, noch war der Ertrag reichlich. Auf einigen Batatenfeldern standen statt der Bohnen auch grüne Erbsen; dieselben gehörten einer groben, großen Abart an und waren für Boden und Klima sehr gut geeignet. Gelegentlich gab es auch Batatenfelder mit Rüben, oder Pastinaken, oder Rettigen, die an Stellen, wo die Batatenranken nicht so dicht wuchsen oder fehlten, ohne alle Regelmäßigkeit standen. Diese Gewächse wurden sämmtlich mit einer Art von großem Meißel gepflanzt, dessen Griff der Arbeiter in der einen Hand hielt und, auf Knieen und Hacken kauernd, mit einer Bewegung nach vorwärts in den Boden trieb; die linke Hand war inzwischen beschäftigt, Unkraut und Gräser aus der Nähe der Wurzeln der Pflanzen zu entfernen. Einige wenige Batatenbeete waren mit Steckreisern frisch bepflanzt worden, was

die gewöhnliche Methode zu sein scheint, und hatten noch keine andere Saat bekommen. Wenn Bataten als Winterernte auf Reisland gesetzt werden, wie dies in den schönen, reichen Thälern zwischen Napa und Phany und den Uferländereien bei der Melvillebai, in dem nordöstlichen Theile der Insel der Fall ist, so wirft man erhöhte Beete auf, die an manchen Stellen 2 bis 3 Fuß Höhe haben; bei diesen sind die Stöcke weit üppiger und der Ertrag ohne Zweifel auch weit ergiebiger. Wenn man sie auf die steilen, fast senkrechten Bergabdachungen pflanzt, wie es südlich von Phany und auf den steilen Hügeln rings um die Shahbai, so wie auf den kürzlich geklärten Ländereien zwischen Phany und Co-shing geschieht, so werden gar keine Beete angelegt, sondern kleine Kanäle und Dämme, die sehr steil sind und nach einer Strecke von wenigen Fuß ihre Richtung verändern, um das Auswaschen des Landes durch schwere Regengüsse zu verhindern. Außerdem erhalten diese steilen Landstrecken durch viele kleine, oft in horizontalen Linien angebrachte Baumfarn Schutz, die mit den Bataten zugleich angebaut werden. Diese dunkelgrünen Flecke auf dem lichteren Grün der Batatenranken machen eine sehr schöne Wirkung, und es ist dem Fremden erst in größerer Nähe möglich, zu erkennen oder zu muthmaßen, womit der steile Hügelabhang wohl bebaut sein kann.

Zwei Abarten der Bataten werden gebaut, eine weiße und eine rothe. Die Eigenschaften dieser Abarten sind sehr verschieden, was ohne Zweifel theils von dem Boden, theils von der Behandlungsweise herrührt. Oft sind sie wässerig, klein und faserig, und nicht so gut als die in China gezogenen; auch kann der Ertrag nicht so groß sein, obgleich sie, nach ihrer allgemeinen Verbreitung zu dieser Jahreszeit zu schließen, im Winter und Frühjahr offenbar das Hauptnahrungsmittel der größeren Menge des Volkes bilden. Man möchte aus den Eigenschaften dieser Bataten schließen, daß sie nicht in großen Vorräthen aufgesammelt werden können,

sondern sehr bald faulen, und dies scheint auch der Fall zu sein, da man sie bald nach dem Ausgraben schabt, mit einer groben, trockenen Substanz mischt, über deren Natur wir uns keine Gewißheit verschaffen konnten, diese Masse in Kugeln von der Größe eines Hühnereies trocknet und dann zum späteren Verbrauche aufbewahrt.

Die so häufig mit den Bataten zugleich gebauten Bohnen scheinen sehr ergiebig zu sein. Sie sind sehr schön, fett, in Form den wälschen Bohnen ähnlich und haben anstatt des Auges einen schwarzen, erhabenen Rücken. Am Tage vor dem Neujahr von Lew-Chew wurden zu Napa auf dem Markte diese Bohnen sowohl, als auch mehrere Abarten kleiner Erbsen gesehen, worunter sich auch eine zarte Erbsenart befand, ähnlich der Ladyerbse in den Vereinigten Staaten. Die kleine runde gelbe Erbse, die von den Chinesen so viel zum Sprossen benutzt wird, war ebenfalls häufig auf dem Markte, und Erbsensprößlinge nicht minder. Man gewinnt hier augenscheinlich drei Sommerernten, allein ich konnte keine Stoppeln oder andere Zeichen, welche auf die Art ihrer Bebauung hindeuten, finden. Die grünen Erbsen sind groß und werden grün verbraucht, indessen wenngleich gut von Geschmack, ist ihre Farbe doch, wenn sie gekocht sind, ganz dunkel, und sie sind hart und runzelig. Die Anzahl der Schoten an jeder Ranke ist klein, was ohne Zweifel seinen Grund darin hat, daß dem Boden zu gleicher Zeit zwei Ernten abgewonnen werden.

Die Rettige von Lew-Chew sind das merkwürdigste Gemüse, welches wir während unseres Aufenthaltes sahen. Sie sind sehr groß und im Ueberfluß vorhanden, und man kann sie auf den Stangen vieler Lastträger, so wie überall auf den Märkten in hohen Haufen über einander geschichtet sehen. Einige Exemplare waren zwischen zwei und drei Fuß lang, und im Durchmesser über zwölf Zoll stark. Man kocht sie als Speise, und sie gleichen dann ganz der gewöhnlichen Rübe, auch hält es schwer, so lange sie im Lande

stehen, ihre Spitzen von denen der Rübe zu unterscheiden. Um eine so starke, lange Pflanze zu ziehen, gräbt man den Boden sehr tief um und treibt die Pflanzen mit dickem und flüssigem Dünger.

Die Rüben sind klein und flach, und werden zum späteren Verbrauch mit Salz und Wasser eingelegt. Man ißt sie mit gekochten Bataten und kleinen eingesalzenen Fischen.

Die Möhren und Pastinaken von Lew-Chew sind dünn und lang, und obgleich der Geschmack gut ist, tragen sie doch zu wenig, um sie für größere Wurzelernten wünschenswerth zu machen.

Senf gedeiht sehr gut, wird jedoch nicht sehr häufig angebaut, da nur einige wenige Pflanzen gesehen wurden, die gerade in der Blüthe standen.

Die in den südöstlichen Theilen China's so gewöhnlichen groben Wintergrüne wachsen in Lew-Chew sehr gut, und einige waren sogar größer und schöner als diese dem erstgenannten Lande so unentbehrliche Pflanze. Dennoch werden sie im Allgemeinen nicht auf der ganzen Insel gezogen, sondern nur um Napa und Tumai herum. In derselben Gegend kann man auch gelegentlich den gewöhnlichen Kohl antreffen, allein er wird in keinem Theile der Insel allgemein angepflanzt.

Tara wird in den sehr tiefen, nassen Reisländereien um Napa und Shui gezogen, in anderen Gegenden jedoch nur selten gesehen. Es scheint eine Zwergart zu sein, da die Blätter klein und unvollkommen geformt, und die Wurzeln weit kleiner sind, als in China.

Unter dem Getreide ist der Weizen in dieser Jahreszeit das gewöhnlichste, und gedeiht in allen mittleren und kalksteinigen Ländereien der Insel leidlich gut. In den nordöstlichen Theilen wurde nur wenig davon gefunden. Er ist zwischen Veccoo und Shui, der Hauptstadt, vorherrschend und bildet die große Broderute, obgleich man auch auf den flachen, sandigen Ländereien zunächst dem Ufer, auf der westlichen Küste bis Nago hinauf, kleine Felder sehen

kann. Dies war weiter zurück, und auf den erhabenen Hügelkämmen, von der Mitte bis zum nördlichen Ende, und auf der westlichen Seite hatten die jungen Saaten ein gelbes Ansehen und waren jedenfalls von der Hessenfliege angegriffen worden. In den mittleren Theilen der Insel und auf halbem Wege zwischen der Ost- und Westküste, auf dem rothen Thonboden, mit fruchtbarem kalksteinhaltigen oder mergelartigen Unterboden, waren die Saaten am besten und auch weiter vorgeschritten. Hier konnte man Weizen in allen Stufen der Entwickelung finden; wir verschafften uns etwas davon und fanden ihn am 5. Februar ganz reif und zur Ernte geeignet. An anderen Stellen stand er in vollen Aehren und reifte, und hier und da war er eben erst gepflanzt worden.

Es werden zwei verschiedene Arten Weizen gebaut, obgleich dieselben oft in einem und demselben kleinen Felde gemischt sind, — der glattköpfige und der bärtige. Ersterer ist jedoch der häufigere, es ist eine kleine rothe Sorte, mit ganz dünnen, kurzen und steinichten Körnern, und liefert, nach der ungemeinen Süßigkeit des Mehles zu schließen, jedenfalls einen sehr großen Theil der nahrhaften Lebensmittel.

Die gewöhnliche Methode des Anbaus besteht darin, daß das Land sorgfältig mit der Haue umgegraben, mit Dünger gemischt und dann mit 6 bis 15 Körnern in Riffen, oder mit dem Pflanzstock, in Vierecken von 10 bis 12 Zoll Entfernung bepflanzt wird. Doch wird der Weizen zuweilen auch mit der Hand ausgestreut, und zwar geschieht dies öfters auf fruchtbareren Ländereien, wo der Ertrag größer sein muß. Denn man weiß sehr wohl, daß der Ertrag größer ist, wenn die Pflanze Gelegenheit hat, Sprößlinge zu treiben, wie es der Fall ist, wenn der Samen mit der Hand ausgestreut wird, obgleich sich das gewöhnliche Land mehr dazu eignet, daß es in Reihen bebaut und die einzelnen Pflanzen in Büscheln zusammengesetzt werden. An einigen Stellen hatte man den Weizen in Rillen gepflanzt, was jedoch bei weitem seltener

vorkommt, als die würfelförmige Methode. Als größter Ertrag konnten nicht über zwölf Scheffel mit Sicherheit abgeschätzt werden, während der Durchschnitt kaum acht betragen möchte, denn nicht nur, daß durch die eigenthümliche Weise des Anbaus die Anzahl der Pflanzen vermindert wird, sind auch die Aehren beider Arten, besonders aber der glattköpfigen, von sehr geringer Länge.

Der Weizen ist in Lew-Chew gewiß vielen jener Krankheiten ausgesetzt, welche diese Getreideart auch in gemäßigteren Gegenden treffen. Auf einigen Stellen hatte er den Brand. Die Zerreibung der Körner geschieht nur auf Handmühlen, und auch diese sind sehr klein, wahrscheinlich von China eingeführt. Ich sah für keine Getreideart eine Dreschtenne, wurde jedoch berichtet, daß der Weizen gleich dem Reise mit einem Flegel auf einer mit Matten oder Tuch bedeckten Dreschtenne ausgedroschen wird.

Gerste wird auch in beschränkter Menge gebaut und, sonderbar genug, gewöhnlich wählen die Bewohner dazu den ärmsten Boden, hoch oben auf den Hügelabhängen, und gegen Norden zu blosgestellt; trotz dieses Nachtheiles gedieh das Getreide doch ziemlich gut. Sie verstehen vortrefflich zu reinigen, wie wir aus einigen Proben von einer sehr schönen, gut gereinigten Sorte auf dem Markte zu Napa erkannten.

Daselbst sah ich auch zwei Sorten Hirse, welche, wie man mir sagte, eine der Haupternten der Insel bildet. Die Körner der besseren Sorte waren sehr groß und von schönem Ansehen; sie hatten etwa den doppelten Umfang der gewöhnlichen Hirse. Große Schober getrockneter Hirsestengel waren gewöhnlich an den Seiten der Straßen und in Fichtenwäldern auf den Spitzen der Hügel, in der Nähe von Dörfern als Feuerungsmaterial aufgeschichtet. Diese Stengel waren sechs bis zehn Fuß lang und ansehnlich stark — am unteren Ende ziemlich drei viertel Zoll dick.

Aber das wichtigste Product von Lew-Chew ist der Reis. Diesen erbauen die Einwohner mit der größten Sorgfalt und

Aufmerksamkeit, und man sagt, daß ihre Felder, wenn er reif geworden, über alle Beschreibung schön seien. Der mittlere und östliche Theil der Insel hat mehr und besseres Reisland, als die übrigen; wo nur immer ein feuchtes Stückchen Land zu finden ist, oder wo Wasser hingeleitet werden kann, sei es selbst in den Gebirgsschlünden und noch so klein, so wird es umgegraben, mit Rinnen versehen, überwässert und mit Reis bepflanzt. Am Anfang des Februar sind die Insulaner sehr eifrig damit beschäftigt, den Boden für das Aussetzen der jungen Saaten vorzubereiten, welche bereits in überflutheten Beeten sehr dicht gesäet worden und nun zur Verpflanzung in der Weise, wie es in allen Ländern des Ostens geschieht, geeignet sind. Um den Boden zum Verpflanzen vorzubereiten, wird ein großer Theil des Wassers abgeleitet, jedoch bleibt noch genug zurück, um die Oberfläche des Erdreichs zu bedecken und die Arbeit so schmutzig und unangenehm zu machen, als man es sich nur vorstellen kann. Zuweilen gelingt es, das Land etwas trockener zu legen; sie graben aber auch, wenn das Wasser einen Fuß hoch steht. Sie durchwühlen den Boden mit langen, breiten Hauen mit sehr kurzem Griff, unserer Schiffszimmermannshaue nicht unähnlich, und formen ihn dann zu Beeten, die einen Fuß breit von einander entfernt sind. Man kann oft sechs bis acht Männer sehen, die, bis an die Kniee im Schlamm stehend, einander folgen, wobei ein jeder seine eigene Reihe, oder sein Beet tief umgräbt, so daß man das Feld, wenn es getrocknet ist, ohne genauere Untersuchung nicht von einem mit dem zweispännigen Pfluge umgepflügten Acker unterscheiden kann. Nach dem Umgraben wird das Land noch einmal unter Wasser gesetzt, und dann mit einer einfachen hölzernen, sehr leichten Egge mit einer Handhabe, die von einem einzigen Ochsen gezogen wird, geeggt, wobei Thier und Treiber nicht selten bis über die Kniee einsinken.

Dies ist ein sehr langsames und rohes landwirthschaftliches Verfahren, und die Arbeit des Aufgrabens und Niederdrückens der

mit der Haue aufgeworfenen Beete geschieht nur unvollkommen, da der Ochsentreiber zuweilen tiefer einsinkt, und die Arbeit deshalb mit unregelmäßigen Rucken und Stößen weitergeht, während die Egge entweder nur auf der Oberfläche des Schmutzes, oder zu tief darin vergraben liegt. Um jedoch die Arbeit zu vervollständigen und die übriggebliebenen Unebenheiten auszugleichen, wird ein zahnloser hölzerner Rechen, oder eine Art von Schabebret, mit großer Schnelligkeit vor- und rückwärts bewegt, bis Alles glatt und eben geworden. Die Reispflanzen werden herausgezogen, sorgfältig gewaschen, in Bündel von gleicher Größe zusammengebunden, nach der für ihre Anpflanzung bestimmten Stelle gebracht und dort in gleichmäßigen Zwischenräumen, so wie sie zum Einsetzen passen, vertheilt. Man kann zu dieser Zeit eine Anzahl Männer und Frauen, oft zehn bis fünfzehn auf einem kleinen Felde, sehen, wo Einer dem Andern folgt, Furchen und Würfel von ungefähr 12 Zoll nach jeder Richtung absticht, und dann immer zwölf bis zwanzig Pflanzen auf einmal einsetzt. Dies scheinen sie sehr rasch zu machen, und da die Arbeit eine ungemein lästige ist, müssen sie sich die große Gewandtheit durch lange Uebung erworben haben. Der Reis wird in sechs bis zehn Zoll tiefes Wasser gepflanzt, so daß nur die äußersten Spitzen der Pflanzen darüber hinausragen. Mehrere Tage lang sehen die Pflanzen gelblich aus, und ihr Wachsthum muß durch die Versetzung bedeutend aufgehalten werden. Und dennoch scheint dies Verfahren nöthig zu sein, denn selbst die Pflanzenbeete werden gänzlich von den jungen Pflanzen gesäubert und dann wie das andere Land behandelt. Nach der Verpflanzung scheint der Reis wenig Aufmerksamkeit zu erfordern, ausgenommen, daß er beständig überfluthet gehalten werden muß. Gras und Unkraut würde nur sehr spärlich wachsen können, da es durch die beständige Cultur ausgerottet wird. Allein das Wasser muß, wo es sich thun läßt, häufigem Wechsel unterworfen werden, und wo die Lage es irgend gestattet, rinnt während der ganzen Zeit des

Wachsthums frisches Wasser durch die Felder. Wenn sich das Reiskorn gebildet hat und die Saat zu reifen beginnt, wird das Wasser abgeleitet und die Felder so viel als möglich trocken gelegt, um die Reife zu beschleunigen und das Einernten zu erleichtern. Man schneidet den Reis mit einem sichelförmigen Grasmesser. Das Zerstampfen geschieht auf sehr ursprüngliche Weise in einem cylinderförmigen hölzernen Mörser, an welchem ein Stößel mit abgerundeter kegelförmiger Spitze angebracht ist. Dieser läuft in seinem mittleren Theile dünner zu, so daß er bequem mit der Hand umspannt werden kann, und wird wechselsweise erhoben und in den mit rohem Reis angefüllten Mörser hinuntergestoßen.

Der Reis von Lew-Chew kann nicht fein genannt werden, da die Farbe oft röthlich und gestreift ist, allein das Korn ist sehr gut und nahrhaft.

Die Kornspeicher auf der Insel sind von eigenthümlicher Bauart — sehr erfinderisch und wohl geeignet, die Körnervorräthe trocken zu erhalten und vor Ratten zu bewahren. Sie bestehen in einer Art von umgekehrten, aus dünnen Planken zusammengefügten Pyramiden, die auf sechs oder acht Fuß hohen Pfosten ruhen und sorgfältig mit Stroh — gewöhnlich Reisstroh — gedeckt sind. Um zu verhindern, daß die Ratten an den Pfosten hinaufklettern und sich durch die dünnen Planken ihren Weg zu den Körnern bahnen, ist an dem oberen Ende jedes Pfostens eine von breiten Brettern gebildete Pyramide, fast ganz in der Form, wie der Speicher selbst, jedoch nicht umgekehrt, angebracht, so daß die Ratten, wenn sie bis zu diesem Punkte hinaufgeklettert sind, es unmöglich finden, weiter zu dringen, denn sie müßten zu dem Zwecke an der inneren Seite der hohlen Pyramide hinabklettern — was eine reine Unmöglichkeit ist. Ratten sind überall auf der Insel im Ueberfluß vorhanden, und ohne solche Vorsichtsmaßregeln würde ein großer Theil der Getreidevorräthe von ihnen verzehrt werden. In der Nähe einiger großen Dörfer fanden wir bis

fünfundzwanzig solche Kornspeicher auf einer Stelle, in regelmäßigen Reihen gebaut, vier bis fünf in einer Linie. Viele Höfe haben einen oder zwei Speicher, und die gewöhnliche, im Verhältniß zur Größe des Dorfes stehende Anzahl wurde selbst in den Gebirgsgegenden und auf dem unfruchtbaren Meeresufer, wo auf mehrere Meilen in der Runde kein Getreide hätte gebaut werden können, wahrgenommen, was zu der Vermuthung führte, daß diese Kornspeicher das gemeinschaftliche Eigenthum einer oder der andern Stadt seien, oder daß das Getreide unter der Controle der Regierung stehe, und zur geeigneten Zeit Vorräthe an Fischerdörfer, oder an solche Einwohner, welche einem andern als dem landwirthschaftlichen Berufe nachgehen, ausgetheilt werden.

Die Bewohner von Lew-Chew verstehen den Gebrauch und die Vertheilung des Wassers beim Ueberschwemmen ihrer ebenen Reisfelder sehr gut, und haben, wie jedes andere Volk des Ostens, ihre Behälter, um die höher gelegenen Ländereien zu bewässern. Sie bedürfen des großen „chinesischen Wasserrades" nicht, um das Wasser aus großen Flüssen emporzuheben, ebenso wenig sind sie auf die Nothwendigkeit der Kettenpumpe ohne Ende angewiesen, um das Wasser von einer niedrigeren Fläche auf eine höhere, oder von einer Terrasse auf die andere, oder bis auf den Gipfel eines Hügels zu befördern; denn fast jeder Fußbreit Landes, der sich zum Reisbau eignet, ist selbst auf höheren Ebenen durch die herrlichen fließenden Ströme, welche allgemein, fast über jede Meile der Oberfläche vertheilt sind, so wie durch die reinen, frischen Quellen, die sich aus den Felsspalten jedes Hügelabhanges, ja oft ziemlich auf der höchsten Spitze Bahn brechen, reichlich mit Wasser versorgt. In Folge des kleinen Umfanges der Insel, so wie ihrer verhältnißmäßig großen Länge, und dadurch, daß sich in der Mitte fast überall ein erhabener Bergkamm oder eine schöne Ebene hinzieht, welche zuweilen mit einzelnen isolirten Anhöhen abwechselt, sind die Ströme natürlich kurz und haben einen gleichmäßigen,

aber raschen Fall. Die Thäler an diesen Strömen sind oft breit und dehnen sich an manchen Stellen zu einer Länge von zwanzig und einer Breite von einer bis anderthalb Meilen aus. Sie sind von der Seeküste bis zu den Gipfeln der Hügel oder den Quellen jedes kleinen Bächleins hinauf zu regelmäßigen Terrassen construirt; jede Fläche ist neun Zoll bis zwei Fuß über der unmittelbar darunter liegenden erhaben, und mit Gräben und Dämmen dermaßen versehen, daß das Wasser, welches an dem höchsten Punkte vom Strome abgeleitet wird, von einer höheren auf eine tiefere Fläche geführt werden kann, und so jeden Acker bis zum niedrigsten herab bewässert. Ebenso kann eine höhere, tiefere, oder mittlere Terrasse durch kleine Dämme in dem Flusse und durch zu diesem Zwecke errichtete Gräben und durch Schleusen von der einfachsten Bauart, die oft nichts weiter sind, als Erd- und Grasklöße, um die Wasserpforte abzudämmen, bewässert werden, während die übrigen Terrassen trocken bleiben. An manchen Stellen laufen Gräben längs den Flußufern und trennen dieselben von den Feldern. Die kleineren Beete oder Abtheilungen der Terrassen werden durch kleine, mit festen Grasstücken belegte Dämme gebildet. Diese werden selten in geraden Linien errichtet, sondern laufen gewöhnlich in verschiedener Richtung; eine Erscheinung, welche von den Hügelabhängen aus betrachtet einen sehr gefälligen Eindruck macht. Allein diese Krümmungen sind nicht etwa zufällig, oder wegen des hübschen Effectes da, sondern sind mit weiser Absicht so gerichtet, daß sie im Falle einer großen Ueberfluthung, oder eines etwaigen Durchbruches der oberen Dämme, im Stande sind, den vermehrten Druck auszuhalten.

Die Bewässerung, welche die auf trockenen Hügelabhängen gelegenen Saaten nöthig haben, wird durch Behälter, in denen sich die häufigen Regengüsse sammeln, und aus denen man zu geeigneter Zeit das Wasser auf die darunter liegenden Reisfelder laufen läßt, bewerkstelligt; an steileren Abhängen haben die Dämme

oftmals in kurzen Zwischenräumen und den Beeten gegenüber querlaufende Dämme, so daß fast am Ende jeder Furche tiefes Wasser zu finden ist, aus welchem Eimer vollgeschöpft werden können. Obgleich sie horizontale Reihen haben, und zuweilen auch horizontale Gräben und Beete dazwischen mit den Furchen gleichlaufen, bewässern sie die Saaten auf trockenem Boden doch nicht dadurch, daß sie Wasser in kleinen Bächen zwischen den Pflanzen fließen lassen. Auf einigen Beeten geschieht dies fast durch Zufall, und dennoch scheint ihnen dieser Gedanke niemals in den Sinn gekommen zu sein; auch wäre es möglich, daß es für ihre vorzüglichsten Ernten kein großer Vortheil sein würde. Die Beete selbst sind nach jeder Seite hin abgeflacht, und viele von ihnen sind in der Mitte ziemlich hoch und scheinen fast in der Absicht angelegt, den Boden nach schweren Regengüssen vollkommen trocken zu legen; ebenso ist es auch mit vielen ihrer Gräben um ihre Felder und zur Seite der Landstraßen und Dorfwege.

Nach Thermometer-Beobachtungen, welche zu Tumai angestellt wurden, ist die Atmosphäre im Winter trockener, als es gewöhnlich auf den Inseln jenes Breitengrades der Fall ist. Allein es fallen fast täglich Regenschauer und kommen wechselnd zu allen Stunden des Tages in feinen, feuchten Nebeln wieder.

Zuckerrohr wird in allen mittleren Theilen der Insel in bedeutendem Umfange gebaut, und im Januar und Februar, wo die Erntezeit des Zuckerrohrs ist, hat fast jedes Dorf in dieser Gegend mehrere Zuckermühlen im Gange. Gewöhnlich wird für das Zuckerrohr das harte, roth-dunkle Thonland, mit Kalkstein als Unterboden, benutzt; zuweilen pflanzt man das Zuckerrohr in das angeschwemmte Land in der Nähe der Flüsse, wo es einen größeren Umfang erreicht. Ihr bestes Rohr ist klein und kann keinen großen Ertrag an Zuckerstoff liefern. Die Reihen sind weniger als vier Fuß von einander entfernt und sehr dicht bepflanzt. Sie werden sorgfältig gepflegt, und die Pflanzen in den äußeren Reihen

sauber mit einander in die Höhe gebunden, damit ihnen der Wind keinen Schaden zufügt.

Die Zuckermühlen sind höchst einfach construirt; sie bestehen aus dünnen, verticalen Cylindern, von denen der mittelste mit Zähnen versehen ist, die in Zapfenlöcher eingreifen, welche in den beiden andern Cylindern angebracht sind und sie drehen. Die Bewegung erfolgt vermittelst eines einfachen Schwengels, der von einem einzigen kleinen Ochsen im Kreise umhergezogen wird. Der Ochse ist durch Stränge, die an Riemen über einen breiten, rohen Sattel auf seinem Rücken befestigt sind, an den Schwengel geschient; seine Schritte sind schnell, und die Arbeit scheint ihm sehr leicht zu werden. Die Vorrichtung preßt immer zwei bis drei Rohre auf einmal, worauf ein Mann oder eine Frau, auf der entgegengesetzten Seite der Mühle stehend, sie ergreift, zusammendreht und zwischen den andern Cylinder und den mittleren wieder hineinsteckt, bis sie zuletzt ihres Saftes gänzlich beraubt herausfallen.

Der Saft wird in großen Kufen, die in dem Boden neben dem schweren Gebälke eingegraben sind, welches den Grund und die Plattform der Mühle bildet, aufgefangen und von da nach den nahestehenden Siedekesseln gebracht. Diese sind von Thon und an dem Rande, welcher rings herum mit frischen grünen Palmenblättern umwunden ist, fast herzförmig, während der Boden des Kessels gewöhnlich erhaben ist, gleich dem Boden einer Weinflasche.

Die Bewohner benutzen den Zucker nicht zum Versüßen des Thees und anderer Getränke, sondern nehmen denselben oder den Syrup zu süßen Kuchen oder Mehlspeisen, zum Einmachen der Erdnüsse, zu candirter, gebrannter Hirse rc. Die Production muß sehr beschränkt sein, sowie ihre Art der Bereitung unbezweifelt verschwenderisch und unvollkommen ist, sonst würde Zucker und Syrup auch allgemein gebraucht werden. Das ausgepreßte Zuckerrohr

wird sorgfältig getrocknet und in Klaftern zwischen Bäumen und Stangen als Feuerungsmaterial aufgeschichtet.

Tabak wird vielfach gebaut und allgemein zum Rauchen verwendet. Es giebt eine größere gröbere Sorte, und eine kleinere von feinem Geschmacke. Beide Arten würden besser sein, wenn die Insulaner eine bessere Behandlungsweise kennten und anwendeten. Sie pflücken die Blätter, reihen sie an Stangen und hängen sie, gleichviel ob in der Sonne oder im Schatten, auf, wo sie naß oder trocken werden können, je nachdem es der Zufall fügt. Trotzdem haben wir manche ganz gute Proben gefunden.

Auch Baumwolle wird auf der Insel gebaut, allein zu dieser Jahreszeit konnten keine Spuren davon aufgefunden werden, ausgenommen auf den Spinnrädern, die von der einfachsten ursprünglichsten Art waren, auf den Webestühlen von ähnlicher Construction und in den Kleidern der Bewohner, welche ganz aus Baumwolle bestanden. Es läßt sich vermuthen, daß der Ertrag der Baumwolle dem eigenen Bedarf der Insulaner vollkommen genügt.

Bericht

einer

Untersuchung der Bonin-Inseln

von Joel Abbot, Cap. der V.-St.-Flotte.

Commodore Perry's Instructionen für Capitain Abbot.

V.-St.-Flaggenschiff Powhattan, Yedo-Bai,
Japan, den 10. April 1854.

Sir!

Sie werden mit dem unter Ihrem Commando befindlichen V.-St.-Schiffe Macedonian nach Port Lloyd auf der Peel-Insel, in der Boningruppe, segeln und dort die Zustände der kleinen, im Jahre 1830 auf jener Insel gegründeten Ansiedlung prüfen, in welcher zur Zeit meiner eigenen Anwesenheit Nathaniel Savory der einzige lebende Weiße von den ersten Ansiedlern war.

Ich habe den genannten Hafen der Regierung als eine der Beachtung würdige Stelle dringend empfohlen, da er sich in vielen Beziehungen zu einem Zufluchtshafen und einem Orte eignet, wo die Schiffe, welche zwischen Californien und China segeln, sowie unsere Walfischfänger Lebensmittel einnehmen können; besonders aber würde er als Kohlendepot für die Dampfer dienen, welche ohne Zweifel in kurzer Zeit den großen Ocean als regelmäßige Packetboote kreuzen werden.

Ich habe zu diesem Zwecke, und um mich der einzigen, zu einem Kohlendepot in Port Lloyd geeigneten Stelle zu versichern, einen Strich Landes von Nathaniel Savory käuflich an mich gebracht; derselbe ist theilweise überwacht, und seine Grenzlinien bezeichnet worden.

Sie haben bei Ihrem Besuch auf dieser Insel einen doppelten Zweck zu erfüllen. Der erste ist, der kleinen Ansiedlung, sowie den Walfischfängern, welche beständig in dieser Gegend kreuzen, und deren Boote häufig in Port Lloyd Unterstützung suchen, alle mögliche Hülfe angedeihen zu lassen. Ferner nehmen Sie John Smith, gewöhnlichen Matrosen, der im Juni vergangenen Jahres von der Susquehannah an Land gesetzt wurde, wieder an Bord, es wäre denn, daß er zu bleiben wünschte, und endlich bezahlen Sie Nathaniel Savory, dem für die erwiesenen Dienstleistungen das Gehalt eines Matrosen mit einer Ration bewilligt worden ist, und streichen ihn aus den Büchern des Geschwaders.

Sollte Smith auf der Insel zu bleiben wünschen, so haben Sie denselben gleichfalls zu bezahlen und zu entlassen.

Der zweite Hauptzweck Ihrer kurzen Fahrt wird sein, Ihren Officieren und der Mannschaft Uebung zu verschaffen, ganz besonders sorgfältige Beobachtungen der Winde und Strömungen in dem Fahrwasser zwischen hier und der Bonin-Gruppe anzustellen, — ein Cours, welcher von den Häfen an der Westküste der Vereinigten Staaten aus häufig verfolgt werden wird, — und auf's genauste die Lage aller Inseln oder Klippen, welche Sie während Ihrer Fahrt nach und von Port Lloyd sehen werden, aufzuzeichnen.

Sie werden besonders auf die Richtung und Schnelligkeit eines Stromes fließenden Wassers achten, der in nordöstlicher Richtung läuft und in mancher Beziehung dem Golfstrome an unseren atlantischen Küsten gleicht. Markiren Sie auf der Karte die Umrisse seiner Breite und seines Laufes, und notiren Sie mit großer Sorgfalt und zu allen Stunden seine Temperatur im Vergleich mit jener der Atmosphäre!

Sie werden nicht länger als bis zum 28., höchstens bis zum 30. d. M. in Port Lloyd verweilen; dann werden Sie auf Ihrer Rückfahrt nach dem Hafen von Simoda in Japan gehen, einem der als Zufluchtshäfen für amerikanische Schiffe bezeichneten Plätze.

Wenn Sie auf den Inseln einen größeren oder kleineren Vorrath an Schweinen, Schildkröten, Gemüsen, oder Früchten zum Bedarf des Geschwaders erhalten können, so verschaffen Sie sich, was die Ansiedler füglich entbehren können.

Als ich im vergangenen Juni auf den Bonins war, ließ ich einige junge Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine der Vermehrung wegen an Land setzen, und es ist mein Wunsch, daß Sie die strengsten Befehle erlassen, um das Tödten dieser Thiere auf irgend einer der Inseln zu untersagen, da es um eines künftigen Zweckes willen wichtig ist, daß sie sich möglichst vermehren; ebenso wenig werden Sie es gestatten, daß die den Ansiedlern auf den umliegenden Inseln gehörigen wilden Ziegen angegriffen werden.

Ich schicke Ihnen einige landwirthschaftliche Geräthe, welche Sie nach Ihrem Ermessen an Nathaniel Savory und einige der fleißigsten, musterhaftesten Ansiedler zu vertheilen haben; desgleichen verschiedene Sämereien.

Wenn die Zeit es erlaubt, so werden Sie, so weit es thunlich, während Ihres Aufenthaltes auf der Insel Beobachtungen und Sammlungen in den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte veranstalten.

Indem ich Ihnen eine angenehme Fahrt wünsche, Sir, verbleibe ich achtungsvoll

Ihr

ergebener

M. C. Perry,

Hauptbefehlshaber der V.-St.-Seemacht in Ostindien, China und den japanischen Gewässern.

An

Capitain Joel Abbot,

Commandant des V.-St.-Schiffes Macedonian.

Bericht

des

Capitain Abbot an Commodore Perry.

V.-St.-Schiff Macedonian,
Simoda auf Nipon, den 2. Mai 1854.

Sir!

In Folge Ihrer am 10. v. M. ertheilten Befehle und Andeutungen segelte ich am folgenden Morgen in dem unter meinem Commando befindlichen V.-St.-Schiffe Macedonian nach den Bonin-Inseln und zurück nach Japan. Ich muß sogleich vorausschicken, daß ich in Folge schlechten Wetters, aufgeregter See und starker Strömungen Port Lloyd nicht vor dem Nachmittag des 20. April erreichte.

Unmittelbar nachdem ich die Straße zwischen Ohosima und Cap King verlassen, schien eine starke nordöstliche Strömung einzutreten, und zwei Tage lang war jede Erscheinung eines Golfstromes, ähnlich demjenigen an unserer eigenen Küste bei Cap Hatteras vorhanden; das Wasser war jedoch im Durchschnitte ungefähr um 10 Grad weniger warm, als das des Golfstromes an der genannten Stelle des atlantischen Oceans. Die See war sehr

aufgeregt und unregelmäßig, kochte mitunter in Bergen auf, und es war ein beständiges Zischen und Brausen der Wogen, — ein vollkommenes Tschau-tschau, wie der Chinese sagen würde. Das Wetter war trübe, windig, ja stürmisch, und die Richtung des Windes sehr unstät, — rings um den Kompaß, — dabei der Wechsel oft sehr plötzlich. Verschiedene Wirbelwinde wurden bemerkt; der eine kam uns nahe und erhob das Wasser in einen weißen Schaum, indem er vorüberbrauste. Ausdehnung und Umkreis desselben waren klein. Fast den ganzen Weg bis zu den Bonin-Inseln hatten wir eine stürmisch bewegte Fluth und sehr veränderlichen Wind, und bei jenen Inseln wurde die Strömung sehr stark, — mitunter nordwärts und ostwärts, dann aber auch wieder südlich und westlich; das Letztere, wie ich glaube, am häufigsten. Nachdem wir die japanische Küste verlassen, war das Wetter der Art, daß sich keine zuverlässigen Angaben gewinnen ließen, um die Breite und Begrenzung des Stromes, sowie die genaue Schnelligkeit und Folge der Strömungen danach zu bestimmen. Ich möchte jedoch glauben, daß der Strom die ganze östliche Seeküste von Japan bespült, daß seine Breite südöstlich von Cap King gegen 90 Meilen beträgt, und daß er sich nord- und ostwärts mit einer Schnelligkeit von zwei bis drei Meilen in der Stunde, sowie eine beträchtliche Strecke weit südlich in derselben Richtung mit geringerer Schnelligkeit fortbewegt. Bei etwas ruhigerem Wetter wurde ungefähr unter 30° 40′ n. Br. ein Boot herabgelassen und fand etwa einen halben Knoten westliche Strömung.

In dem hydrographischen Bericht des Schiffsmeisters Hrn. Walcutt sind die wesentlichsten Ergebnisse der Beobachtungen enthalten, welche in Betreff der Winde und Strömungen, der auf unserer kurzen Fahrt bemerkten Inseln und Klippen ꝛc. ꝛc. angestellt werden konnten.

Ich habe alle Ansiedler und Bewohner von Port Lloyd besucht und die Gemüsesämereien, womit Sie mich zu diesem Zwecke

versehen, unter dieselben vertheilt, ebenso die landwirthschaftlichen Instrumente, für welche sie Ihnen sehr dankbar waren, sowie sie überhaupt diese Geschenke und alle übrige von Ihnen bewiesene Güte in ihrem ganzen Umfange zu würdigen schienen. Der Zahlmeister Hr. Allison und Dr. Gilliam, von unserem Schiffe, haben auch chinesische Früchte- und Gemüsesamen, welche sie in Hong-kong eingehandelt, vertheilt.

Seit Ihrem Besuch auf der Peel-Insel haben die Bewohner und Ansiedler ein Gouvernement, oder einen Vertrag unter dem Namen „die Colonie von Peel-Insel" abgeschlossen, und Gesetze und Einrichtungen für ihre gegenseitige Wohlfahrt eingeführt. Die Gouvernementsbeamten bestehen aus einer ersten Magistratsperson und zwei Rathsmännern. Zur näheren Kenntnißnahme füge ich eine Copie ihres Gouvernementsvertrages bei, sowie ein Verzeichniß der Schiffe, welche Port Lloyd, seitdem die Plymouth dort gewesen, berührt haben, um Lebensmittel, Wasser ꝛc. einzunehmen. Diese Aufzeichnungen sind von George Horton, einem zur Plymouth gehörigen Manne, gemacht worden, der jedoch, da er sehr an der Wassersucht litt und seine Zeit um war, auf Anrathen des Arztes von Commandant Kelly seines Dienstes enthoben und zu Port Lloyd zurückgelassen wurde. Seit er sich hier befindet, hat er seine Gesundheit wieder erlangt und einem Manne, der die Insel zu verlassen wünschte und sie auch verlassen hat, eine gute und bequeme Stelle abgekauft. Obgleich schon alt, ist Horton doch noch ein flinker und für die Insel sehr nützlicher Mann und giebt besonders einen trefflichen Lootsen ab. Als solcher hat er auch die Macedonian herein- und hinausgeführt.

Da die Ansiedler die amerikanische Flagge aufzuhissen wünschten und keine hatten, ich es auch für die vielen hier vorübersegelnden Schiffe, vorzüglich für die unseren von Wichtigkeit hielt, daß eine Flagge entfaltet würde, wenn irgend ein Schiff in Sicht kommt,

so lieh ich ihnen zu diesem Zwecke eine der unseren, die sie behalten sollen, bis man sie ihnen wieder abverlangt.

Ich bedaure, den Verlust eines Buganker, sowie von dreißig Faden Kettentau berichten zu müssen, welcher durch das Zerreißen oder Entfesseln der Kette entstanden sein muß; ich vermuthe das Letztere, da der Wind, wenn auch stoßweise stark, doch im Ganzen, und da wir zwei Anker ausgeworfen hatten, nicht ausreichte, um eine solche Kette geradezu zu zerreißen. In Folge dieses Mißgeschicks wurden alle Hände zu zweitägiger, harter Arbeit verwendet, um das Verlorene wiederzuerlangen, allein alle angewandte Mühe blieb leider ohne Erfolg, da das Wasser sehr tief, der Grund voller Klippen und trübe war. Wie man mir erzählte, sind schon früher an jener Stelle acht Anker verloren gegangen, und nicht ein einziger davon ist jemals wieder gefunden worden. Ungeachtet dieses Verlustes und Hemmnisses, wozu noch drei Tage schlechten Wetters kamen, wurde das Schiff mit vortrefflichem Wasser gefüllt, drei bis vier Klafter trockenes Holz angeschafft und das Schleppnetz mehrere Male mit gutem Erfolge ausgeworfen. Die großen Geschütze wurden zum Scheibenschießen benutzt, die Bootskanonen aber an das Ufer geschafft und dort ebenfalls damit nach der Scheibe geschossen. Auch die Marinesoldaten gingen an Land, um zu exerciren und sich auf gleiche Weise zu üben, und die Mehrzahl der Mannschaft erhielt volle Freiheit zu landen.

Die Bewohner der Insel versorgten uns mit Gemüsen, welche sie entbehren konnten, und wie die jetzige Jahreszeit sie liefert, — d. h. Zwiebeln und süße Kartoffeln; außerdem brachten sie uns Alles, was sie von Schildkröten vorräthig hatten, und was ihnen das schlechte Wetter sowohl, als unser kurzer Aufenthalt zu sammeln gestattete. Die Mehrzahl der von mir mitgebrachten Schildkröten ist für den Bedarf des Geschwaders bestimmt, eine derselben aber ist ein Geschenk Mr. Savory's für Sie. Ihre Früchte waren noch nicht reif; auch hatten sie erst vor kurzem den Walfischfahrern

alle Schweine überlassen, welche sie entbehren konnten, und es giebt deren, seit das russische Geschwader in den Monaten Juli und August dort war, nur wenige. Die Hühner der Shanghaebrut, mit denen Sie die Ansiedler versehen haben, vermehren sich schnell, und bald wird es junge Hühner und Eier genug zum Verkauf geben. Ebenso benachrichtigte man mich, daß die Schafe, welche Sie auf Stapleton zurückließen, sich einheimisch gemacht, und daß bereits eine zweite Generation gezeugt worden sei — d. h. die ersten dort gefallenen Lämmer haben ebenfalls schon Lämmer geworfen. Alles, was ich in Bezug auf das Rindvieh erfahren konnte, war, daß man die Knochen eines Bullen gefunden habe; seitdem ist keines jener Thiere mehr gesehen worden, doch hat man einige von ihnen brüllen hören. Aus der Lage, in welcher die Knochen gefunden wurden, hat man vermuthet, daß einer der Bullen beim Kampfe mit einem anderen einen Abgrund hinuntergestürzt sein müsse, da sie bereits kurze Zeit, nachdem sie auf der Insel ausgesetzt worden, mit einander zu kämpfen begonnen hätten. Es kommt selten vor, daß irgend einer der Ansiedler den Theil der Insel betritt, wo sich das Rindvieh befindet. Ich beabsichtigte, selbst zu gehen und danach zu sehen, allein sowohl das schlechte Wetter, als andere Verhältnisse verhinderten mich daran.

Auf meiner Fahrt nach Port Lloyd begegnete ich drei amerikanischen Walfischfängern, von denen mir zwei einen kleinen Vorrath Spermaceti-Oel abließen. An dem Tage meiner Abfahrt kam jedoch ein anderes Schiff, von welchem ich einen guten Vorrath für den Macedonian und zwei Fässer von 287 Gallonen zum Gebrauche des Geschwaders erhielt und auf dem Vorderkastell stauen ließ. Das Oel kostet 25 Dollars die Gallone.

Meine Aerzte haben alle Kranken an Bord der Walfischfänger, mit denen wir verkehrten, besucht oder doch die nöthigen Vorschriften für sie gegeben. Sie besuchten auch die Kranken in Port Lloyd; es waren nämlich einige Kranke von Walfischfängern

zurückgelassen worden, von denen einer eine Operation überstanden hat und bei unserer Abfahrt in der Besserung war; ohne diese rechtzeitige Hülfe würde er wahrscheinlich nie wieder aufgekommen sein.

Ich verließ Port Lloyd am Nachmittag des 28. April, dem von Ihnen bezeichneten Tage. Unsere Rückfahrt bot nichts von besonderem Interesse dar, ausgenommen die Entdeckung einer seltsamen, Monument-ähnlichen Klippe, die auf keiner unserer Karten bezeichnet ist und fast südlich 54 Meilen von der Insel St. Peter entfernt liegt. Der monatliche Bericht des Schiffsmeisters wird das Nähere darüber enthalten.

Alles dieses wird in schuldiger Ehrfurcht dargelegt von

Ihrem

ergebenen

Joel Abbot,

Capitain der V.-St.-Flotte.

An

Commodore M. C. Perry,

Oberbefehlshaber der V.-St.-Seemacht in Ostindien, China und den japanischen Gewässern.

Artikel

des

Uebereinkommens zwischen den Ansiedlern auf der Peel-Insel.

Wir Unterzeichnete, Bewohner und Ansiedler der Peel-Insel, haben uns zu einer Versammlung vereinigt, weil wir unsere gegenseitige Wohlfahrt durch Bildung eines Gouvernements zu fördern wünschen, und haben folgende Artikel, zu deren

Aufrechthaltung wir uns für den Zeitraum von zwei Jahren feierlich verpflichten, angeordnet und festgestellt:

Erster Artikel.

Der Name unseres Gouvernements soll lauten: „Die Colonie der Peel-Insel."

Zweiter Artikel.

Das Gouvernement soll aus einer obersten Magistratsperson und einem Rathe von zwei Personen bestehen, und kraft dieses Artikels wählen und ernennen wir hiermit einstimmig Nathaniel Savory zur ersten Magistratsperson, und James Mottley und Thomas H. Webb zu Rathsmännern; jeder von ihnen wird sein Amt für den Zeitraum von zwei Jahren, von dem Datum dieses Vertrages an gerechnet, verwalten. Diese drei Beamten sollen das Recht haben, diejenigen Gesetze und Einrichtungen des Gouvernements dieser Insel, welche ihnen als zum allgemeinen Besten nothwendig erscheinen, anzuordnen. Gesetze und Einrichtungen, welche für die Einwohner bindend sein sollen, müssen jedoch die Genehmigung und Zustimmung von zwei Dritttheilen sämmtlicher Einwohner haben.

Dritter Artikel.

Bis zu der Zeit, wo der erste Magistrat und Rath im Stande sein wird, ein Gesetzbuch zu bilden, verordnen und erlassen wir unter diesem Artikel die folgenden dreizehn Paragraphen, und sollen dieselben bis zur Annahme anderer, und bis zum Ablauf zweier Jahre, volle Macht und Geltung haben:

§. 1. Es soll die Pflicht jeder einzelnen Person, sowie aller Personen sein, welche Forderungen an einander haben, oder zwischen welchen Zwistigkeiten und Schwierigkeiten entstehen sollten, die sie nicht freundschaftlich beilegen können,

dieselben dem ersten Magistrat und den Rathsmännern zur Untersuchung und Schlichtung vorzulegen, und soll der Beschluß derselben durchaus bindend und entscheidend sein.

§. 2. Alle Strafen in dieser Colonie sollen in einer Geldbuße bestehen, und keine Strafe für irgend ein Vergehen soll die Summe von *** übersteigen.

§. 3. Der Magistrat und Rath sollen die Macht haben, die Größe und den Preis von einem Theile des Eigenthumes zu bestimmen, welches hinreicht, um den Uebertreter der Gesetze in den Stand zu setzen, die ihm auferlegte Geldbuße zu zahlen, wo sich das Eigenthum nur immer innerhalb der Grenzen der Insel befinden mag.

§. 4. Es soll für jeden Bewohner, Ansiedler oder jede andere Person auf der Insel ungesetzlich sein, irgend Jemand zum Desertiren von einem Schiffe, welches in diesen Hafen kommt, zu verleiten, oder einem solchen Deserteur Freistätte zu gewähren, oder ihn zu verbergen.

§. 5. Ein Jeder, der Jemand verlocken, ihm helfen oder rathen wird, von einem Schiffe in diesem Hafen zu desertiren, oder der ihm Freistätte gewährt, oder ihn verbirgt, um seine Verhaftung zu verhindern, soll nach Umständen zu einer Geldbuße bis zum Belauf von fünfzig Dollars verurtheilt werden.

§. 6. Alle Gelder, welche durch die Erhebung einer Geldbuße von Uebertretern eingehen werden, sollen einen Fond zum Gebrauch und Vortheil der Colonie bilden; derselbe soll den Händen der ersten Magistratsperson zur Aufbewahrung übergeben und zu denjenigen öffentlichen Zwecken verwendet werden, welche der Magistrat und Rath für nothwendig und geeignet hält; Letzterer wird jedoch eine genaue Berechnung aller mit diesen Geldern bestrittenen Ausgaben

ablegen, und soll am Ende jedes Jahres ein Bericht der Einnahmen und Ausgaben veröffentlicht werden.

§. 7. Alle öffentlichen Gelder, welche am Schlusse eines Jahres nicht verausgabt worden sind, sollen gleichmäßig unter die gegenwärtigen Ansiedler vertheilt werden, es sei denn, daß durch ein allgemeines Uebereinkommen anders darüber verfügt würde.

§. 8. Hafengesetze. — Es sollen zwei gesetzlich erwählte und geprüfte Lootsen für diesen Hafen da sein, und kraft dieses Paragraphen ernennen wir hiermit James Mottley und Thomas H. Webb für einen Zeitraum von zwei Jahren, vom Datum dieses Vertrages gerechnet, einstimmig zu diesem Posten; besagte Lootsen dürfen nach ihrem Ermessen geeignete Stellvertreter wählen, und soll für jeden Andern ungesetzlich sein, das Amt eines Lootsen auszuüben. Ein Jeder, der es ohne die Ermächtigung eines der bestimmten Lootsen versuchen sollte, ein Schiff in oder aus unserm Hafen zu führen, soll mit einer Geldbuße im Betrag der für den Lootsen bestimmten Bezahlung besteuert werden.

§. 9. Es soll für jeden Befehlshaber irgend eines Schiffes unerlaubt sein, Einen oder Mehrere aus seiner Mannschaft hierselbst ohne die Zustimmung des Magistrates und Rathes zu entlassen, und kein Befehlshaber eines Schiffes soll einen oder mehrere kranke oder hülfsbedürftige Männer auf der Insel zurücklassen dürfen, ohne denselben ein Haus verschafft und die geeigneten Anordnungen für ihre Subsistenz während ihrer Krankheit getroffen zu haben.

§. 10. Alle Diejenigen, welche jetzt noch keinen Grundbesitz auf dieser Insel haben, aber vielleicht später in Gemeinschaft oder Handelsverkehr mit einem Einwohner und Grundbesitzer treten, oder einen Antheil von dem Gebiet unserer Insel erstehen, müssen sich zu den geschriebenen Artikeln des

Vertrags bekennen und eine schriftliche Beglaubigung über den Antheil, den sie in Ländereien, Vorräthen 2c. erkauft haben, erlangen; im Fall der Auflösung der Gemeinschaft, oder des Ablebens eines oder des andern Theilhabers, wird die Theilung des Eigenthumes durch den Magistrat und Rath vollzogen werden, dessen Pflicht es sein wird, für das Vermögen und die Effecten des Verstorbenen zum Besten seiner Hinterlassenen Sorge zu tragen.

§. 11. Ein Jeder, der sich der Verwüstung oder des Eingriffes in die Ländereien eines Einwohners schuldig macht, soll zu einer Geldbuße im Betrage des von ihm gestifteten Schadens oder Eingriffes verpflichtet sein, nachdem derselbe von dem Magistrat und Rath gehörig abgeschätzt worden ist.

§. 12. Wenn die erste Magistratsperson und die Rathsmänner es für nöthig erachten, können sie eine Versammlung der Bewohner einberufen, um neue Gesetze und Einrichtungen, oder Verbesserung der alten zu beantragen.

§. 13. Alle Personen, welche von jetzt ab in diese Colonie einwandern, oder sich darin ankaufen, sollen sich den vorstehenden Gesetzen und Einrichtungen unterwerfen und zu ihrer Aufrechthaltung verpflichten.

Alle diese Bestimmungen des Gouvernements sind in einer Versammlung im Hause des Nathaniel Savory in Port Lloyd, Peel-Insel am ** des Monats *** A. D. **** von uns vorbereitet, besprochen und angenommen worden, und wir verpflichten uns feierlich, dieselben zu unterstützen und auszuführen.

Zur Bestätigung dessen haben wir unsere Namen und den vorhergenannten Tag, wie die Jahreszahl unterschrieben.

Folgen die Unterschriften.

Nathaniel Savory,

und alle übrigen Bewohner der Insel.

Bericht

über die

Baily-Inseln (im S. der Bonin-Gruppe)

vom Lieutenant Balch an den Commandirenden J. Kelly.

V.-St.-Schiff Plymouth,
auf See, den 6. December 1853.

Sir!

In Folge Ihrer Befehle vom 21. October segelte ich am 22. mit dem langen Boote und dem ersten Kutter, letzterer unter Lieutenant Cooper's Leitung, nach der Bailygruppe.

Mit Ausnahme von Newport, an der Westküste von Hillsborough, uns bisher unter dem Namen der Fischerinsel bekannt, sowie einer kleinen, gerade nördlich davon gelegenen Bucht, befindet sich an keiner der Inselküsten eine Stelle, die sich als Kohlendepot eignen würde; ebenso wenig kann ich Newport oder die Bucht als Plätze, die sich für einen solchen Zweck eignen, empfehlen; beide sind nach S. W. und N. W. offen, und der Ankergrund ist sandig und voller Klippen. Dessenungeachtet könnten

Schiffe bei Annäherung eines Sturmes jederzeit zur See gelangen, da sich zwei gute, sichere Straßen vorfinden.

Newport bietet für ein Depot größere Vortheile als die Bucht; es würde nöthig sein, die Küste an der Stelle, wohin die Schuppen zu stehen kämen, abzugraben und einen Damm von etwa fünfundsiebenzig Fuß Ausdehnung aufzuwerfen; derselbe müßte so construirt sein, daß er einen Brandungsbrecher für Boote und Lichter bildete; es würde unmöglich sein, die Ladung auf andere Weise zu löschen.

Hillsborough, die größte Insel der Gruppe, mißt sieben und eine halbe Meile in der Länge und hat eine Breite von ungefähr anderthalb Meilen. Der größere Theil derselben ist felsig und hügelig, und nicht geeignet zu landwirthschaftlichen Zwecken. Derjenige Theil, welcher bebaut werden könnte, hat schwarzen Lehmboden und trägt Bataten, Brodwurzeln, Taro und Mais, Bananen, Ananas, Wassermelonen und Citronen. Bataten machen die Hauptnahrung der wenigen Bewohner aus. Von Mineralien konnte ich keine Spuren entdecken.

Es giebt dort verschiedene Arten Bauholz, welches sich zu gewöhnlichen Arbeiten, so wie zu Zierrathen benutzen ließe.

Das einzige vierfüßige Thier auf der Insel ist das wilde Schwein. Von Vögeln zeigten sich einige Tauben, Amseln und fliegende Füchse.

Fische sind in Menge vorhanden und in vortrefflicher Qualität. Die Höckerwalfische besuchen diese Inselküsten vom November bis Mai, während welcher Zeit sie kalben.

Auch Schildkröten werden in den betreffenden Jahreszeiten in bedeutender Anzahl gefangen und von den Bewohnern anstatt Rindfleisches eingesalzen.

Holz kann auf Hillsborough erlangt werden. Ebenso ist Wasser in genügender Menge und guter Qualität zu haben. Ein kleiner Fluß nahe der Spitze der erwähnten Bucht liefert reichlichen

Vorrath; es würde jedoch nöthig sein, die Fässer an den Fluß zu rollen, oder das Wasser durch Röhren nach den Booten zu leiten, was ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen wäre.

Die herrschenden Winde vom Mai bis zum December wehen aus Norden und Osten, worauf sich dann im December die Westwinde einstellen und bis zum Mai anhalten, was jedoch nicht mit der Regelmäßigkeit eines Passatwindes geschieht.

Eine Karte nach den erhaltenen Angaben ist gegenwärtig in Arbeit und wird so bald als thunlich geliefert werden.

Mit schuldiger Ehrfurcht

Ihr ergebener

Geo. B. Balch,

Lieutenant der V.-St.-Flotte.

Dem Commandirenden John Kelly,

Befehlshaber des V.-St.-Schiffes Plymouth.

Bericht

über die

Erforschung der Peel-Insel

von Bayard Taylor, Esq.

V.-St.-Dampfer Susquehanna, den 18. Juni 1853.

Sir!

Ich habe die Ehre, Ihnen zufolge Ihrer Instructionen folgenden Bericht über die Untersuchung der Peel-Insel, in der Bonin-Gruppe, vorzulegen.

Es war zwischen Dr. Fahs und mir verabredet worden, daß er am nordwestlichen Ende von Port Lloyd landen sollte, um die Hügelreihen, von denen die Bai umgeben ist, und die nördliche Hälfte der Insel zu durchforschen, während meine Abtheilung am südöstlichen Ende der Bucht, wo gewöhnlich Wasser eingenommen wird, an Land ging, um von da aus die südlichen Theile der Insel zu durchstreifen. Ich füge eine skizzirte Karte der Insel bei, auf welcher sowohl die von mir verfolgte Richtung, als auch die

Topographie des Innern, so weit meine Beobachtungen sich erstreckten, angegeben ist.

Die unter meiner Leitung befindliche Abtheilung bestand aus dem Künstler Mr. Heine, dem Midshipman Boardman, dem Hülfsingenieur Mr. Lawrence, dem Steward des Zahlmeisters Mr. Hampton, dem Marinesoldaten Smith, dem Matrosen Dennis Terry und einem chinesischen Coolie. Wir verließen das Schiff am Mittwoch d. 15. d. M. früh 5 Uhr und wurden nahe bei Castle Rock an das Land gesetzt. An diesem Punkte erstrecken sich zwei Hohlwege bis zur Bai herab, der eine von Osten, der andere von Süden her. Der letztere ward mir von einem der Ansiedler als derjenige bezeichnet, durch welchen man den leichtesten Zugang zu dem Innern der Insel finden würde. Nahe am Strande fanden wir eine Hütte, deren Eigenthümer, ein Kanaka-Indianer, sich jedoch weigerte, mich als Führer zu begleiten, sondern mir nur einen schmalen Fußpfad zeigte, welcher, wie er sagte, über die Hügel nach einer andern, ungefähr drei Meilen entfernt liegenden Kanaka-Ansiedlung führte.

Wir stürzten uns sofort in die Wildniß einer dichten Vegetation, die uns einen kleinen Vorgeschmack dessen gab, was wir für den übrigen Theil des Tages zu erwarten hatten. Der Pfad war so wenig betreten, daß man ihn kaum zu unterscheiden vermochte, und ebenso steil als schlüpfrig; die Pflanzen waren vom starken Thau durchnäßt, und die wilden Schlinggewächse, welche in langen Ranken von einem Baum zum andern hingen, hemmten jeden Augenblick unsere Schritte. Die Mehrzahl der Bäume bestand aus Palmen, unter denen ich die ächte Sagopalme bemerkte, von welcher der im Handel verkäufliche Sago herstammt. Weiter hinauf fand ich die Areka und noch eine andere, der Cacaonuß ähnliche Varietät. Der Boden bestand aus dunkelrothem, mit zerklüfteten, stufenförmigen Felsen und Fruchterde gemischtem Lehm. Derselbe Boden herrscht auf der ganzen Insel vor, ausgenommen auf der

nördlichen Bank von Port Lloyd, wo er mit graulichem Sand und Kies vermengt ist. Stufen von grober Mischung erschienen sehr häufig auf den steileren Abhängen des Hügelkammes, und in den Felsspalten wucherte eine Varietät des Hibiscus, mit einer großen, dunkel orangefarbenen Blume. Der Fußboden war an vielen Stellen mit einem förmlichen Regen weißer Blüthen bedeckt, die, wie ich später entdeckte, von einem gegen dreißig Fuß hohen Baume mit kleinen glänzenden Blättern, dichtem Laubwerk und einem starken glatten Stamme von graulicher Farbe herabgefallen waren.

Der Wald wurde dichter, je mehr wir uns der Spitze des Kammes näherten. Die üppigen Kronen der Palmen über unsern Häuptern hielten jeden Sonnenstrahl ab und gaben, in Verbindung mit den von Baum zu Baum rankenden Schlinggewächsen, einen so tiefen Schatten, daß es unmöglich war, mehr als dreißig bis vierzig Schritte weit in irgend einer Richtung zu sehen. Die Unmasse großer brauner Landkrabben, die uns aus dem Wege krochen, war staunenerregend. In den feuchten Betten der kleinen Bäche war der Boden wie lebendig durch diese Thiere, von denen die größten volle sechs Zoll dick waren.

Die höchste Stelle des Hügelrückens, eine wellenförmige, mit tiefen Gräben durchfurchte Strecke, war ungefähr anderthalb Meilen breit, worauf wir an einen so steilen Abhang gelangten, daß wir genöthigt waren, uns von einem Baum zum andern zu schwingen, um nicht in die tiefe Kluft hinabzustürzen. Wir befanden uns in einer wilden, ringsum von steilen Bergen eingeschlossenen Grotte, deren Seiten, die nackten Felsen rechts und links ausgenommen, mit dem reichsten Blätterschmuck bedeckt waren. Ein Bächlein mit gutem Wasser sickerte über den steinigen Boden hin.

Nach Süden zu öffnete sich diese Grotte in ein enges Thal, welches einige Spuren von Menschenhänden zeigte. Nachdem wir den Bach überschritten hatten, kamen wir an ein kleines Feld mit

Taro, dessen Pflanzen die höchsten und üppigsten waren, welche ich je in dieser Art gesehen; sie waren reichlich sechs Fuß hoch und dermaßen mit Nachtthau bedeckt, daß wir sehr bald bis auf die Haut durchnäßt waren. Da wir weiterhin den Wald wegen seiner Dichtheit und der Steilheit des Bodens unzugänglich fanden, folgten wir dem Laufe des Baches und erreichten sehr bald eine offene Stelle mit Feldern von süßen Kartoffeln, Taro, Kürbissen, Tabak, Zuckerrohr und der Sida oder indianischen Stachelbeere, die hier unvergleichlich kräftig und reich wächst. Zwei mit Palmenblättern gedeckte Hütten standen im Mittelpunkte des Thales. Da wir beide gänzlich verlassen fanden und dennoch aus einigen Anzeichen schließen konnten, daß sie noch an demselben Morgen bewohnt worden wären, so feuerten wir unsere Flinten ab, deren Knallen von einem Halloh beantwortet wurde. Unmittelbar darauf kam ein Südseeinsulaner in grobem baumwollenen Hemd und Beinkleidern und einem zur Hälfte in hellblau tättowirten Gesicht zum Vorschein. Er sagte, er sei ein Eingeborner von Nuka-Hiwa, auf den Marquesas, und heiße „Judge" (Richter). Er führte uns um einen Vorsprung des Gebirges, wo sich das Thal westwärts nach der See zu öffnete. Der Bach wurde hier zu einem Flusse, welcher selbst für Canoes tief genug war; auch Judge hatte sich eines solchen so eben bedient und eine große Schildkröte mitgebracht. Er schien sich in guten Umständen zu befinden, denn außer seiner Hütte, seiner Pflanzung und seinen Schildkröten besaß er noch vier Hunde und ebenso viele Ferkel von derselben magern schwarzen Sorte, welche wir in Lew-Chew gefunden haben. Die Ufer des Flüßchens waren mit einem ungefähr zwölf Fuß hohen, große, gelbliche Blüthen tragenden Strauchwerk bewachsen, dem er den Namen „Trao" gab.

Judge behauptete, das südliche Ende der Insel sei drei bis vier Meilen entfernt. Es führte kein wirklicher Weg dahin, und er weigerte sich, uns als Führer zu begleiten, sendete jedoch seinen

Knaben nach dem Eigenthümer der andern Hütte ab, der den Weg über die Hügel kennen sollte. Letzterer war ein schwarzgelber Eingeborner von Otaheiti und sprach sehr wenig Englisch. Er gab zu, daß er den Weg kenne und auch mit den Lagern der wilden Schweine vertraut sei, weigerte sich jedoch ebenfalls, mit uns zu gehen, wenn Judge ihn nicht begleitete. Dieser willigte endlich darein, und so brachen wir wieder auf.

Das Thal war nach Süden zu durch hohe Gebirge begrenzt, welche uns unübersteigbar erschienen, weil sie aus langen Reihen mauerförmiger Felsen bestanden, die sich über einander aufthürmten. Das eigentliche Thal war jedoch nicht dasjenige, in welches wir erst hinabgestiegen, sondern es erstreckte sich vielmehr nach Osten zu, woher auch der Strom durch einen langen Hohlweg zwischen zwei Hügelreihen herabkam. Die Ansiedler benachrichtigten uns, daß die See ungefähr eine halbe Meile entfernt wäre, aus welchem Grunde ich die ganze Ausdehnung des Thales auf fünf Viertelmeilen Länge und eine Viertelmeile Breite in seiner Basis schätze, die sich bei ihrer Vereinigung mit einem nördlichen Zweige erweitert, dann allmählich wieder enger wird und sich zuletzt in einer Schlucht verliert. Die Sohle dieses Thales umfaßt also hundertundzwanzig bis hundertundvierzig Morgen des fettesten Gemüselandes. Alle von den Ansiedlern gepflanzten Gewächse sind unvergleichlich in ihrer Art, obgleich ihrem Anbau außer dem bloßen Pflanzen keine besondere Pflege gewidmet worden ist. Ich sah in Judge's Hütte einige Citronen, die, wie er sagte, ebenfalls in dem Thale gewachsen waren. Der Tabak stand fünf Fuß hoch und hatte die nämlichen blaßgrünen, sammetartigen Blätter, an denen der berühmte Tabak von Latakieh kenntlich ist. Das Flußwasser ist süß und rein, und reicht zu allen Jahreszeiten für den Bedarf hin.

Wir schritten in einer ziemlich östlichen Richtung in die Schlucht, die wir hinaufstiegen, indem wir uns immer am Rande des

Wassers hielten. Große, abgerundete Massen von Trappstein lagerten in seinem Bett, und weiterhin kamen wir sogar an ziemlich senkrechte Klippen von Grünstein, deren Höhe zwischen zehn und dreißig Fuß betrug. Dies war die einzige Stelle, wo ich die von Dr. Fahs auf der nördlichen Seite von Port Lloyd bemerkte, terrassenförmige Form des Stufenfelsens gefunden habe. An einigen Stellen ruhte ein grobes Conglomerat, das häufig eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Sandstein hatte, auf den Stufen; aber es gehörte augenscheinlich derselben Formation an, da der einzige Felsen, den ich auf der Insel gefunden, aus Stufenfelsen bestand, der hie und da in Grünstein überging und in der Nähe der See einen basaltartigen Charakter annahm, so wie in den Höhlen des südlichen Endes, beim Eingange von Port Lloyd.

Der Wald war sehr dicht, und wegen der feuchten, weichen Beschaffenheit des Bodens war unser Fortkommen ein ungemein mühevolles. Der Otaheitier sagte uns, daß wir uns in der Nähe wilder Schweine befänden, und so schlichen wir denn schweigend weiter. Zwei aus unserer Gesellschaft, die sich im Nachtrabe befanden, stöberten einen Eber auf und schossen nach ihm, jedoch ohne Erfolg. Nachdem wir den Lauf des Baches verlassen, erkletterten wir die südliche Seite der Schlucht, wobei wir uns an den Wurzeln der Bäume und dem zähen Gewinde der Schlingpflanzen festhielten.

Da es hier an jeder Spur eines Weges mangelte und es unmöglich war, mehr als zwanzig Schritte weit zu sehen, so zerstreute sich die ganze Gesellschaft. Unter den Palmen bemerkte ich hier die Latina mit den breiten Fächerblättern und Stielen, deren Länge zwischen sechs und acht Fuß betrug, und an deren gezackten Rändern wir uns die Hände verletzten. Auch fanden wir eine Abart des Pandanus, mit einem einzigen, geraden Stamme, von dem eine Anzahl Schößlinge ziemlich dicht am Boden heraus- und, sobald sie den Erdboden erreicht hatte, wieder als Wurzel

hineinwuchs. Sehr häufig sah man zwanzig bis dreißig solcher Schößlinge die kegelförmige Basis einer schlanken Säule bilden, welche sich gegen fünfzehn Fuß erhob und mit einer belaubten Krone geziert war. Wir fanden mehrere Pflanzen einer Art von Maulbeere, mit sechs Zoll langen Früchten. Die baumartigen Farn waren von merkwürdiger Höhe und Schönheit. Einige erreichten eine Höhe von fünfzehn Fuß, und ihre Blätter hatten eine Länge von acht bis zehn Fuß. In der That, die ganze Vegetation dieser Insel trägt einen vollkommen tropischen Charakter und enthält viele Pflanzen, welche sonst nur in der Nähe des Aequators gefunden werden. Die Unähnlichkeit, welche sie in dieser Hinsicht mit dem nur einen Grad südlicher gelegenen Lew-Chew hat, ist vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß die Peel-Insel im Bereiche der Passatwinde des nördlichen großen Oceans liegt und deshalb dem Einflusse der kalten Strömungen und Winde, welche die Küste von China streifen, nicht ausgesetzt ist.

Während wir auf einer Kuppe rasteten, begannen die Hunde in einer Schlucht auf der andern Seite zu bellen. Zwei von uns, die dem Geräusche nachgingen, hatten das Glück, ein wildes Schwein von ungefähr einem Jahre, von dunkler, braungrauer Farbe und mit einem langen Rüssel, ähnlich dem chinesischen Schweine, zu erlegen. Einer unserer Gesellschaft wurde in Folge der Anstrengungen unseres Marsches an dieser Stelle krank, allein da der Otaheitier erklärte, wir seien nur noch zwei Meilen vom südlichen Ende der Insel entfernt, so beschloß er weiter zu gehen. Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir den Kamm überschritten und begannen auf der andern Seite hinabzusteigen. Durch eine Oeffnung in dem Buschwerk erhaschte ich einen flüchtigen Schimmer des Meeres und kletterte auf einen Baum, um einen freieren Ueberblick zu gewinnen. So entdeckte ich, daß wir uns am Rande eines sehr steilen Hügelkammes von ungefähr fünfzehnhundert Fuß Höhe befanden, welcher auf eine kleine, nach Südost geöffnete Bai hinabsah.

Ueber das südliche Vorgebirge der Bai hinaus wurde das Meer wiederum sichtbar, sowie ein wenig mehr rechts in der Entfernung die Gruppe der Baily-Inseln. Die Gebirge fielen so steil zum Wasser ab, daß jeder Zugang unmöglich war, ausgenommen nahe an der Spitze der Bai, wo zwei steile Hohlwege, oder vielmehr Abgründe, an ihrer Vereinigung einen Fleck sandigen Ufers gewahren ließen.

Der Otaheitier gab vor, den Weg zu wissen, und begann an unserer Spitze langsam den steilen Abhang hinabzukriechen, bis ein plötzliches helles Licht durch das Laubwerk strahlte, und wir uns am Rande eines Abgrundes erblickten, dessen Tiefe wir nicht augenblicklich zu schätzen vermochten; ich bemerkte später, daß sie nahe an zweihundert Fuß betragen haben muß. Das Gebirge senkte sich hier so steil von einem Abgrund zum andern, daß wir über der unermeßlichen Tiefe, welche zwischen uns und der See lag, in der Luft zu schweben schienen. Der Führer hatte uns offenbar zu weit nach rechts gebracht, und es war daher nöthig, eine Strecke wieder zurückzugehen, um den Abgrund zu vermeiden. Wir klammerten uns an das starke Gras, welches längs des Abgrundes wuchs, und schlichen auf diese Weise gegen vierhundert Schritt lang über eine Stelle weg, wo die geringste Unvorsichtigkeit uns Hals über Kopf in eine Tiefe von mehreren hundert Fuß stürzen konnte. Auf diesem Flecke fand ich ein Gesträuch mit dunklen glänzenden Blättern, welches einen wunderbar balsamischen Wohlgeruch ausströmte. In Klaproth's Uebersetzung des japanischen Berichtes über die Bonin-Inseln heißt es, daß eine Art Sandelholz dort gefunden worden sei, und es ist wohl möglich, daß man diesen Strauch damit verwechselt hat. Mir und Dr. Fahs, der ihn ebenfalls gefunden, erschien er vielmehr als eine Abart des Lorbeerbaumes.

Als wir endlich an einen Punkt gelangten, wo der Abgrund aufhörte, begannen wir in einem Winkel von ungefähr sechszig



Chinesisches Mädchen im Sycee-Kopfputz.

Holzschnitt und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grad hinabzusteigen. Der Erdboden war so schlüpfrig, die Schlinggewächse und die hornartigen Blätter der Palmen hingen so tief herab, daß man auf die beste Weise vorwärts kam, wenn man sich platt auf den Rücken legte und sich bergab gleiten ließ, bis man von einem undurchdringlichen Dickicht aufgehalten wurde. Mit unsäglicher Mühe und Anstrengung gelangten wir endlich an die Kluft, wo unsere schlimmste Arbeit eigentlich erst begann. Die Schlucht senkte sich in felsigen Abstufungen von zehn bis zu vierzig und fünfzig Fuß in senkrechter Richtung; auf Händen und Füßen kletterten wir dort hinab und vertrauten unsere gesunden Knochen, wo nicht gar unser Leben sehr häufig dem schwanken Zweige eines Baumes, oder der Haltbarkeit einer Wurzel an. Wie von der Höhe eines Thurmes blickten wir auf den Strand hinab, der zu unsern Füßen lag, und den man mit einem einzigen Sprunge erreichen zu können meinte, während die Entfernung in Wahrheit noch eine sehr beträchtliche war. Immer weiter und weiter kletterten wir in die Tiefe der Kluft hinab, in der beständigen Furcht eine unzugängliche Wand zu erreichen, bis wir endlich bei der Vereinigung dieser Kluft mit einer andern auf einen abgehauenen Baumstumpf stießen und das Donnern der Brandung in geringer Entfernung vernahmen. Als ich emporsah und mir die steile Wand betrachtete, von welcher wir herabgeklettert waren, konnte ich es kaum für möglich halten.

Die Führer nannten diese Stelle „Südost-Bai". Sie berichteten, daß Walfischfänger sehr oft nach Holz und Wasser hierherkämen, was uns auch den Stumpf eines Baumes, der mit einer schweren Axt glatt umgehauen worden, sowie einige Liebesäpfelpflanzen, welche wir in einem verwilderten Zustande längs dem Flußufer gefunden, erklärte. Die Frucht jener Pflanze war ziemlich von der Größe einer Kirsche und konnte frisch und schmackhaft genannt werden. Die Bai war nicht über eine Viertelmeile tief und ausgenommen die Stelle, wo wir uns befanden, rings von

senkrechten Felswänden eingeschlossen. Da es gerade Mittag war, und wir das äußerste Ziel unserer Wanderung erreicht hatten, gewährte ich einen Aufenthalt von zwei Stunden, um für Alle Zeit zum Baden, Ausruhen und Essen zu gewinnen. Die Führer erklärten uns nun, daß es keinen anderen Rückweg gäbe, als durch die nämliche Schlucht, in der wir herabgeklettert waren. Wir Alle bebten vor diesem Gedanken zurück, hatten jedoch keine andere Wahl. In der Nachmittagshitze, die durch kein Lüftchen gemildert wurde, klommen wir die steilen Felswände wieder hinauf. Die Anstrengung war so groß, daß Mr. Hampton krank wurde, und auch zwei andere Herren unserer Gesellschaft die bedenklichsten Zeichen der Erschöpfung an den Tag zu legen begannen. Dies nöthigte mich, häufig Halt zu machen, und wir erreichten die Hütten der Eingeborenen erst gegen sechs Uhr Abends.

Anstatt auf demselben Wege, den wir gekommen, nach dem Landungsplatze zurückzugehen, ließen wir uns von Judge über die Hügel nach der Kanaka-Ansiedlung am südlichen Ende von Port Lloyd führen. Wir waren dabei gezwungen, über die dazwischen liegende Bergkuppe in einem Winkel von beinahe fünfzig Grad zu klettern. Unter den dichten Gruppen der Sagopalmen wucherte ein wirres Unterholz von Farnkräutern, zwischen welchen man fast nirgend festen Fuß zu fassen vermochte, sondern beständig platt auf das Gesicht fiel. Nachdem wir den Gipfel erstiegen, gingen wir eine Meile, oder noch länger, über eine wellenförmige Strecke und gelangten von da aus endlich auf die westliche Abdachung der Insel, von wo man die Südspitze und den Eingang zu Port Lloyd überblickt. Ich sah nun, daß eine tiefe Bucht unterhalb der Südspitze und des von uns verlassenen Thales liegt, und daß wahrscheinlich der kürzere und gewöhnliche Weg für die Bewohner der beiden Ansiedlungen zu Wasser sein mag. Die Seiten der Hügel, welche wir überschritten, waren mit grobem, bis zum Gürtel

reichenden Grase bewachsen, welches so dicht steht, daß wir uns förmlich durchwinden mußten. Es war in der That ein großes Glück, daß es keine Schlangen auf der Insel giebt.

Es war bereits finster, als wir die Kanaka-Ansiedlung erreichten, aber indem wir auf einen Felsen kletterten, und Einige von uns ihre Gewehre abfeuerten, gelang es uns, ein Boot von dem Schiffe aus zu erhalten. Wir wurden noch eine kurze Zeit aufgehalten, weil wir auf einen der Unseren, der aus Erschöpfung zurückgeblieben war, warten mußten, und kehrten gegen zehn Uhr an Bord des Schiffes zurück.

Ungeachtet der unvergleichlichen Fruchtbarkeit dieser Insel, der Ueppigkeit ihrer Vegetation, sowie des Vorhandenseins einer genügenden Menge des schönsten Wassers, herrscht doch geringe Abwechselung unter den größeren Thieren und den Insecten, welche wir fanden. Ich bemerkte nur drei oder vier Arten von Vögeln, eine Krähe, einen Waldvogel von bräunlicher Farbe und eine Taube. Mr. Heine hat seitdem auf Stapleton eine andere Taubenart von der Größe der chinesischen Fasanen geschossen. Außer den wilden Schweinen, welche von einigen Thieren dieser Gattung abstammen, die vor der Ansiedelung auf der Insel ausgesetzt worden sind, haben wir keine vierfüßigen Thiere gesehen. Man sagt, daß Iguana's existiren sollen, allein wir haben keine Spuren von ihnen entdeckt. Schlangen und giftiges Gewürm aller Art scheint man nicht zu kennen. An der Küste giebt es Ueberfluß an Fischen, unter denen viele seltene und verschiedenartige Gattungen zu finden sind. Während des Sommers fangen die Ansiedler eine große Anzahl Schildkröten, die sie einsalzen und unter ihren Wintervorräthen aufbewahren.

Nach dem von den ältesten Bewohnern der Insel abgestatteten Berichte ist das Klima sehr gleichmäßig und vollkommen gesund. Die Flora der Insel fiel mir ungemein auf, weil sie von mehr

als gewöhnlichem Interesse ist; allein da bei vielen Pflanzen und Bäumen die Blüthezeit gerade vorüber war, so waren wir nicht im Stande, uns viele brauchbare Exemplare zu verschaffen.

Mit schuldiger Ehrfurcht

Ihr ergebener

Bayard Taylor.

An

Commodore M. C. Perry,

Befehlshaber der V.-St.-Seemacht in Ostindien, China und den japanischen Gewässern.

Bericht

über die

Erforschung der Peel-Insel,

von C. F. Fahs, ärztlichem Assistenten in der V.-St.-Flotte.

V.-St.-Dampfer Susquehanna,
den 18. Juni, 1853.

Sir!

Ich habe die Ehre, Ihnen über das Ergebniß der Beobachtungen, welche ich und die meiner Leitung anvertraute Abtheilung auf der Peel-Insel in Bezug auf die von Ihnen als der Beachtung würdig erklärten Gegenstände gemacht, Bericht abzustatten. Der von uns untersuchte Theil der Insel ist die nördliche Hälfte, oder jene Strecke von Square Rock in kreisförmiger Richtung nach einer Linie, welche ungefähr eine Meile westwärts von den Paps nach der östlichen Küste der Fittons-Bai läuft. Wir erstiegen alle höchsten Gipfel der Berge, deren Messung wir unternahmen, untersuchten ihre geologische Formation, ihre Vegetation und andere Verhältnisse von Interesse; wir stiegen in die engsten Thäler hinab, drangen durch das dichteste Gestrüpp, überschritten die abgeflachten

Ebenen an den Seiten der Gebirge und beobachteten ihren Boden, ihre mineralischen und vegetabilischen Producte, ihre Wasserquellen, sowie ihre Culturfähigkeit auf das sorgfältigste. Ein allgemeiner Ueberblick der Insel von der Bai oder einem andern Punkte aus bringt den Eindruck hervor, daß das Ganze zu uneben und felsig ist, als daß es zu irgend einem Zwecke verwendet werden könnte. Diese Meinung wird jedoch vollkommen umgestoßen, sobald man jeden Theil der Insel sorgfältig untersucht und dadurch die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie nicht allein bebaut werden kann, sondern sogar im Stande ist, eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Die kleinen Flecke Landes, welche von den hier wohnenden Leuten bestellt worden sind, zeigen, daß der Boden in hohem Grade fruchtbar ist. Es ist wahr, bis jetzt sind nur die Ebenen zunächst der Bai bebaut worden, aber es liegt kein Grund vor, zu zweifeln, ob sich nicht ein großer Theil des übrigen Landes ebenso ergiebig erweisen würde, da der Boden fast überall derselbe ist.

Nahe am Eingange von Port Lloyd beginnt eine etwa eine Viertelmeile breite Ebene, die sich in nordöstlicher Richtung eine Meile weit erstreckt. Die Grundschicht besteht aus einer alten, auf Trappstein ruhenden Korallenformation; der Erdboden ist mehrere Fuß stark und besteht aus einer dunklen, vegetabilischen Fruchterde, die mit dem feinen Sande verwitterter Korallen und Seemuscheln gemischt ist. Der größere Theil dieser Ebene ist bebaut und liefert bei der möglichst wenigen Arbeit reichliche Ernten von Allem, was darauf gepflanzt wird. Von dieser Ebene oder diesem Thale aus erheben sich die Gebirge allmählich in Form eines Kreises; an manchen Stellen steigen sie in einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß steil aufwärts, was ihnen ein terrassenförmiges Aussehen giebt; dann bilden sich wiederum bis zu vierzig oder fünfzig Fuß unterhalb der höchsten Gipfel leicht abgeflachte Ebenen von der Breite einer Viertel-, ja sogar einer halben Meile. Auf der nördlichen und nordwestlichen Seite endigt das Gebirge in einer

abschüssigen Lage von Trappstein, welche die Wogen der See bedeutend unterwaschen haben.

Den ersten nordwestlich gelegenen Gipfel habe ich der bequemeren Beschreibung wegen A benannt; er ist abgerundet, als ob er der Reibung der See oder eines andern Gegenstandes ausgesetzt gewesen wäre; er mißt vom Meeresspiegel an 576 Fuß. Von diesem Gipfel erstreckt sich ein Höhenkamm: Backbone (= „das Rückgrat") genannt, bis nach der Spitze der Bai und verzweigt sich dann in verschiedenen Richtungen über den südlichen Theil der Insel. Eine halbe Meile nach Nordost liegt ein anderer Gipfel (B), welcher nur 250 Fuß hoch ist; nach seiner Formation, sowie nach dem allgemeinen Aussehen gleicht er dem erstgenannten Gipfel. Nahe der nordöstlichsten Spitze der Insel befindet sich ein dritter Gipfel (C), welcher sich, weit steiler als die beiden anderen, bis zu einer Höhe von 800 Fuß erhebt; er ist fast bis zur höchsten Spitze hinauf mit hohem Grase und dichtem Knieholz bewachsen. Von diesem Gipfel erstreckt sich ein Bergkamm in östlicher Richtung nach der Insel Buckland zu und begrenzt eine Ebene, welche am Fuße der so eben beschriebenen Berge (A, B und C) beginnt und sich nördlich bis an das Meer hin ausdehnt. Die nach Port Lloyd abgeflachten Ebenen werden an verschiedenen Stellen durch Hohlwege unterbrochen, welche während des Regenwetters als Ausflüsse der Gebirgswasser dienen, während der Sommermonate hingegen vollkommen trocken sind. Die Mehrzahl enthält ein Conglomerat großer Rollsteine, welche man beim ersten Blick für Sandstein hält, die sich jedoch bei näherer Untersuchung als Trappstein ausweisen. Sie sind ohne Zweifel von den verwitterten Felsen abgebrochen, heruntergerollt und durch die Reibung des Wassers und Sandes, der sie seit undenklichen Zeiten ausgesetzt sind, abgerundet worden. Derjenige Theil der Insel, welcher zwischen der Spitze der Bai und der Buckland-Straße liegt, ist nicht über eine Meile breit und unterscheidet sich in mancher

Hinsicht von dem bereits beschriebenen Theile; er ist nicht so fruchtbar, die Vegetation weniger üppig, und die Felsen tragen einen andern Charakter.

Ziemlich in der Mitte der Insel glaube ich den Krater eines alten, erloschenen Vulkans entdeckt zu haben und bin durch mancherlei Thatsachen in meiner Vermuthung bestärkt worden. Die Form der angrenzenden Hügel ist eigenthümlich; man findet rings umher große Massen Schlacken und ausgebrannte Kohlen; am Meere entlang gewahrt man mehrere auf einander ruhende Lagen verhärteter Lava, welche dann und wann durch Schichten von Sand, Schlacken und ausgebrannten Kohlen unterbrochen werden. Die Bäume sind klein und verkrüppelt, und an vielen Stellen ist der Boden dürr und unergiebig, da die Erdschicht nur dünn ist und durch anhaltende Zugwinde leicht austrocknet. Weiter dehnen sich kleine Thäler, Ebenen und Hügel von verschiedenartiger Höhe nach Osten und Norden aus, wo sich die Insel wieder bedeutend mehr ausbreitet.

Von den beiden Bergen, welche man hier Paps nennt, erhebt sich der eine 1000 und der andere 1100 Fuß über dem Meeresspiegel. Auf der einen Seite befindet sich am Fuße derselben ein tiefes Thal, das ungefähr eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist, und in dessen Mitte ein klarer Strom dahinfließt. Auf der andern, nördlichen Seite zieht sich ein sehr tiefer Hohlweg mit steilen Trappsteinfelsen hin, die sich oft mehrere hundert Fuß erheben, und auf dem Grunde desselben erblickt man Absätze von 20 bis 30 Fuß Tiefe, über die ein kleiner Wasserfall hinabstürzt. Die südöstliche Seite der Berge bilden große, abhängige Ebenen, die sich ziemlich bis nach Fitton's Bai erstrecken und mit herrlichen Palmenwäldern bedeckt sind.

Die ganze Insel ist ohne Zweifel vulkanischen Ursprungs, worauf alle geologischen Thatsachen, welche in der Kürze der Zeit gesammelt werden konnten, hinzudeuten scheinen, und auch die

allgemeine Gleichförmigkeit und die Linien der Hügel geben starkes Zeugniß dafür. Alte Krater können heutigen Tages leicht aufgespürt werden; Trappfelsen bilden die Basis, sowie die höchsten Gipfel; Basaltlager ziehen sich durch Sandschichten hin; Schlacken, ausgebrannte Kohlen, Mandelstein und Grünstein finden sich an vielen Stellen in beträchtlicher Menge vor; auch ist es mir gelungen, an der Meeresküste und an anderen Stellen, wo tiefe Einschnitte den Felsen bloslegten, Schichten alter Lava zu entdecken. In einem Hohlwege, der am Berge C hinabläuft, fanden wir eine Schwefelquelle, deren Geruch und Geschmack den sichersten Beweis lieferte, daß sie mit Schwefelwasserstoffgas in hohem Grade versetzt war. Eisenschwefelkies (Verbindung des Schwefels mit Eisen) ward ebenfalls an vielen Stellen in Menge gefunden. Die Vegetation der Insel ist dieselbe, welche fast in allen vulkanischen Ländern derselben Breitengrade gefunden wird. Der Wachholder zeigte zwar an einigen Stellen eine bedeutendere Entwickelung, allein im Allgemeinen war er klein und zwergartig, besonders an den Abhängen der Paps. Laurus camphora war nirgends zu sehen, obgleich man sorgfältig danach gesucht hat. Die Baumfarn (Filices) waren mitunter zehn bis zwölf Fuß hoch. Leberkraut, Moose, viele Kryptogamen sind im Ueberflusse vorhanden. Es giebt nur sehr wenige Grasarten, und die Mehrzahl derselben eignet sich nicht zum Weiden. Das Binsengras (Cyperaceae) wächst ebenfalls sehr üppig; Bingelkraut (Acalypha), Sauerampfer (Oxalis stricta), Winden und einige andere sind die wichtigsten Pflanzen.

Von Gemüsen sahen wir Bataten, irische Kartoffeln, Brodwurzeln, Taro, Rettige, Zwiebeln, Rüben, Bohnen, Schoten, Kürbisse, Melonen &c. Die Batate trägt sehr reichlich und wächst bis zu einer ungewöhnlichen Größe. Die irische Kartoffel ist erst seit kurzer Zeit angepflanzt, und man weiß noch wenig von ihr zu sagen. Mais wird mit vielem Erfolge gebaut. Allein nichts scheint besser zu gedeihen als Zuckerrohr; dasselbe erreicht eine bedeutende

Höhe und bedarf fast gar keiner Arbeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ausgedehnte Landstrecken auf der Insel mit großem Nutzen zum Anbaue des Zuckerrohres verwendet werden könnten.

Sowohl hier, als auch auf den anderen Inseln der Bonin-gruppe sind nur wenige Arten von Thieren zu finden, und auch von diesen ist die Mehrzahl erst durch Fremde, die sich hier ansiedelten, eingeführt worden. Die ersten Schweine wurden im Jahre 1827 von einem Walfischfahrer, der am Eingange von Port Lloyd ankerte, auf der Peel-Insel ausgesetzt. Viele dieser Thiere sind seitdem wild geworden und werden nun gleich anderen wilden Thieren auf den Bergen gejagt. Die Ziege, welche ursprünglich als zahm hierhergebracht wurde, ist ebenfalls verwildert. Man sagt, daß es deren gegenwärtig auf Stapleton sechs- bis siebentausend geben soll. Die Ansiedler haben eine Menge Hühner, Enten, Gänse und Truthühner, allein alle diese Thiere haben einen großen Hang, sich dem Zwange des cultivirten Lebens zu entziehen und in ihren Urzustand zurückzukehren. Die einzigen anderen, in vollkommener Freiheit lebenden Vögel sind wenige Gattungen Finken, Krähen, Falken (Milvus), Strandläufer und Tauben. Es gibt keinerlei Art kriechenden Gethieres, ausgenommen eine kleine Eidechse (Lacerta), Schildkröten (Chelonia) und Iguana's. Die Schildkröten sind von auffallender Größe und werden in großer Anzahl gefunden.

An den Küsten sämmtlicher Bonin-Inseln ist die Fischerei höchst ergiebig, und die Fische sind wahrscheinlich ebenso gut, als man sie sonst irgendwo in den Ländern des Ostens finden kann. Es ist unnöthig, auf die verschiedenen Arten derselben, welche hier zu finden sind, einzugehen, da sie zu mannigfaltig sind und es überdies beträchtliche Zeit erfordern würde, sich zu überzeugen, welcher Gattung sie angehören.

Diesem Berichte sind mehrere Zeichnungen von Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften von Mr. May und Mr. Portman beigefügt, welchen beiden Herren sowohl, als auch Mr. Gibbert,

ich für die Bereitwilligkeit, mit der sie mich bei meiner beschwerlichen Wanderung und bei der Untersuchung der Insel unterstützt haben, den größten Dank schulde. Indem ich hiemit meine Beobachtungen schließe, habe ich nur noch zu bemerken, daß dieselben nicht mehr bezwecken sollen, als einen allgemeinen Begriff von den erforschten Verhältnissen zu geben, und wenn mir dies gelungen ist, so werde ich mich für hinreichend belohnt halten.

Mit schuldiger Ehrfurcht

Ihr ergebener
Charles F. Fahs.

An
Commodore M. C. Perry,
Befehlshaber der V.-St.-Seemacht in Ostindien,
China und den japanischen Gewässern.

Bericht

über

den Ackerbau von Japan.

Von Daniel S. Green, Arzt der V.-St.-Flotte.

Japan ist ein gebirgiges Land. In den von dem Geschwader besuchten Gegenden waren mindestens drei Viertel, ja vielleicht sieben Achtel der Oberfläche von Bergen, oder sehr steilen Hügeln eingenommen. Keiner von diesen schien bebaut — nämlich mit Getreide oder Gemüsen — oder doch wenigstens in sehr geringem Umfange; die Thäler oder Gründe hingegen werden durchweg bebaut und tragen jährlich zwei Ernten, eine von Winter- und eine von Sommergetreide. Diese sind entweder von Natur ebene Flächen, oder werden künstlich zu solchen umgeschaffen; sie sind sehr fruchtbar, und ihre Ergiebigkeit wird noch durch die Bewässerung erhöht, welche durch die Flüsse, die sich in allen Thälern vorfinden, erleichtert wird. Die zugänglicheren Theile der Berglehnen, welche von den Ebenen zurückweichen, werden ebenfalls planirt, oft ganz gleich gemacht, und wenn kein Wasser zu erlangen ist, werden sie mit solchen Getreide- oder Gemüsearten bepflanzt, die keiner anderen

Nässe als des Regens bedürfen. Wo sich aber nur immer die Bewässerung ermöglichen läßt, wird auch Reis angepflanzt.

Wenn man in den Monaten Februar und März von dem Verdecke eines Schiffes die westliche Küste der Bai von Yedo überblickt, so bemerkt man eine Reihe hoher Hügel, welche sich dicht am Rande des Wassers erheben und kaum einmal von kleinen, engen Thälern unterbrochen werden. Darüber hinaus liegt ein mehr oder weniger gebrochenes Hochland, das von einer Reihe nicht sehr hoher Berge eingeschlossen wird, und in noch größerer Ferne erhebt sich unter einem glitzernden Baldachin von Schnee in einsamer Großartigkeit der Kegel des Berges Fusi, der eine Höhe von 12,678 Fuß hat. Dieser ist auf sechszig bis achtzig Meilen in der Runde ein ebenso augenfälliger als schöner Gegenstand.*)

Zu dieser frühen Jahreszeit ist der Rand der Bai mit munterem Grün bekleidet, und die Camellia japonica, die hier zwanzig und dreißig Fuß Höhe hat, sowie die Aprikosen oder Pflaumen, sind mit den üppigsten Blüthen bedeckt.

Die vordere Seite der Hügel ist, einige sanfte Abhänge ausgenommen, meistens mit Fichten bepflanzt. Die Pflanzungen kommen jedoch denen am Cap der guten Hoffnung, oder denjenigen, wie wir sie uns in den schottischen Hochländern vorstellen können, nicht gleich. Sie sind in Streifen von verschiedenartiger Breite geordnet, die den Hügel auf- und abwärts laufen, als wenn sie im Besitze verschiedener Eigenthümer wären. Die Bäume sind in allen Stadien des Alters und Wachsthums zu sehen und in keiner sehr guten Ordnung gehalten; unverkennbar sind sie jedoch in Reihen angepflanzt worden und scheinen systematisch zu Zimmer- und

*) Siehe unter den Illustrationen die achte Tafel des zweiten Bandes. Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß in dem ganzen Werke stets englische Meilen (5 = 1 deutsche) gemeint sind.

Brennholz niedergeschlagen zu werden. Es mag hier bemerkt werden, daß diese Pflanzungen einen großen Theil der Arbeitskraft in Anspruch nehmen müssen, um das Bau- und Brennholz zu fällen, zuzuhauen und weiter zu transportiren, um die Bedürfnisse der zahlreichen Städte, Flecken und Dörfer des Landes zu befriedigen. Der Bedarf des Zimmerholzes ist sehr stark, da die große Mehrzahl der Häuser aus Holz erbaut ist. Die Einwohner behaupten, sie wären wohl im Stande, ihre Häuser aus Stein zu erbauen, wenn sie es wünschten, allein sie zögen das Holz vor, da es bei den Erdbeben sicherer sei, welche ihr Land so häufig treffen. Die erstere Behauptung ist auch ohne Zweifel wahr, wie man aus den schönen Mauerwerkarbeiten, welche wir gesehen, schließen kann. Dicht bei Simoda bemerkten wir ausgedehnte Steinbrüche, in denen noch kürzlich gearbeitet worden sein mußte, oder vielleicht noch gearbeitet wurde. Die Steine scheinen nur zu Fundamenten, Pfeilern u. dgl. verwendet zu werden.

Wo die Abhänge nicht mit Waldungen besetzt waren, hatte man sie meistens mit einem hohen, groben und harten Grase (Arundo) besäet, das während des Winters geschnitten und sorgsam in Bündel zusammengebunden wurde. Es würde kein Thier im Stande sein, dasselbe zu verzehren, allein es ist nichtsdestoweniger von großem Werthe, da es zum Dachdecken benützt wird. Es ist ein nicht unbedeutender Geschäftszweig, die Städte mit diesem Artikel zu versehen. Viele Häuser sind zwar auch mit Ziegeln, und zwar mit sehr schönen, allein die größte Mehrzahl ist mit jenem Heu gedeckt. Es würde auch schwer sein, ein besseres Material dafür zu finden, und die Arbeit wird auf sehr saubere Weise ausgeführt.

Auf den übrigen Abhängen kann man weite Flächen voll hellgelber Blumen sehen. Es sind die Blüthen einer Art von Rübe oder Kohl, und an der Wurzel befindet sich entweder gar keine Knolle, oder doch nur eine sehr kleine. Auch in fruchtbarerem

Lande werden zuweilen kleine Flecke damit bebaut. Diese Pflanze wird wegen des Oeles gezogen, welches man aus den Samenkörnern preßt und in Lampen brennt. Die Japanesen haben zwar Lichter, allein von geringer Güte und in unzureichender Menge; da sie aber in Folge ihrer eigenthümlichen Gebräuche viel Licht bedürfen, so ist ihnen diese Pflanze von großer Wichtigkeit, und zwar in solchem Grade, daß, als sie aufgefordert wurden, die Spitzen derselben als ein Gemüse für das Geschwader zu liefern, sie es mit der größten Entschiedenheit ablehnten und sich darauf stützten, von welcher Wichtigkeit die Pflanze für sie selbst sei.

Unglücklicher Weise war ich nicht im Stande, über die Hochländer, die sich hinter den Hügelkämmen ausdehnten, Beobachtungen anzustellen; allein diejenigen, welche hingegangen sind, haben mir erzählt, daß sie dort ebenfalls Felder mit Rüben oder Kohl und auch Weizenfelder gefunden hätten. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die Felder in Japan von denen in Amerika sehr verschieden sind. Sie haben eine Ausdehnung, die zwischen einem halben Morgen und mehreren hundert Morgen wechselt; die letzteren bestehen jedoch aus einer Anzahl der ersteren, welche neben einander liegen. Jeder Arbeiter, oder jede Familie scheint eine kleine Abtheilung zu haben, die von der angrenzenden nur durch eine Furche, oder selbst nur durch eine gedachte Linie, von einer Landmarke zur andern, getrennt ist. Diese Abtheilungen sind sämmtlich sehr klein, indem sie dem Anschein nach nur einen halben bis einen oder zwei Morgen umfassen.

Während das Klima in der Nähe des Wassers so mild und die Vegetation so vorgeschritten war, bedeckte die Bergkette über dem Hochlande droben tiefer Schnee, der von Zeit zu Zeit fast bis nach der Bai herunterkam, dort aber sehr schnell wegschmolz.

Ich hatte nur einmal Gelegenheit, bei einem der Dörfer an der Bai zu landen, und zwar in der Nähe des Gebäudes, in welchem die Unterhandlungen geführt wurden, zu Yoku Hama, ungefähr

zehn Meilen südlich von Yedo. Der Boden bestand aus guter schwarzer Fruchterde, mit etwas Thon und Kies gemischt; er war in hohem Grade urbar gemacht und besonders mit Getreidearten, sowie auch etwas Kohl, oder Rüben und anderen Gemüsen bebaut. Der junge Weizen war hier üppiger und gedieh besser, als ich es nur irgendwo, oder überhaupt jemals gesehen habe. Er war gleich den anderen Saaten in Rillen gesäet; die Entfernung zwischen den Reihen betrug gegen zwölf Zoll. Er war erst vor kurzem mit Hauen oder Rechen bearbeitet worden, obgleich ich in dem Lande keine Rechen sah; ebenso war er allem Anscheine nach erst kürzlich mit flüssigem Dünger versehen worden. Das Erdreich war leicht, gut pulverisirt und in kleinen Hügeln gegen die Pflanzen heraufgezogen. Wie bereits erwähnt, standen die Pflanzen im üppigsten, kräftigsten Wachsthum. Dieses Feld mit Weizen (und Kohl) war das einzige in Japan, das ich auf solche Weise bebaut sah. Der flüssige Dünger ist für die Vertheilung sehr bequem gelegen, indem er in Fässern oder Gruben aufbewahrt wird, welche in angemessenen Zwischenräumen an den Seiten der Fußwege oder Straßen eingegraben sind. Dieselben sind von mäßigem Umfange und bedeutender Tiefe, und sind mit leichten Strohdächern bedeckt, welche die größte Hitze abhalten und die allzu starke Ausdünstung verhüten.

Bei unserer Ankunft in Simoda im April, wo ich die Mehrzahl meiner Beobachtungen machte, näherte sich der Weizen und die Gerste der Reife, und bei unserer Rückkehr von Hakotade hierher, im Juni, wurde Beides gesammelt oder geerntet. Diese Saaten werden entweder auf ebenen Flächen, oder auf schmalen, vier bis sechs Fuß breiten Beeten, um dem Boden die entsprechende Feuchtigkeit zu gewähren, in Rillen gepflanzt. Wenn sie auf Beeten stehen, scheinen die Rillen stets querüber, anstatt der Länge nach zu gehen. Außer den Ländereien in den Gründen, die sämmtlich mit diesen Getreidearten besetzt sind, sahen wir zahlreiche Abtheilungen, oder Terrassen, auf den Abhängen der Hügel, deren Spitzen

mitunter ebenfalls damit bebaut waren. An den letzteren Stellen ist der Boden rothes, aber elendes Thonland, und die Saaten stehen dünn; sie werden nicht über sechs bis zehn Scheffel auf den Morgen tragen. Selbst in den Ebenen ist der Ertrag nicht groß, da er im Durchschnitt die Zahl von fünfzehn Scheffeln nicht überschreitet. Was den Anbau der Gerste betrifft, so war ich nicht im Stande, denselben so genau zu beurtheilen. Der Weizen ist in zweierlei Sorten vorhanden, der gegrannten und der ungegrannten, doch beide Sorten sind roth. Die Gerste hat ebenfalls wenigstens zwei Abarten — eine mit sehr kurzer, aber dicker Aehre (dickköpfig) und mit kurzen Grannen, die andere mit langer, ziemlich schlanker Aehre und langen Grannen. Ich bemerkte Hafer, jedoch nicht als Saat; er war zufällig hier und dort aufgeschossen.

Die Ernte scheint keine Zeit der ungewöhnlichen Aufregung oder Freude für die Einwohner zu sein; jeder Eigenthümer besitzt nur eine so kleine Landstrecke, daß er mit Leichtigkeit im Stande ist, sie in kurzer Zeit selbst zu besorgen. Sicheln oder Sensen giebt es nicht, man müßte denn eine kleine Klinge mit einem Griff von einem Fuß Länge als eine Miniatursichel betrachten. Dies Instrument gleicht fast einem Dornenhaken, und das Korn wird damit dicht am Boden geschnitten, ohne daß die geringste Stoppel stehen bleibt. Diese Arbeit verrichten Männer, die das Getreide in Bündel zusammenbinden und nach der Hausstätte, oder nach einem passenden Fleck auf dem Felde tragen, der zum Dreschen hergerichtet ist. Ich sah dieses Verfahren nur einmal und kann daher nicht verbürgen, daß es allgemein ist. Auf dem Abhange eines Hügels war in den festen, aber leicht zu bearbeitenden Felsen eine Höhlung von ungefähr 7 Fuß Länge, 10 Fuß Breite und zwischen 5 bis 6 Fuß Tiefe gemacht worden. Dieser Raum öffnete sich auf der Oberfläche des Hügels durch eine Thür in einer Angel und war mit einem Strohdache bedeckt. Am inneren Ende stand ein schwerer hölzerner Balken, der auf Stützen ruhte und

eine kurze Spanne von der Wand entfernt war. Eine junge Frau schlug die Weizengarben auf oder über diesen Balken, und auf diese Weise wurde das Korn vom Stroh geschieden; eine andere Frau brachte die Garben herein und trug das Stroh hinaus. Hier waren die Arbeitenden vor der Sonne, und das Getreide vor Regen geschützt.

So einfach und ursprünglich dies Verfahren beim Dreschen, ebenso ist die Art, wie das Getreide geworfelt wird. Von den Schiffen aus gewahrten wir viele Leute, besonders Frauen, welche das Getreide an der Küste worfelten, indem sie es aus Körben, die sie über ihren Köpfen hielten, schüttelten, und die Spreu von dem Seewinde landeinwärts treiben ließen. Auch kleine Fächermühlen wurden gesehen, auf die wir sogleich zurückkommen werden. Man glaubt, daß es noch andere Weisen giebt, um das Korn vom Stroh zu trennen, allein ich sah keine diesem Zweck entsprechende Maschinerie in Thätigkeit. Zu verwundern wäre es übrigens, wenn es nichts unserem Dreschflegel Aehnliches gäbe.

Die Gerste wird durch Stampfen oder Mörser, die entweder mit der Hand, oder durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden, sowie auch in Mühlen zermalmt. Die Handmaschine gleicht der Maispudding-Stampfe unserer eingeborenen Indianer, nur ist der Stößel im rechten Winkel an dem Griffe angebracht, anstatt eine gerade Linie damit zu bilden. Die Wassermaschine ist ein Schlaghammer, gleich der Vorrichtung, deren man sich in unserem Lande bedient, um Korn 2c. zum Viehfutter zu zerstoßen. In einem Schuppen, nahe bei einem kleinen Flusse, ruht ein Balken auf Zapfenlöchern, die ziemlich in der Mitte angebracht sind, mit einem Stößel, der in einem Mörser arbeitet, an dem einen Ende, während das andere Ende in Form eines Löffels ausgehöhlt ist. Da das Wasser über dieses Ende fließt, fällt dasselbe so weit herab, bis das Wasser wegrinnt, worauf der Stößel schwer in den Mörser

hinabfällt, und diese wechselnde Bewegung unterhält ein fortwährendes Zerstampfen.

Die Mühlen befinden sich in kleinen Häusern, in denen entsprechende Abtheilungen angebracht sind. Die Maschinerie ist einfach und wird von einem großen Untergetriebe bewegt, dessen Achse sich in dem Hause ausdehnt; auf derselben sind eine Anzahl Hebel angebracht, die, wenn sich die Achse dreht, mehrere Stößel emporheben, indem sie in die daran befindlichen Erhöhungen eingreifen; wenn die Stößel herabfallen, stoßen sie das Getreide, indem sie ganz wie unsere alten Oelmühlen arbeiten. Von Zeit zu Zeit, wie das Zermalmen vorschreitet, wird ein Stößel außer Thätigkeit gesetzt, und das Getreide wird aus den Mörsern genommen, um durch eine kleine Fächer- oder Schwingmaschine zu gehen. Hierauf wird es wieder in den Mörser geworfen, und dies Verfahren so oft wiederholt, bis es ganz gesäubert ist. Der Fächer ist sehr klein, nicht über achtzehn Zoll, höchstens zwei Fuß lang, ebenso hoch und ungefähr sechs bis neun Zoll breit. Die Gerste wird sauber gereinigt und fällt in einen Sack auf der einen Seite der Maschine.

Unsere Expedition nahm einige der besten modernen Weizenfächer als Geschenke mit, allein ich glaube, es ist Thatsache, daß wir dieselben ursprünglich dem Osten, und ganz besonders den Chinesen verdanken. Welch ein Zeitraum und welcher Fortschritt zwischen der ursprünglichen und der entwickelten Kenntniß und Benutzung dieses Geräthes! Wir hatten auch eine verbesserte Egrenirmaschine mitgeführt, fanden jedoch, daß bereits derartige einheimische Geräthschaften benutzt wurden. Diese arbeiteten, wie ich von Augenzeugen vernommen habe, mit glatten Cylindern, und während die Baumwolle zwischen ihnen durchgezogen wurde, fielen die Samenkörner auf der einen Seite heraus, und der Stapel kam ungebrochen zum Vorschein. Eine ähnliche Maschine kann auch in unserem Lande versucht worden sein.

Es giebt mehrere Mühlen der obenerwähnten Art in der Umgegend von Simoda, und als das Geschwader dort anlangte, war man im Begriff eine sehr große zu erbauen, deren Grund bereits gegraben war. Allein unser Vertrag übte einen so störenden Einfluß, daß man das Gerüst schnell abbrach und den Grund ausfüllte.

Der Reis wird auf die nämliche Weise gehülst, wie die Gerste. Derselbe wird in vielen Abarten gebaut, die in allen Schattirungen ihrer Farbe zu finden sind, vom hellen Gelb zu Roth und Braun, ja bis zum Schwarz oder tiefen Purpurroth. Bei einem Spaziergange von einer halben Meile habe ich gegen Ende September Proben von zehn bis fünfzehn, oder noch mehr Schattirungen gesammelt; dieselben wachsen jede für sich, von einer und derselben Farbe, auf gesonderten Abtheilungen, ohne untermischt zu sein, was auf entschiedene Abarten deutet. Ein anderer Unterschied des Reises liegt darin, daß er gegrannt und ungegrannt ist, und dies ohne Rücksicht auf die Farbe, da beide Sorten in allen Schattirungen zu existiren scheinen. Ob die von der äußeren Decke abhängige Farbenverschiedenheit auch auf eine Verschiedenheit des darin enthaltenen Kornes hindeutet, vermag ich nicht zu bestimmen. Es waren zwei Arten von zubereitetem Reis zum Verkaufe ausgestellt; — die eine war weiß, wie bei uns, die andere dagegen röthlich oder bräunlich, was anscheinend von einem Samengehäuse oder Häutchen herrührte, welches nach der Entfernung der Hülse auf dem Korn geblieben war. Wir bemerkten an der ersten Sorte keine besondere Eigenthümlichkeit des Geschmackes, wohingegen die zweite ganz anders schmeckte, als irgend etwas, das wir zuvor genossen. Nach dem Kochen war der Reis etwas klebrig, obgleich nicht steif geworden, und im Geschmack verglichen ihn Einige mit Hafergrütze, Andere mit Gerste, und Viele zogen ihn der ersteren Sorte vor. Es schien mir, als müßte er nahrhafter sein, als anderer Reis, aber es ist wohl möglich, daß aller

Reis die obgenannten Eigenschaften haben würde, wenn man ihn auf dieselbe Weise zubereitete, nämlich das vorerwähnte Häutchen darauf ließe.

Was die Art seines Anbaus anbelangt, so bleibt nach den über Lew-Chew und China berichteten Einzelheiten wenig davon zu sagen übrig. Die Benutzung der Bewässerung, sowie das Planiren des Erdbodens, das Oeffnen der Gräben, um dem Wasser nach allen Theilen der Fläche Zugang zu verschaffen, das Verpflanzen von den Saatbeeten 2c., alles dies ist sich ziemlich gleich. Gelegentlich wird er auf den Saatbeeten mit der Hand ausgestreut, während dieselben mit niederem Wasser bedeckt sind, und man kann durch dasselbe die Samenkörner auf dem Erdreich liegen sehen. Wenn die Pflanzen ausgezogen sind, werden sie durch die Kanäle nach den Verpflanzungsorten geschwemmt. Um das Land hierzu vorzubereiten, wird ein Pflug benutzt, dessen Bauart hier erwähnt werden mag. Ein breites Stück Holz wird sehr schräg auf eine Deichsel, die zum Ziehen bestimmt ist, eingezapft, so daß es gehörig unter der Deichsel hervorsteht. Dieses Stück Holz ist auf der einen Seite zu einer langen Schräge ausgehöhlt, und die Spitze mit Eisen beschlagen wie eine Pflugschar. Der Pflug wird von einem ausgewachsenen Ochsen, oder einem Pferde gezogen, das von einem Manne getrieben wird, während ein anderer die Handhabe des Pfluges führt. In leichtem, nassem Boden (und wir sahen ihn nur in solchem) pflügt er ziemlich gut, indem er die Erde sehr gut umwühlt, aber freilich nur eine flache Furche zieht.

In festem Thonboden, der nicht bewässert werden kann, sowie auf terrassenförmigen Landstücken, scheint man sich der Haue zu bedienen, um den Boden aufzulockern. Die Hauen werden hauptsächlich von hartem Holz gemacht, und die Schneide, sowie die Seiten sind mit Eisen eingefaßt. Nach dieser Sparsamkeit in der Verwendung möchte es scheinen, daß das Eisen ein ziemlich seltener Artikel ist. Nach dem Pflügen wird Wasser zugelassen,

und wenn das Land damit gesättigt ist, wird es kreuz und quer geeggt, bis es vollständig aufgelöst ist. Dies geschieht vermittelst einer kleinen Egge mit einer Reihe langer Zähne, die eigentlich nichts Anderes ist, als ein großer Rechen ohne Griff; es befinden sich an derselben zwei aufrechtstehende Hölzer mit einem Querholz und das Ganze wird von einem Ochsen an Strängen (nicht Ketten) gezogen, welche an jedem Ende des Hauptstückes befestigt sind. Dieses ganze Geräth kann man von einem Manne auf den Schultern tragen sehen, gleich den in Stein gehauenen Bildern der ägyptischen Gottheit (Osiris); der Pflug dagegen ist zu solchem Transport zu schwer.

Unmittelbar darauf folgt ein höchst eigenthümliches, in der That einziges Verfahren. Grobes Gras, Unkraut ꝛc. wird entweder von Männern, oder durch Ochsen von den angrenzenden Höhen herbeigeschafft; im letzteren Falle wird die Last zu beiden Seiten in hölzernen Haken, welche die Stelle der Körbe vertreten, in solcher Masse angebracht, daß das kleine Thier fast ganz versteckt ist. Dieses Material wird nun gleichmäßig und dicht über die Oberfläche des vorbereiteten Landes ausgestreut, das, wie man sich erinnern wird, noch immer aus Erde und Wasser besteht und eine Art von Brei bildet. Hierauf geht ein Mann, an dessen Füßen breite, lange Holzstücke befestigt sind, auf der einen Seite in dieses Muß hinein. Diese Holzstücke sind durchbrochen, damit das Wasser und der Schlamm hindurch können; ohne diesen Umstand wären sie den Schneeschuhen der Canadier zu vergleichen. Der Mann geht nun mit kurzen Schritten von einem Ende des Feldes zum andern, wobei er den Schlamm fest niedertritt und so das ausgestreute Gras dem Blicke entzieht. Beim Zurückgehen setzt er den inneren Rand des Fußes dahin, wo vorher der äußere gestanden hat, und so fort, bis das Ganze gethan ist; auf diese Weise wird jede Stelle zweimal niedergepreßt. Nun ist das Land zum Anpflanzen fertig; aber ob dies augenblicklich geschieht,

oder aufgeschoben wird, bis die Fäulniß beginnt, kann ich nicht angeben, wiewohl ich das Letztere vermuthe.

Bohnen hatten die Japanesen in verschiedenen Sorten, als weiße und schwarze, Laufbohnen und Stock- oder Brechbohnen; die schwarzäugige, oder Kuherbse, und eine eigenthümliche Bohne mit haariger Schale, die auf einem gerankten Stengel wächst, gewöhnlich die japanische Erbse genannt; auch giebt es eine sehr kleine Sorte, nicht viel größer, als eine Linse. Aus einer dieser Abarten wird die berühmte Soya bereitet, eine gegohrene Würze, die zu verschiedenen Gerichten benutzt wird.

Knollen der ächten Kartoffel (solanum tuberosum) wurden zu Hakotade gesehen, und in der Nähe von Simoda gewahrten wir auch ein kleines Stück Feld, das damit bepflanzt war; ebenso stand eine kleine Abtheilung davon inmitten eines Orangenhaines, und zwar in voller Blüthe. Nach dem Pflanzen schien kein Feldbau angewendet worden zu sein, da die ganze Oberfläche mit einer dicken Kruste von faserartigem Stoffe, oder mit anderen Worten mit verfaultem Dünger bedeckt war.

Einige junge Pflanzen von türkischem Weizen (maize) wurden ebenfalls bemerkt, wenigstens hielten wir sie dafür, da sie sich wesentlich von junger Hirse (sorghum) unterschieden und nach meiner Beschreibung des Kornes von den Dolmetschern auch als solche bezeichnet wurden. Der Mais war nicht in sehr großem Umfange angebaut, sondern schien mehr als ein Gemüse betrachtet zu werden. Ich bemühte mich, mir einige Kolben, oder wenigstens nur einige Körner zu verschaffen, allein es gelang mir nicht. Hier will ich einer charakteristischen Thatsache Erwähnung thun. Wenn ich irgend etwas vorzugsweise gern zu erhalten wünschte, schien man stets entschlossen zu sein, daß ich es nicht erhalten sollte. Als Beweis dafür diente mein vergebliches Verlangen nach Mais, sowie nach kleinen Kampherpflanzen, jungen Weinreben und einigen anderen Gegenständen. Von den Kampherbäumen hieß es anfangs,

daß dieselben nicht weit von Simoda in reichlicher Anzahl vorhanden und leicht zu verschaffen wären, und von den Weinreben waren vermuthlich ebenfalls viele bei der Hand; zuletzt schien es aber, als ob jene gar nicht zu haben wären, und diese sollten viele Meilen entfernt, am Fuße des Fusi-yama wachsen.

Diese Traube würde eine wichtige und wünschenswerthe Erwerbung für unser Land sein. Als Speisetraube ist sie an Zartheit und Wohlgeschmack unseren einheimischen Trauben, selbst die veredelte Isabella und Catawba, denen sie an Größe gleichkommt, nicht ausgenommen, bei weitem vorzuziehen. Obgleich sie indessen diese Weinsorten übertrifft, ist sie doch den feineren europäischen Abarten untergeordnet; dahingegen ist sie ohne Zweifel für unser Land weit besser geeignet als jene, da sie in einem ähnlich gelegenen Lande, auf der östlichen Seite eines umfangreichen Festlandes heimisch ist und ein Klima verträgt, welches dem unsrigen durch die großen Wechsel der Temperatur ungefähr gleichkommt. Es wurde etwas Samen aufbewahrt und ein Theil davon in San Francisco und Valparaiso zurückgelassen. Die Stiele der Trauben, welche wir sahen, waren vertrocknet und runzelig; vermuthlich waren sie, wie man uns berichtete, am Fuße des Berges gewachsen.

Außer den weiter oben bereits besprochenen Gemüsen könnten noch verschiedene andere erwähnt werden, allein außer denjenigen, die bereits in dem Bericht über Lew-Chew genannt wurden, erinnere ich mich keiner besonders interessanten Sorte, jenen für Japan so wichtigen Nahrungsartikel, die Batate, ausgenommen.

Weder Baumwolle, noch Zuckerrohr wurde auf den Feldern wahrgenommen. Außer Trauben bestand das Obst aus Citronen, Orangen (Mandarinorangen), kleinen, unbedeutenden Aepfeln, großen, aber wässerigen und unschmackhaften Birnen, sowie Pfirsichen, Pflaumen und Aprikosen, von welchen letzteren Obstgattungen wir jedoch keine reifen Früchte sahen. Es scheint in der That, als verbrauchten die Chinesen sie unreif, indem sie dieselben entweder

schmoren, oder einlegen, oder mit Zucker einsetzen. Auch Feigen sind vorhanden, allein die Früchte des Baumes, den ich sah, waren noch nicht ganz reif. Golownin erwähnt auch Himbeeren, und Thunberg zählt deren drei oder vier Sorten auf; man hält sie jedoch für ungesund, oder sagte dies wenigstens dem Erstgenannten, indem man ihn abhielt, sie zu essen. Es giebt Pflanzschulen für Kirschbäume und vermuthlich eben solche Pflanzungen; ob dieselben wegen des Obstes, oder als Feuerungsmaterial, oder wegen des leichten, zu lakirten Waaren vorzüglich geeigneten Holzes gepflegt werden, müssen wir unentschieden lassen.

Zahlreiche junge Baumstämme (dem Trompetenbaume einigermaßen ähnlich) wurden besonders gepflegt; zu welchem Zwecke, ist mir unbekannt. Die große Menge kleiner Maulbeerbäume in Hecken und Baumschulen hatte jedoch einen sichtlichen und wichtigen Zweck. Der Nutzen, den sie durch die Ernährung der Seidenwürmer gewähren, ist jedenfalls sehr beträchtlich, und wir sahen das Verfahren des Abhaspelns der Seide von den Cocons. Einen ebenso großen, wo nicht umfassenderen Nutzen ziehen die Bewohner aus der ausgedehnten, ungemein großartigen Manufactur von Papier verschiedener Sorten und Qualitäten, welches aus der inneren Rinde dieses Baumes bereitet wird. Das Papier besitzt jeden Grad der Feinheit, von einer starken, festen, harten Sorte, bis zu einem zarten, seidenartigen Gewebe. Ein großer Theil dieser feinen, spitzenähnlichen Sorte wird mit Figuren gepreßt, und auf manchen sieht man sogar farbige Bildchen. Da die Männer grobes Papier als Taschentücher gebrauchen, so kamen wir auf die Vermuthung, diese feine, zarte Sorte wäre zu Damentaschentüchern bestimmt. Ich habe jedoch Grund zu glauben, daß ihre eigentliche Bestimmung darin besteht, zu Lichtschirmen verwendet zu werden, indem man sie auf hölzerne Rahmen klebt; dieselben sind ebenso nutzbar, wie die Glasschirme für Lichter in heißen Ländern. Ein festeres Papier wird bei dem Baue jedes Hauses verwendet. Es

wird auf große, leichte, fensterartige Rahmen gespannt, die in Fugen geschoben werden, von der Decke bis zum Boden herabgehen und auf kleinen Rädern von Porzellan in den Fugen entlanggleiten. In vielen Häusern bestehen die meisten Scheidewände aus derartigen Rahmen, und dadurch, daß sie weiter oder enger gerückt werden, kann man die Gemächer nach Belieben vergrößern oder verkleinern. Wenn sie die Außenwände bilden, so vertreten sie die Stelle der Fenster und werden durch die in Form einer Halle vorspringenden Dächer vor dem Regen geschützt. In der Nacht werden hölzerne Läden gegen die Wand gestellt, und das Haus ist verschlossen. Alles dieses Papier ist merkwürdig dauerhaft und so fest, daß es, wenn man es in schmale Streifen schneidet und rollt, gute Schnüre abgiebt.

Vor wenigen Jahren wurde in den Vereinigten Staaten über die Mangelhaftigkeit des Materials zur Papiermanufactur große Klage geführt. Nach dem reichlichen Vorrath und der Wohlfeilheit des Papiers in Japan zu urtheilen, würde der Maulbeerbaum auch für uns eine reiche Hülfsquelle sein, und sollte der morus multicaulis demselben Zwecke entsprechen, so könnte leicht ein neues Fieber zu seinen Gunsten entstehen und dies Mal kein Humbug sein.

Die Theepflanze wächst auch in dieser Gegend, und wir sahen die Blätter in dem Processe des Trocknens und Zubereitens. Wahrscheinlich gehörten sie einer untergeordneten Sorte an.

Man sagt, die Japanesen besäßen eine große Geschicklichkeit in dem Verzwergen von Obstbäumen, und wenn wir auch keine der in Büchern beschriebenen, feenhaften Miniaturbäume bemerkten, sahen wir doch einen Birnenbaum von zwölf bis achtzehn Zoll Höhe, der mit Früchten beladen war. In den kleinen, abgeschiedenen Thälern von Simoda hatten wir nicht das Glück, ihre Geschicklichkeit in diesem Fache zu bewundern; ebenso wenig vermochten wir den Umfang und die Verhältnisse ihres Ackerbaues weiter zu

beurtheilen, als nach einer kleinen Probe, gleich der Zehe des Herkules — ex pede Herculem. Ihren bildlichen Darstellungen nach zu schließen, beschneiden sie Pflaumenbäume ꝛc. sehr dicht. Man möchte die Genauigkeit ihrer Zeichnungen wegen des übertriebenen, unnatürlichen Aussehens der Bäume, welche man auf ihren Gemälden sieht, bezweifeln, allein wir hatten ja die lebenden Originale vor uns. Sie waren auf künstliche Weise verrenkt und in ihrer natürlichen Entwickelung gehindert worden; an einigen waren die Aeste auf wunderbare Art ausgeschnitten und bildeten malerische, aber naturwidrige Formen, an anderen hatte man die niedrigeren Zweige, ja sogar den Hauptstamm in horizontaler Richtung geführt und durch geeignete Mittel in dieser gezwungenen Lage erhalten, während hie und da ein belaubter Ast übrig geblieben, der übrige Stamm aber gänzlich kahl war.

Diese belaubten Zweige werden in Rollen oder Kreise gewunden und durch Haken gehalten, die, je nachdem der zunehmende Wachsthum es erfordert, durch größere ersetzt werden. Derartige Bäume haben lange, plumpe Arme, mit seltsamen, vereinzelten Büscheln Laubwerk, und es scheint das Zeichen eines verdorbenen Geschmackes zu sein, wenn man dieselben bewundert — und dennoch haben sowohl Europäer, als Amerikaner immergrüne Gewächse in noch phantastischere Formen gepreßt und geschnitten.

Es fanden sich hier auch zwei Arten Gesträuche von frischem Wachsthum vor, die sich zu Zierhecken oder einzelnen Gruppen in der Nähe eines Hauses bewunderungswürdig eignen würden. Sie haben ein anmuthiges Ansehen und sind im wahren Sinne des Wortes mit einem Teppich weißer Blüthen, gleich denen des weißen Hollunders, nur noch zarter als diese, überkleidet. Eine wilde Rose (die wohlriechende Feldrose von Virginien), die zwar eine kleinere Blüthe, aber ganz den herrlichen Duft derselben hat, findet sich ebenfalls vor. Jedoch diese Bemerkungen greifen in das Bereich des Botanikers ein. Es sei mir nur noch erlaubt, der

schönen Kirschbäume ꝛc. mit gefüllten Blüthen in Hakotade, sowie eines merkwürdigen, Zapfen tragenden Baumes in den Tempelvorhöfen derselben Stadt Erwähnung zu thun. Derselbe hat kurzes, weiches und ungemein volles Laub, das jeden Zweig wie mit einer dicken Franse vom tiefsten Grün umwindet. Der Zapfen ist sehr klein und rund; leider konnten wir uns keinen Samen davon verschaffen. Diese Bäume waren nur in sehr geringer Anzahl vorhanden, und es stieg der Gedanke in uns auf, daß dieselben durch die Russen, unter Golownin, von Kamtschatka hierher gebracht worden seien.

Es giebt in dieser Stadt viele Vorrathshäuser, die nicht allein zur sicheren Aufbewahrung anderer Güter, sondern auch des Reises und ähnlicher Landesproducte dienen, also zum Theil Kornspeicher sind. Sie sind auffallend gut gebaut und sehr schön abgeputzt, so daß sie so hart und fast ebenso glatt aussehen, als unsere aus Stuck gefertigten harten Wände. Obgleich nur ein Stockwerk hoch, sind diese Häuser doch groß und bequem, indem sie eine Länge von fünfzig und eine Breite von fünfundzwanzig Fuß haben, und die Mauern zwei bis drei Fuß stark sind. Das Material, aus welchem sie erbaut sind, ist unbestimmt, da sie fast ganz mit Stuck, oder Gypsmörtel bedeckt sind, allein vermuthlich ist es Stein, Ziegel oder sonst eine derartige Masse. Sie sind feuerfest, da sie Decken von demselben Material haben, wie die Wände, und werden durch leichte Dächer vor dem Wetter geschützt.

In Hakotade wurden viele Pferde gesehen, welche in der Stadt aus- und eingingen und als Packpferde gebraucht wurden. Sie schienen hauptsächlich Holz, Steinkohlen und getrocknete Fische zur Versendung zu bringen, und auf dem Rückwege trugen sie Manufacturwaaren und Nahrungsmittel, die von den südlichen Inseln importirt worden waren. In der That, man möchte die ganze Insel Yesso für eine Masse von Gebirgen und für die Cultur unzugänglich halten, was auch mit sehr beschränkten Ausnahmen der

Fall war, so weit das Auge von dem Schiffe aus reichen konnte. Selbst die Pferde schienen schlecht gefüttert und gehalten zu sein; sie waren klein, jedoch nicht in einem auffallenden Grade. Diejenigen, welche wir in der Nähe von Yedo und Simoda sahen, waren besser gehalten, und obgleich nicht groß gebaut, doch stärker und wohlgenährter.

Als Unterkommen für Pferde und Ochsen giebt es viele Ställe, die sämmtlich nach einem gleichförmigen Plane erbaut sind, als ob es nach einer gerichtlichen Verordnung geschehen wäre. Sie bilden ein Rechteck von dreißig und zwölf Fuß und sind in drei gleiche Behältnisse eingetheilt, mit einem Boden, der darüber hinläuft. An Sauberkeit und guter Bauart übertreffen sie viele Häuser. An einem Ende befindet sich ein Raum für Vorräthe rc.; am anderen Ende ein Ort zum Aufbewahren und Mischen des Düngers, und die mittlere Abtheilung dient als Viehstall. Nach dieser gleichmäßigen Vertheilung des Raumes und Obdaches zwischen Vorräthen, Thieren und Dünger kann man sich einen Begriff von dem großen Werthe machen, den die Japanesen auf den letzteren legen. Um dies noch deutlicher darzuthun, mag erwähnt werden, daß neben allen Landstraßen und Seitenwegen in der Nähe von Simoda zahlreiche, große Röhren oder Fässer angebracht sind, um den flüssigen Dünger aufzufangen und zu bewahren. Diese vertreten die Stelle der vorerwähnten Gruben, da der Boden hier zu sandig und porös ist, um flüssige Massen darin aufbewahren zu können. Der Duft, welcher aus diesen mit leichten, runden Strohdächern versehenen Behältern aufsteigt, ist zu Zeiten äußerst beleidigend für den Geruchssinn, allein er macht eben keinen Unterschied zu Gunsten der aristokratischen Nasen, und diese müssen ihn in Erwägung der unerläßlichen Nothwendigkeit zur Erzielung der für Alle nöthigen Lebensmittel geduldig ertragen. Wie in China, so scheint man auch hier die Anwendung des Düngers in flüssiger Form vorzuziehen, und wie dort theilt man ihn den jungen

Pflanzen während ihres Wachsthums zu, anstatt ihn zur Vorbereitung für die Saaten mit der Erde zu vermischen. Ich bin überzeugt, daß in dieser Anwendung viel Weisheit und Philosophie liegt, und es würde wohlgethan sein, wenn wir diesem Beispiele folgten, wenn nämlich Mittel und Verwendung nach den nothwendigen ökonomischen Rücksichten zu finden wären.

Ueber die animalische Nahrung, deren sich dieses merkwürdige Volk bedient, kann nicht viel gesagt werden. Sie scheint aus Geflügel und dessen Eiern, und aus Fischen zu bestehen. Um zu zeigen, welche Vorliebe die Bewohner für das Detail haben, mag erwähnt werden, daß sie kleine Fische, von denen mindestens sechs erforderlich sein würden, um die Größe eines kleinen Fingers zu erreichen, fangen, dörren und zum Verkauf bieten. Zu solchen Hülfsmitteln greifen diese wunderlichen Menschen, wiewohl sie Massen schöner und großer Fische haben. Dies beweist auf's deutlichste ihre Entwöhnung und Abneigung, oder wenigstens ihre Geringschätzung gegen jede thierische Nahrung. In Büchern wird uns erzählt, daß sie das Fleisch von Thieren, wie zum Beispiel von Rindvieh, Schweinen ꝛc., wegen ihrer religiösen Ansichten nicht genössen, oder daß sie der Meinung seien, der Ochse dürfe, weil er zu arbeiten hat, nicht geschlachtet, und die Kuh, weil sie die Kälber säugt, nicht gemolken werden. Sei dem nun, wie ihm wolle, Einer wie Alle haben ohne Scheu und herzhaft von allen Fleischspeisen gegessen, die wir ihnen bei unseren Gastmählern vorsetzten, und von denen ihnen das fetteste Schweinefleisch der liebste Leckerbissen zu sein schien.

Die Anzahl der Pferde und des Rindviehs in der Nähe von Simoda schien eine sehr beschränkte zu sein; Schweine und Schafe gab es gar nicht. Wir hatten einige Schafe auf dem Schiffe, und diese waren für die Japanesen Gegenstände der aufmerksamsten Beobachtung, um so mehr, als wir ihnen mittheilten, daß unsere Kleider von der Wolle derselben verfertigt würden. Das Tuch

selbst war den Frauen ein förmliches Zauberwerk, und sie bewunderten das Gewebe, noch mehr aber die bedeutende Breite desselben.

Hätte ich zu Anfang gewußt, daß diese Skizzen ihre gegenwärtige Form annehmen würden, so hätte ich sie würdiger für die Veröffentlichung vorbereitet. So wie sie sind, wurden sie nach Notizen, die ich sofort niedergeschrieben, oder aus der Erinnerung geordnet. Ohne Zweifel finden sich darin manche Irrthümer vor, welche von einseitigen Ansichten und beschränkten Beobachtungen herrühren, allein in der Hauptsache sind sie getreu. Es ist möglich, daß sie trotz ihrer Unvollständigkeit, wenn auch nur durch die Neuheit des Gegenstandes allein, einiges Interesse haben werden.

Ehrfurchtsvoll übergeben

von

Daniel S. Green.

Bericht

über

die medicinische Topographie von Japan.

Von Daniel S. Green, Arzt der V.-St.-Flotte.

V.-St.-Dampfer Mississippi,
Simoda, den 10. Juni 1854.

Sir!

In Folge Ihres Befehles vom 1. d. Mts. statte ich ehrfurchtsvoll folgenden Bericht ab. Er ist nach Beobachtungen zusammengestellt, die sich während der Monate Februar, März und April, sowie eines Theiles der Monate Mai und Juni auf die Bai von Yedo und diesen Ort selbst, sowie während eines Theiles der Monate Mai und Juni auf Hakotade, und auch während eines kurzen Aufenthaltes im Juli vergangenen Jahres auf Yedo erstreckt haben; ebenso habe ich angenommen, von welcher Art der Charakter des Klima's zu anderen Jahreszeiten der Wahrscheinlichkeit nach sein kann.

Der Hafen von Simoda liegt nahe dem S.O.-Winkel der Insel Nipon, auf einer langen Halbinsel, die aus Bergketten besteht,

und ist von hochgelegenen Ländereien umgeben. Zwischen diesen Bergketten liegen zahlreiche Thäler, allein flaches, niedriges Land giebt es nicht, ausgenommen an der Stelle, wo die Stadt erbaut ist, und in einem kleinen Thale, durch welches ein rascher, klarer Fluß strömt. In der Nähe der Küste wird es niemals sehr kalt, da es dort selten Eis oder Schnee giebt, aber die höheren Hügelkämme sind gewiß oft mit dem letzteren bedeckt, sowie es die Gebirge sind, die sich bis nach dem Fusi-yama erstrecken. Regen war weder selten, noch im Uebermaße, und Nebel kommen zuweilen vor. Unter diesen Verhältnissen ist das Klima im Winter und Herbst sehr veränderlich, da die Luft zu Zeiten hell und kalt, oder hell, warm und angenehm ist, und ein plötzlicher Wechsel zu kaltem, rauhem und unangenehmem Wetter eintritt. Der Wechsel der Südwinde vom Meere her und der Winde von den schneebedeckten Bergen herab verursacht natürlich plötzliche Contraste, sowohl in der Temperatur, als auch in der Feuchtigkeit der Atmosphäre, und diese sind geeignet, acute, entzündliche Krankheiten, wie Rheumatismus, Lungensucht 2c., zu verursachen, es sei denn, daß ihnen durch geeignete Vorsichtsmaßregeln vorgebeugt werde.

Im Sommer und Herbst ist es bei stillem Wetter jedenfalls am Tage sehr heiß, allein nach den Umrissen der umliegenden Gegend zu urtheilen, sind Land- und Seebriesen jedenfalls zu erwarten. Im Juli vergangenen Jahres waren die Nächte in der Bai von Yedo kühl, oder vielmehr kalt, und von schwerem Thau begleitet; dasselbe kann vernünftiger Weise von der Stadt selbst ebenfalls angenommen werden. Derartige Nächte mit heißen Tagen können vereinzelte Fälle von Cholera, Durchfall 2c. hervorrufen, allein es liegen anscheinend keine Ursachen zu heftigen epidemischen Uebeln, wie Fieber und rothe Ruhr, vor, da die einzigen Orte, wo sich wahrscheinlicher Weise Miasmen erzeugen könnten, die vorerwähnte niedrig gelegene Stadt und die Thalebene sind. Allein die Stadt scheint sehr reinlich gehalten zu

werden, und das Thal ist sowohl im Winter, als im Sommer mit Pflanzen bebaut, ausgenommen in der kurzen Zeit zwischen der ersten Ernte und der neuen Aussaat, wo das Land von neuem vorbereitet werden muß.

Hakotade liegt mehrere Grade weiter nördlich als Simoda, und ist gleich diesem von Gebirgen umgeben, die zahlreich und hoch, obgleich in einer größeren Entfernung sind. Dieselben waren augenscheinlich am 3. Juni noch mit Schnee bedeckt. Das Klima ist demnach im Winter und Frühling auch viel kälter als in Simoda, und die Nebel sind häufig und dicht. Die Uebergänge der Temperatur und der Feuchtigkeit sind ebenso plötzlich und noch schärfer, und aus diesem Grunde muß es entzündlichen Krankheiten auch mehr ausgesetzt sein. Es läßt sich voraussetzen, daß Sommer und Herbst fast oder ganz denselben Charakter haben und von denselben Uebeln begleitet sind. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß es dort auch keine Veranlassung zu Miasmen giebt, da die Stadt am Fuße und an dem Abhange eines beträchtlichen Berges liegt, welcher durch eine schmale Zunge von Sand mit den angrenzenden Ebenen in Verbindung steht, die sich wiederum bis zu den entfernten Gebirgen hinziehen. Da die Japanesen gewöhnlich alle sumpfigen Stellen und niedrige, ebene Ländereien sorgfältig trocken legen, bebauen und bewässern, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich in diesen Ebenen, obwohl mehrere kleine Flüsse durch dieselben strömen, keine Sümpfe vorfinden; hiervon kann ich jedoch nicht aus eigener Erfahrung sprechen, da ich sie nicht besucht habe.

Im Ganzen genommen halte ich diese Häfen für frei von allen bösartigen Krankheiten und für ganz gesund — da die von der Jahreszeit abhängigen Uebel durch gehörige Vorsichtsmaßregeln in Hinsicht der Kleidung, Nahrung 2c. vermieden werden können. Sie können daher von unseren in China stationirten Kriegsschiffen

mit dem größten Nutzen, und besonders zu derjenigen Jahreszeit, wo Ruhr und Fieber dort herrschen, nämlich im letzten Theile des Sommers und Herbstes, besucht werden. Diese Ansicht hat einzig und allein auf das Klima der Häfen Beziehung. Eine ebenso wichtige Angelegenheit ist die Möglichkeit, sich frische Lebensmittel in genügender Menge zu verschaffen, um die Gesundheit zu erhalten und den Scorbut zu verhüten. Dieses Uebel soll nach Golownin's Angabe in Matsmai oder Yesso sehr gewöhnlich sein. Dies ist auch nichts Merkwürdiges, da der Scorbut, wenngleich kein Uebel, welches geradezu vom Klima abhängt, doch durch Mangel an frischen Lebensmitteln, besonders an Gemüsen und Obst, entsteht, die in Gegenden, wo der Winter so lang und der Raum für Feldbau anscheinend so beschränkt ist, gegen das Frühjahr allerdings etwas knapp sein können. Schiffe, welche in dieser Jahreszeit eine lange Fahrt nach Hakotade beabsichtigen, sollten sich daher bei einem solchen Stand der Dinge mit Lebensmitteln versehen; in Simoda jedoch steht ein solcher Mangel kaum zu erwarten.

Das mineralische Wasser bei Hakotade, wie es zwischen den Felsspalten hervorquillt, ist, wie es den Sinnen wahrnehmbar wird, bedeutend mit Schwefelwasserstoffgas versetzt; bei der Berührung erscheint es warm, und wenn man es trinkt, so setzt es sich leicht auf den Magen. Gas und Geruch verlieren sich, sobald es auch nur eine kurze Zeit aufbewahrt wird. Es enthält Chlorid von Sodium und wahrscheinlich etwas mineralisches, schwefelsaures Salz, oder Sulphurat. Seine medicinische Wirkung ist etwas urintreibend und sehr leicht abführend, und würde wahrscheinlich bei manchen Hautkrankheiten und bei chronischen Uebeln, wo die Absonderungen in Unordnung, oder unterdrückt sind, sehr wohlthätig sein. Seine Nützlichkeit bei erstgenannten Krankheiten kann auch daraus geschlossen werden, daß einige Eingeborene an der Quelle durch Zeichen zu verstehen gaben, wie das Wasser zwar

zum Trinken nicht gut, wohl aber zum Baden und Waschen vortrefflich sei, sowie daß auf einem unmittelbar über der Quelle befindlichen Felsen eine kleine Statue errichtet worden ist. Die Wirksamkeit des Wassers würde am größten sein, wenn es sogleich an der Quelle und reichlich gebraucht würde.

Ich habe die Ehre, voll Hochachtung zu sein

D. S. Green, Flottenarzt.

An

Commodore M. C. Perry,

Befehlshaber der V.-St.-Seemacht in Ostindien, China und den japanischen Gewässern.

Hong-kong, den 29. August 1854. — Seit der obenstehende Bericht abgefaßt worden ist, hat mir Dr. C. D. Maxwell, Arzt der V.-St.-Dampffregatte Powhattan, einen tabellarischen Auszug der angestellten Thermometer- und Barometer-Beobachtungen freundlich zugestellt, den ich hiemit folgen lasse. Die Thermometergrade sind nach der Fahrenheit'schen Scala.

Thermometer- und Barometer-Beobachtungen,

angestellt in Japan im Frühling 1854.

Datum.	Therm.	Barom.	Ort.	Datum.	Therm.	Barom.	Ort.
	Grad	Zoll			Grad	Zoll	
Febr. 13.	45	29.90	Yokuhama.	Febr. 27.	47	30.00	Yokuhama.
14.	43	30.00	"	28.	49	29.72	"
15.	43	30.12	"	März 1.	50	29.64	"
16.	48	30.12	"	2.	46	29.75	"
17.	50	29.35	"	3.	45	30.00	"
18.	50	29.70	"	4.	40	30.00	"
19.	50	29.92	"	5.	40	30.00	"
20.	55	29.72	"	6.	50	29.70	"
21.	60	29.70	"	7.	52	29.80	"
22.	51	29.35	"	8.	50	29.95	"
23.	38	29.50	"	9.	50	29.96	"
24.	40	29.80	"	10.	46	29.80	"
25.	45	29.86	"	11	43	30.12	"
26.	45	29.93	"	12.	40	30.25	"
				13.	45	30.08	"

Thermometer- und Barometer-Beobachtungen,

angestellt in Japan im Frühling 1854.

Datum.		Therm.	Barom.	Ort.	Datum.		Therm.	Barom.	Ort.
		Grad	Zoll				Grad	Zoll	
März	14.	53	39.74	Yokuhama.	Mai	1.	58	29.99	Simoda.
	15.	52	30.05	„		2.	65	30.00	„
	16.	45	29.85	„		3.	62	29.80	„
	17.	45	29.73	„		4.	63	29.41	„
	18.	46	29.87	„		5.	66	29.73	„
	19.	47	30.13	„		6.	65	29.77	„
	20.	58	30.06	„		7.	70	29.83	„
	21.	62	30.03	„		8.	68	29.98	„
	22.	57	29.99	„		9.	71	29.88	„
	23.	50	30.05	„		10.	72	29.68	„
	24.	49	29.90	„		11.	65	29.75	„
	25.	50	29.95	„		12.	71	29.75	„
	26.	52	29.45	„		13.	70	29.80	„
	27.	50	29.77	„		18.	56	29.75	Hakotade.
	28.	50	29.90	„		19.	57	29.60	„
	29.	48	29.80	„		20.	60	29.85	„
	30.	46	29.95	„		21.	60	29.96	„
	31.	52	29.80	„		22.	62	29.90	„
April	1.	53	29.70	„		23.	66	29.85	„
	2.	54	29.88	„		24.	62	29.68	„
	3.	62	29.78	„		25.	54	29.76	„
	4.	65	29.62	„		26.	51	29.80	„
	5.	53	29.78	„		27.	55	29.68	„
	6.	55	29.95	„		28.	54	29.85	„
	7.	50	29.65	„		29.	55	30.00	„
	8.	55	29.70	„		30.	51	30.05	„
	9.	52	29.85	„		31.	54	30.00	„
	10.	56	29.90	„	Juni	1.	55	29.91	„
	11.	57	29.75	„		2.	56	29.65	„
	12.	58	29.50	„		3.	53	29.45	„
	13.	55	29.90	„		8.	74	29.75	Simoda.
	14.	53	30.00	„		9.	70	29.95	„
	15.	55	30.00	„		10.	70	30.00	„
	16.	60	29.89	„		11.	71	29.88	„
	17.	62	29.91	„		12.	72	29.97	„
	18.	64	29.90	„		13.	73	29.83	„
	19.	62	29.92	Simoda.		14.	75	29.81	„
	20.	61	29.45	„		15.	75	29.82	„
	21.	59	29.44	„		16.	75	29.80	„
	22.	64	29.70	„		17.	74	29.60	„
	23.	65	29.80	„		18.	74	29 70	„
	24.	63	29.38	„		19.	71	29.55	„
	25.	62	29.60	„		20.	70	29.55	„
	26.	64	29.95	„		21.	70	29.80	„
	27.	67	29.90	„		22.	73	29.85	„
	28.	69	29.80	„		23.	73	29.85	„
	29.	66	29.77	„		24.	75	29.50	„
	30.	65	29.72	„		25.	76	29.85	„

Ueber japanische Schifffahrt

und den

Schiffbau der Japanesen.

Von Commodore Perry.

(Hierzu die Illustrationen auf Tafel 6, 7 und 8.)

Die Gesetze Japans lassen nichts, wie geringfügig es auch scheinen mag, unbeachtet, und mehr als einmal fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß in keinem Theile der Welt die bestehenden Gesetze und Verordnungen besser aufrecht erhalten werden. So ist es auch in Bezug auf den Bau der Schiffe und Dschunken, wie sie hier zu Lande genannt werden. Es ist dem Schiffsbaumeister durchaus nicht gestattet, sei es in der Form, Größe und Takelage, oder in der inneren Einrichtung, auch nur im Geringsten von der festgestellten Regel abzuweichen.

Zur Zeit Kämpfer's waren die gesetzlichen Dimensionen der japanischen Handelsdschunken, wie folgt: die Länge 14 Faden, die Breite 4 Faden (1 Faden = 6 Fuß). Er sagt nichts von ihrer Tiefe, allein der flachen Bauart nach zu schließen, sollte ich denken, daß der Schiffsraum nicht tiefer als sechs oder acht Fuß unter Deck

gehen könnte. Diese Verhältnisse sind aller Wahrscheinlichkeit nach schon lange Zeit, bevor Kämpfer's Buch erschien (im Anfang des letzten Jahrhunderts), bis auf unsere Tage nicht verändert worden.

Ich habe vielleicht tausend Fahrzeuge dieser Art mit eigenen Augen gesehen, und sie waren alle von demselben Aeußeren und in denselben Verhältnissen. Die beigefügten Zeichnungen sind so genau, daß eine genauere Beschreibung beinahe überflüssig wird, und ich begnüge mich deshalb zu sagen, daß sie alle einen offenen Stern mit einer starken Scheidewand im Hintertheile haben, um das Wasser nicht in den Schiffsraum zu lassen. Das Steuerruder ist von auffallender, unhandlicher Größe, und wird mit Stricken und einer Winde, die sich in der Kajüte befindet, aus dem Wasser gehoben oder in dasselbe hinabgelassen. Dieselbe Winde wird außerdem, in Verbindung mit einer andern im Vordertheil befindlichen, benutzt, um den Mast und die Segel zu heben oder zu senken.

Der augenscheinliche Grund für eine so seltsame Construction des Sternes ist, um das schwerfällige Steuer besser handhaben zu können. Kämpfer und andere Autoren suchten den Grund in der mißtrauischen Politik der Regierung, die allen Schiffen untersagt, fremde Länder zu besuchen; bis zur Zeit meines Vertrages wurden Alle, die entweder absichtlich oder zufällig an einer fremden Küste landeten, mit dem Tode bedroht; und nun setzte man sehr natürlicher Weise voraus, daß Seefahrer in diesen gebrechlichen Fahrzeugen mit offenem Stern sich nicht außer Sicht der heimathlichen Küste wagen würden. Es ist jedoch genügend bekannt, daß die chinesischen Dschunken gewöhnlich einen ähnlichen Stern und Steuerruder haben, und es läßt sich nicht ohne Grund voraussetzen, daß ein solches Steuer das erste Substitut für ein Ruder im Hintertheil des Fahrzeuges bildet, welches in früheren Zeiten zum Steuern gebraucht wurde, und die Vermachung im Stern ist nur

der Bequemlichkeit halber angebracht, um das Ruder aus dem Wasser heben zu können.

Aus den Zeichnungen erhellt, daß diese Fahrzeuge einen scharf zulaufenden Bug und einen gerade vorspringenden Stern haben. Sie haben nur einen Mast, und dieser ist ziemlich weit hinter dem Mittelbalken befindlich; nur ein einziges viereckiges Segel wird benutzt. Dieses wird mit Seilen an beiden Stangenenden regiert, sowie mit dem gewöhnlichen, auch bei uns üblichen Tauwerk. Eine Anzahl kleiner Seile ist an beiden Säumen befestigt, bis nahe an die Spitze des Segels, die dazu dienen, das Segel, wenn man „beim Winde" fährt, straffer zu spannen.

Mit allen diesen Vorrichtungen ist es jedoch nicht möglich, ein Brechen des Segels zu verhindern, das nicht erlaubt, mit dem Fahrzeug näher beim Winde als 7 Punkte auf jeder Seite zu segeln; und um das Segel noch schwerfälliger und unpassender zu machen, ist das Material, woraus dasselbe besteht, (Baumwolle oder Nesseltuch) in verticalen Breiten zusammengeschnürt, statt, wie bei uns gebräuchlich, zusammengenäht zu werden.

Das Haupt- oder untere Deck ist flach und stark, und wasserdicht genug, um die Ladung zu empfangen; über demselben und hinter dem Mast ist eine Art von Halbdeck von gehöriger Stärke, unter welchem die Kajüte sich befindet. In dieser wohnen die Officiere, Passagiere und Diener, deren verschiedene Gemächer durch Schiebwände abgetheilt sind. Hier findet sich auch ein Altar mit dem Bilde eines Schutzgottes. Vor dem Mast, und oberhalb des Hauptverdeckes, ist eine Art von getheertem Dach, dessen Seiten auf beiden Borden ruhen. Diese Bedeckung besteht aus Brettern oder Stroh, und dient der etwa dreißig Seelen starken Mannschaft zum Aufenthalt; auch wird oft der werthlosere Theil der Ladung hier aufbewahrt. Noch weiter vorn befindet sich die Ankerwinde, und zugleich der Ort, wo die Anker aufbewahrt werden.

Aus dieser Beschreibung läßt sich die Unzweckmäßigkeit der Fahrzeuge, selbst für Fahrten an der Küste und zwischen den Inseln, ersehen, deren Gefahren durch das öftere Eintreten stürmischen und nebligen Wetters in jenen Regionen noch vermehrt werden. Ohne Zweifel finden häufig Schiffbrüche statt, obschon die japanischen Lootsen (jedes Fahrzeug hat einen solchen) sich selten weiter als einige Meilen von der Küste des Festlandes wagen, ausgenommen wenn sie von Insel zu Insel segeln, und selbst zu solcher Fahrt verlassen sie den Hafen nie ohne günstiges Wetter und guten Wind.

Ihre Boote sind groß und geräumig, und im Modell den Dschunken nicht unähnlich; sie werden gewöhnlich mit ruderartigen Stangen, die sich zu beiden Seiten auf kleinen Vorsprüngen in Zapfen bewegen, lang und leicht gebogen sind, von der Stelle geschoben. In Hakotade sahen wir einige Bootsleute Ruder auf der Seite nach der bei uns üblichen Weise benutzen, nur mit dem Unterschied, daß sie ihre Ruder abwechselnd auf der einen und dann auf der anderen Weise hoben und senkten, nicht aber rechts und links zugleich, wie wir.

Bei dieser Arbeit stehen die Japanesen, und halten in ihren Bewegungen richtig Takt, indem sie sich dieses noch durch Singen einer eintönigen Melodie erleichtern, immer Einer um den Andern sich in entgegengesetzter Richtung bewegend, der Eine schiebend, der Andere ziehend. Indem sie auf solche Weise das Boot fortbringen, bleibt dasselbe in vollkommen ebener, gleichmäßiger Bewegung.

Wir sahen nichts von besonderem Belang über die Weise, wie die japanischen Schiffsbauer ihre Arbeit verrichten. Es ist wohl zu bezweifeln, ob dieselben in der Zeichnung oder dem Modell ihrer Fahrzeuge wissenschaftlichen Grundsätzen folgen, oder nur sich versichern, wo der Schwerpunkt liegt; vielleicht haben sie nöthig gefunden daran zu denken, da das Gesetz sie zwingt alle Schiffe nach einem Modell und von ziemlich derselben Größe zu bauen.

Ihre Werkzeuge sind von ziemlich ursprünglicher Beschaffenheit, und ihre beste Arbeit zeichnet sich nicht gerade durch besondere Sauberkeit aus. Zu den metallenen Theilen wird statt des Eisens Kupfer verwendet, wo immer sich dasselbe mit Vortheil anwenden läßt, was wahrscheinlich seinen Grund in dem großen Ueberflusse hat, in welchem dieses letztere Metall vorkommt.

Ein merkwürdiges Beispiel von dem wohlthätigen Einflusse unseres freundlichen Umganges mit den Japanesen liefert der Umstand, daß das Gesetz, welches ihnen unter Todesstrafe verbot, von der vorgeschriebenen Ordnung im Schiffsbau abzuweichen, sowie jenes, das alle Japanesen, die, wenn sie das Land einmal verlassen, wieder in dasselbe zurückkehrten, mit dem Tode bedrohte, beide suspendirt, wenn nicht gänzlich abgeschafft worden sind.

Kayama Yezaimon, der Gouverneur von Uraga, ward beordert, ein Schiff nach dem Modell der Supply, eines sehr hübschen Fahrzeuges, zu bauen, und die Commissaire, die mit mir über den Vertrag unterhandelten, luden einen Japanesen, der an Bord des Flaggschiffes diente, und dem die Matrosen den Beinamen „Sam Patch" gegeben hatten, ein, seine Familie zu besuchen, und versprachen in meiner Gegenwart, daß er gütig behandelt werden, und unter dem unmittelbaren Schutz eines der Commissaire leben sollte. Seit jener Zeit ist, wie ich höre, schiffbrüchigen Japanesen die Rückkehr nicht mehr verboten; wie große Fortschritte sie jedoch im Schiffsbau gemacht, kann ich nicht sagen.

Wir sahen keine Kriegsdschunken, und wahrscheinlich haben sie keine dergleichen von bedeutender Größe. Vermuthlich begnügen sie sich, kleine Kanonen in die größeren Boote zu stellen, wo ihre Uferverthеidigungen nicht ausreichen. Ein beinahe zweihundertjähriger, ungestörter Friede hat sie der Gelegenheit beraubt, in diesem Punkte große Fortschritte zu machen.

約條

約條

亜墨利加合衆國と帝國日本両國
之人民誠實不朽の親睦を取結ひ
両國人民の交親を旨とし向後可
守ヶ條相立ル為合衆國より全權
マテユカルブレトヘルリ人
名を日本ホ差越し

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Heine, Wilhelm,

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Calw. Ringgold und Commodore John Rudgers im Auftr. d. Regierung d. Vereinigten Staaten unternommen in d. Jahren 1853 - 1856 ; unter Zuziehung d. offiziellen Quellen
Bd.: 1

Leipzig 1858